Dichter und Frauen

Ludwig Geiger

Digitized by Google



Digitized by Google

Dichter und Frauen.

Vorträge und Abhandlungen.

Digitized by Google

Dichter und Frauen.



Vorträge und Abhandlungen

von

Ludwig Geiger.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1896.



Digitized by Google

DEI. .KE

Alle Rechte, vornehmlich das der Uebersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

PN481
G37
1896
MAIN

Meiner lieben Frau

zum Doppelfesttag

September 1896.

170397

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
I.	Isotta von Rimini	1
II.	Ein lateinisches Epos über die Jungfrau von Orleans (1516)	23
III.	Molière und die Frauen	38
IV.	Goethe's Schwester	69
V.	Charlotte von Schiller	94
VI.	Dorothea Schlegel	128
VII.	Karoline von Günderode	151
VIII.	Fürst und Künstlerin	179
IX.	Johanna Motherby	195
X.	Deutsche Dichtung in den Befreiungskriegen	206
XI.	Bettina von Arnim und Moritz Veit	228
XII.	Heinrich und Charlotte Stieglitz	246
XIII.	Leopold Schefer und Karl Werder	266
XIV.	Otto Ludwig	296
XV.	Fanny Lewald	326
XVI.	Guy de Maupassant	341
	Anmerkungen	374

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA



I.

Isotta von Rimini.

Zu den charakteristischsten Herrschergestalten der Renaissancezeit gehört Gismondo, Sohn des Pandolfo Malatesta von Rimini, mit seiner Geliebten und spätern Gemahlin Isotta.

Das Geschlecht der Malatesta beginnt nicht mit Gismondo. Schon Jahrhunderte vor ihm hatte man, bald preisend, bald tadelnd, wohl auch höhnend, ja fluchend von den Malatesta gesprochen. Seit 1150 herrschten Mitglieder des Geschlechtes in Rimini und dehnten, vermöge ihrer Kraft und kriegerischen Tüchtigkeit, ihren Besitz über die ganze Mark Ankona aus. Schon der erste Vielgenannte des Hauses, Giovanni, war kriegerisch; in noch höherm Grade einer seiner Nachfolger, der hundertjährige Malatesta de Veruchio (1212—1312), der als eifriger Welfe von Dante zur Hölle verdammt und mit schweren Strafen belegt wurde. Noch von einem andern Mitgliede des Geschlechts hatte Dante zu reden, gleichfalls tadelnd, aber ihn durch den Zauber unvergänglicher Poesie der mitleidigen Theilnahme ewiger Geschlechter empfehlend. Es ist der schöne Paolo, der, obschon selbst verheirathet, zu der gleichfalls verheiratheten Franziska da Rimini von verbotener, aber unwiderstehlicher Liebe ergriffen wurde, welche

Digitized by Google

beide Sünder schwerer Strafe und ewigem Verderben weihte. —

Seit 1225 hatten die Malatesta, die zunächst sich damit begnügt hatten, Beamte in Rimini, die Ersten in der Stadt zu sein, eine wirkliche Herrschaft über dieselbe begründet und Fano mit Rimini vereint; ein anderer Zweig des Geschlechts regierte in Pesaro, freilich nur bis 1452. Kräftige Herrscher folgten einander; der bedeutendste ist Pandolfo, 1377—1427. Wie so viele damalige italienische Fürsten ist er Söldnerführer und Friedensfürst, Tyrann und Mäcen. In der Meinung der Zeitgenossen brachte sein brieflicher Verkehr mit der vielgenannten Dichterin Isotta Nogarola ihm mehr Ruhm als seine für Giovanni Maria von Mailand geführten Kriege ein, und man rechnete es ihm hoch an, daß er bei dem Eintreten eines titellosen Gelehrten in den Kreis von Fürsten für den erstern als den geistigen Herrscher den ersten Platz beansprucht hatte.

Aus seiner rechtmäßigen Ehe hatte er keine Kinder, die ihm nachfolgen konnten; aber zwei uneheliche Söhne bestiegen nach ihm den Herrscherthron, Galeotto Roberto, der schon 1432 starb, und Gismondo, Sohn des Pandolfo, wie er sich gern pietätvoll nannte. Gismondo war 1417 geboren, ein Knabe also, als sein Vater starb, kaum ein Jüngling, als er zum Herrscher berufen ward. Aber frühreif, wie er war — soll er sich doch schon als Dreizehnjähriger zur Zeit eines Aufstandes an die Spitze eines Haufens gestellt und den gegnerischen in die Flucht geschlagen haben —, wußte er den Aufgaben, die ihm gestellt wurden, zu genügen. Bald wurde er einer der gesuchtesten und gefürchtetsten Condottieri — gefürchtet, weil er glücklich und grausam war, gesucht, weil er das Glück an seine Fersen zu bannen schien — zugleich ein trefflicher Herrscher, wenn man mehr den praktischen Erfolg als die moralische Tüchtigkeit bedenkt. Er vergrößerte sein Ländchen, schmückte seine Stadt mit Bauwerken aller Art,

Digitized by Google

mit einer Festung, die sie uneinnehmbar machen, und einer Kirche, die ihr die Heiligkeit gewähren sollte.

Unter den Kriegen, die er führte, einer der merkwürdigsten, weniger zur Vergrößerung seines Gebietes als zur Befriedigung persönlichen Hasses bestimmt, ist der gegen Federigo von Urbino, einen der begabtesten und beliebtesten, im Frieden und im Kriege gleich tüchtigen, in Wissenschaften und Künsten erfahrenen, von Freunden und Fremden geliebten Fürsten jener Zeit. Federigo und Gismondo waren Todfeinde. Schon in der ersten Schlacht, in welcher der erstere seinem Vater hatte hülfreich sein können, war der Gegner ein Malatesta gewesen; noch zwanzig Jahre später standen sich beide als Kämpfer gegenüber. In diesen Kämpfen kam es nun zu seltsamen Scenen; die Anführer forderten sich zum Zweikampfe heraus, um durch diesen das Schicksal ihrer Völker und Heere entscheiden zu lassen, und warfen sich später gegenseitig vor, die Herausforderung sei geschehen zu einer Zeit, da der Geforderte sich nicht stellen konnte, oder an einem Orte, wo er sich nicht zeigen durfte. Zweimal kam es zwischen ihnen zu Friedensunterhandlungen: das eine Mal durch Vermittelung des Borso von Ferrara, der sein Friedenswerk durch eine Zusammenkunft beider Gegner einleitete, bei dieser absichtlich herbeigeführten Begegnung aber wenig Freude erlebte, denn die Feinde prallten auf einander und schleuderten sich gegenseitig Worte zu, die „weniger als ehrbar" waren und welche von dem Chronisten, der solches vermeldet, verschwiegen werden „aus Achtung für die hohen Herrschaften"; das andere Mal auf Anregung des Papstes Pius II., wo es wirklich dazu kam, daß die ehemaligen Feinde sich die Hände reichten und sich umarmten. Trotz solcher Verhandlungen, zu denen auch Heirathsvorschläge zwischen einer Tochter Federigo's und einem Sohne Gismondo's kamen, ging der Krieg weiter, ein Krieg, bei dem List und Gewalt von beiden Seiten angewendet wurde, bei dem es

Digitized by Google

weniger darauf anzukommen schien, zu siegen, als dem Gegner empfindlichen Schaden zuzufügen, und bei welchem im Ganzen Federigo sich als der Stärkere erwies.

Schon dieser Kampf, seine lange Dauer und sein Ausgang thun dar, wie wenig gerechtfertigt die hochtönende Umschrift war, die Gismondo auf einige seiner Münzen setzen ließ: „Städtebelagerer und stets unbesiegter Feldherr"; auch die ferneren kriegerischen Ereignisse beweisen Aehnliches. Denn wenn auch Gismondo zu Zeiten eine gewaltige Macht besaß, so stand er doch zuletzt so allein, daß er 1463 von dem unkriegerischen Papst Pius II. zur Unterwerfung genöthigt wurde und nur gegen Tributzahlung seine einzige Stadt Rimini behielt.

Eine fernere Geschichte von Gismondo's Kriegen soll hier nicht versucht werden. Umsoweniger als auch in Yriarte's Buch diese Ereignisse, die den Zeitgenossen am meisten imponirten, doch nicht mit der Ausführlichkeit und an der Hand vieler neuer und wichtiger Materialien dargestellt werden wie andere. Zur vollständigen Kenntniß von Gismondo's Wesen genügt es auch, wenn man von seinem Charakter spricht und auf seine Liebe, auf seine Begünstigung der Künste und Wissenschaften hinweist.

Gismondo war ein ungeheurer Verbrecher; es gibt keine Unthat, die er nicht gethan hätte oder zu deren Ausführung er von den Zeitgenossen nicht wenigstens für fähig gehalten worden wäre. Wie er in seiner eigenen Familie wüthete, so daß er zwei Ehefrauen aus Eifersucht oder Leidenschaft tödtete oder von sich stieß, eine That, der er sich in der widerlichen Grabschrift erinnerte: „Ich trage Hörner, die ein Jeder sieht, aber ich trage sie so, daß Keiner daran glaubt", daß er ferner seine Tochter schwängerte und seinen Sohn zu nothzüchtigen versuchte, so beging er auch außerhalb seines Familienkreises, von wüster Sinnenlust und kaum zu stillendem Blutdurst getrieben, die schrecklichsten Thaten. Man

Digitized by Google

erwartete von ihm, daß er die Türken nach Italien rufe, und war allgemein einverstanden mit der Unterschrift, welche der Papst, der schon mehrfach genannte, mit Gismondo in häufiger Beziehung stehende Pius II., 1461 unter das zur öffentlichen Verbrennung verdammte Bild des Gegners setzte: „Dies ist Gismondo Malatesta, Sohn des Pandolfo, Haupt der Verräther, Feind Gottes und der Menschen, zum Feuer verurtheilt durch den Beschluß des heiligen Collegiums.“ Denn er war ein Gottesleugner, ein Heide, der wohl an Träume und Geistererscheinungen, nicht aber an die Satzungen der Religion glaubte; ein Ketzer, der nicht in der durch strenges Sinnen gewonnenen Ueberzeugung des freien Denkers, sondern in dem renommistischen Gethue des berufsmäßigen Freigeistes sich über die Kirche hinwegsetzte, der daher durch die Verbrennung seines Bildes und seine Excommunication nicht sonderlich betroffen wurde, sondern nur lächelnd fragte, ob denn die Gebannten den Geschmack für gute Weine und feine Speisen beibehielten. Einzelne kirchliche Ceremonien hatte er schon früher ins Lächerliche gezogen; so hatte er einmal das Weihbecken mit Tinte füllen lassen und sich darüber gefreut, daß die Gläubigen, ohne es zu merken, sich schwarz färbten.

Und dieser selbe Mann hatte nicht bloß, wie auch der verruchteste Verbrecher, Momente der Besinnung, Aeußerungen aufwallenden Edelmuths, sondern er, der wilde Sinnenmensch, war einer ausdauernden großen Leidenschaft fähig; er, der gewaltthätige Krieger, der nur der rohen Körperkraft zu vertrauen schien, zeigte sich der feinen geistigen Beschäftigung wohlgeneigt, und er, der Kirchenschänder und Gottesleugner, erbaute der Gottheit eine herrliche Kirche.

Schon sehr frühzeitig hatte Gismondo an Eheschließung gedacht. Kaum fünfzehnjährig verlobte er sich mit der Tochter des Condottiere Carmagnola, wies sie aber zurück, als sein zukünftiger Schwiegervater einen schmählichen Tod durch die

Digitized by Google

Venetianer erlitt. Im Jahre 1434 führte er Genofeva von Este als rechtmäßige Gemahlin heim, erhielt von ihr einen Sohn 1437, der aber noch in demselben Jahre starb, und bereitete 1440 durch Gift, wie das allgemeine Gerücht ging, dem Leben seiner Gattin ein Ende. Die erste Ehe hatte den Herrscher von Rimini dem Fürstenhause von Ferrara genähert, die zweite, 1442 mit Polyxena Sforza geschlossene, sollte ihn mit dem mächtigen Herrscher von Mailand verbinden. Auch der Sohn, der aus dieser Verbindung stammte, lebte kaum ein Jahr, die Mutter folgte ihm bald im Tode nach, und zum dritten Male suchte Gismondo nach einer standesgemäßen Verbindung an einem der italienischen Fürstenhöfe. Er hätte auch diese leicht erlangt, da er gerade damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, und die Kunde von den vielen unehelichen Kindern, die er von mehreren Maitressen besaß, hätte diesem Begehren nichts geschadet, — heiratheten doch diese Kinder, Söhne und Töchter, später in die Familien der angesehensten Condottieri, ja selbst regierender Fürsten — diesem Begehren indessen trat entschieden, ohne heftig zu sein, mit großer Gewandtheit, ohne doch nur einen Augenblick das Ziel aus den Augen zu verlieren, eine Frau entgegen, die, zwar nicht aus fürstlichem Geblüt, doch die nächsten Ansprüche auf Gismondo's Hand zu haben glaubte — Isotta degli Atti. —

Isotta, die Tochter des Francesco degli Atti, eines begüterten Kaufmanns, ist etwa 1417, wohl zu derselben Zeit wie Gismondo, geboren. Die Bekanntschaft des Herrschers mit der Tochter des Unterthanen begann 1438, also schon während der Ehe mit Genofeva; die Leidenschaft zur Geliebten soll nicht nur die Neigung zu der Ehefrau gekühlt, sondern auch das gewaltthätige Vorgehen gegen diese veranlaßt haben. Daß eine solche Leidenschaft wirklich geherrscht und nicht bloß eines jener sinnlichen Bündnisse, die der Tag erzeugt und der Tag zerstört, das

Digitized by Google

geht nicht nur aus den Lobreden bezahlter Hofdichter hervor, sondern aus Gismondo's Liebesdichtungen. aus den von ihm veranlaßten künstlerischen Darstellungen der Geliebten, endlich aus dem Umstande, daß er sie, die er schon, während sie noch seine Geliebte war, ganz Italien in prahlerischen Worten als die Seine verkündet, der er bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin ein herrlich geschmücktes Grabdenkmal errichtet hatte, schließlich zu seiner rechtmäßigen Gattin erhob. Freilich, er beeilte sich mit diesem Schritte nicht, denn er that ihn erst 1456, also achtzehn Jahre nach der ersten Knüpfung des Verhältnisses, und er hielt das Gelöbniß der Treue nicht in allzustrengem Sinne, vielmehr konnte er auch ferner von der Maitressenwirthschaft nicht lassen, die eine nothwendige Zugabe des damaligen italienischen Hoflebens gewesen zu sein scheint. Aber schon, daß er ihn that, ohne die Nöthigung augenblicklicher Leidenschaft, ohne den Zwang politischer Verhältnisse, mächtiger Familieneinflüsse, sondern freiwillig, wenn auch nicht ohne das beständige Drängen einer nun Vierzigjährigen, die ihm schon mehrere Kinder geboren hatte, das beweist, daß er eines dauernden, durch äußere Bande gefestigten Zusammenlebens mit dieser treuen Gefährtin auch innerlich bedurfte.

Künstlerische Darstellungen der Isotta, die ja von Manchen aus freien Stücken unternommen sein konnten, weil sie sich durch solche den Herrscher günstig zu stimmen gedachten, die aber zumeist von ihm angeordnet wurden, gibt es sehr viele: Acht Medaillen, sieben derselben von Matteo da Pasti, die achte von Pisanello, alle aus den Jahren 1446 und 1447, der Blüthezeit des Liebesbundes; eine Marmorbüste im Campo Santo zu Pisa, die dem Mino da Fiesole zugeschrieben wird; ein Basrelief, das nicht selten als Darstellung der gleichzeitigen Dichterin Isotta Nogarola (vgl. über sie oben S. 2) bezeichnet worden und das nach Yriarte's Vermuthung von Agostino di Duccio herrührt, endlich die

Bildsäule von Bernardo Ciuffagni zu Füßen des Erzengels Michael in der diesem Heiligen geweihten Kapelle der von Gismondo errichteten Kirche zu Rimini.

Gismondo's Liebesdichtungen — im Ganzen sind von Yriarte vier, und zwar in Bologna, Florenz, Rom, entdeckt — sind nicht von besonderer dichterischer Schönheit, aber sie sind wichtig zunächst wegen ihrer Bedeutung für die Kunstgeschichte von Rimini. Sie behandeln nämlich die Bilder des Thierkreises, Planeten, mythologische Figuren, kurz, lauter Dinge, die auch in den von Agostino di Duccio herrührenden und noch in Rimini befindlichen Basreliefs dargestellt sind, die zwar in der Heiligenkapelle einer christlichen Kirche wenig am Platze erscheinen, aber erklärlich sind, nun da man weiß, daß sie von dem Herrscher besungen wurden. Sie sind ferner interessant wegen ihrer vielfältigen Anspielungen auf das Alterthum, wegen des Ausdrucks wirklicher Leidenschaft, die den seit Petrarca üblichen idealen Schwärmerton nicht immer verträgt, sondern ihre Befriedigung, den Lohn für lange Liebe und vieles Rühmen verlangt. Daß Gismondo aber auch schwärmen konnte dergestalt, daß er eher wie ein unschuldiger Jüngling, denn wie ein schuldbeladener Wüstling erschien, das bewies er durch manche Verse, von denen einige in prosaischer Wiedergabe so lauten: „O sanfte Leuchte, du meine andere Seele! Zartes Geschöpf, würdiges Angesicht, engelhaftes und mildes Licht, auf dessen Strahl mein Geist hofft. Du bist die Stütze meines Heils, die meinen schwachen Leib erhält, Du der feste Stab meines Lebens. Reines, unschuldiges Täubchen, vor Dir beugt sich das Kraut und neigt sich die Blume, beide voll Sehnsucht, von Deinem Füßchen getreten, von Deinen farbigen Gewändern gestreift zu werden, und die Sonne, die, wenn sie sich des Morgens erhebt, stolz auf ihre Pracht ist, schleicht davon, sobald sie Dich erblickt, wehklagend und vernichtet.“

Verlangt man noch andere Zeugnisse für Gismondo's

Digitized by Google

Liebe zu Isotta, als diese seine lautredenden Betheuerungen aller Art, so findet man sie in den gewiß unverdächtigen Aeußerungen seiner Feinde. Diese nämlich, so ungünstig sie auch für ihn lauten, enthalten nur Günstiges über Isotta und die Aufrichtigkeit seiner Liebe zu ihr; selbst Papst Pius II. äußerte über sie: „Er liebte Isotta über alle Maßen, und sie war dessen werth."

Isotta, die Geliebte, sollte aber durch bleibendere Werke verherrlicht werden als durch Briefe und Gedichte. Zu ihrem Preise daher ist hauptsächlich der „Tempel der Malatesta" errichtet.

Der Tempel der Malatesta trägt folgende erklärende Inschrift: „Gismondo Pandolfo Malatesta, Sohn des Pandolfo, heil und gesund zurückkehrend aus häufigen und schweren Gefahren, die ihn während der vielen in Italien geführten Kriege bedrohten, in denen er mit ebenso viel Muth wie Kraft focht, that das Gelübde, zur Einnerung an diese Kämpfe in Rimini dem Herrn einen Tempel zu errichten. Er erbaute denselben mit außerordentlicher Pracht und ließ hier auf Erden ein heiliges und berühmtes Andenken zurück." Der Plan zum Bau der Kirche wurde im Jahre 1445 gefaßt und die Ausführung alsbald begonnen. Zum künstlerischen Bauleiter war der geniale Leo Battista Alberti ausersehen, der 1435 zu Florenz in den Gesichtskreis des Herrschers von Rimini getreten war. Die ursprüngliche Absicht, eine ganz neue Kirche zu bauen, wurde bald fallen gelassen zu Gunsten der seit lange bestehenden, manche Reliquien und eine Anzahl Familiengräber bergenden Kirche S. Francesco, und es wurde nun beschlossen, die Mauern der alten Kirche, sowie ihre Kapellen zu erhalten, das Ganze mit einer Marmorbekleidung zu versehen und im Innern mannigfach umzugestalten. Am 31. October 1446 legte man zu dem neuen oder richtiger dem zu verändernden Gebäude den Grundstein; Bartolommeo Malatesta, Bischof von Rimini, stand der Feier vor. Der

Digitized by Google

Marmor, den man zur Ausschmückung des Aeußern und Innern brauchte, wurde auf die billigste Weise durch das damals selbst bei Verehrern des Alterthums beliebte Mittel des Abbruchs alter Denkmäler und Bauten in Ravenna, Fano und Rimini selbst verschafft. Das Aeußere aber blieb, trotz dieses fast kostenlos erworbenen Materials, zur Zeit Gismondo's unvollendet und ist in diesem provisorischen, nur äußerlich scheinbar fertigen Zustande bis auf den heutigen Tag verblieben. Das Innere dagegen ist vollendet, hauptsächlich die acht Kapellen mit ihrer reichen Decoration; unter allen den vielen Verzierungen ist kaum eine einzige, die an christliche Symbole erinnert, überall vielmehr finden sich Anspielungen auf das Heidenthum oder deutliche Hinweisungen darauf, daß Isotta und Gismondo die schützenden Genien des Baues, die zu verehrenden Götter des Tempels waren. Die an Bau und Ausschmückung der Kirche thätigen Künstler sind nicht die von Vasari genannten; weder Luca noch Ghiberti, noch Simone Donatello haben daran gearbeitet. Zur Darstellung der Baugeschichte fehlen indessen urkundliche Hülfsmittel, da das Kirchenarchiv 1527 theilweise zerstört, theilweise nach Rom gebracht wurde; aus einzelnen im Archiv von Siena aufbewahrten Briefen hat Yriarte nun einen Theil dieser Baugeschichte reconstruirt; aus den dort erwähnten, bisher unverständlichen oder falsch gedeuteten Namen Miser Battista, Matthäus Servulus, Agostino wurden nun die bedeutenden Künstler Leo Battista Alberti, Matteo da Pasti und Agostino di Duccio. Es würde zu weit führen, alle Künstler und jedes einzelne Kunstwerk zu nennen, zumal man hier Schritt für Schritt Yriarte's mühsamen Forschungen und geistreichen Vermuthungen zu folgen hätte; nur Einzelnes sei erwähnt. Zunächst eine auf den ersten Anblick allzu kühn erscheinende, bei näherem Zusehen recht ansprechende Vermuthung. Die achtzehn kleinen reizenden musicirenden Kinder, welche in der Kapelle des Erzengels Michael abgebildet sind, weisen auf

Digitized by Google

keinen der bekannten Meister; Yriarte möchte als den Bildner Bartolommeo Sperandio Meglioti aus Mantua annehmen. Auf der kleinen Orgel nämlich, die das erste dieser musicirenden Kinder spielt, steht als Inschrift: SPERA . IN . DEO, nach Yriarte INDEO in einem Worte; nach der Abbildung (S. 214) scheint indessen der Zwischenraum zwischen IN und DEO genau so groß zu sein wie der zwischen SPERA und IN; eine solche Inschrift, sollte sie wirklich „hoffe auf Gott" bedeuten, wäre die einzige religiöse in der ganzen Kirche; daher ist die Vermuthung, daß hier ein Wortspiel mit dem Namen des Künstlers Sperandio vorliegt, nicht abzuweisen. Sodann der Hinweis, daß die in der ehemaligen Kapelle des H. Hieronymus befindlichen Darstellungen durchaus auf Grund eines von Gismondo an Isotta gerichteten Gedichtes gemacht sind (vgl. oben S. 7 fg.); „Gismondo's Gedanken von Agostino di Duccio in Marmor übersetzt". Ferner sei des Beweises gedacht, daß die dem „Simon, Bruder des Donatello" von Vasari und seinen Nachfolgern zugeschriebenen Kunstwerke falsch bezeichnet sind, weil Donatello gar keinen Bruder hatte, daß sie vielmehr dem Simone Ferrucci angehören, einem Künstler, der von den Zeitgenossen manchmal kurz Donatello genannt wurde, weil er ein Schüler des Meisters war. Ganz besonders wichtig sind die scharfsinnigen Ausführungen, daß der Augustinus Florentinus, der auch in Perugia vielfach thätig erscheint, Agostino di Duccio ist, der eben als ein für die Herstellung der Bildhauerarbeiten der Kirche am eifrigsten sorgender Künstler nachgewiesen wird.

Unter den Bildern, Reliefs und Bildsäulen der Kirche zu Rimini befinden sich außer denen hervorragender Persönlichkeiten, Heiliger, mythologischer Figuren, auch allegorische Darstellungen der Wissenschaften: Grammatik und Rhetorik, Botanik und Astronomie, Philosophie und Geschichte, endlich auch der Kunst, besonders der Poesie. Denn auch Gelehrsamkeit und Dichtung fanden am Hofe von Rimini ihre Pflege. Eine solche Pflege war in Rimini gewissermaßen traditionell.

Digitized by Google

Nicht bloß Gismondo's Vater, Pandolfo, war, wie die meisten italienischen Renaissancefürsten, ein Pfleger der Studien gewesen; einer seiner Vorfahren (1370—1429) hatte seiner literarischen Neigungen wegen den Namen Malatesta dei Sonetti empfangen, er, der in heftigen Streitgedichten den Papst angriff, den er mit seinen Hülfstruppen zu befreien kam. Will man die damaligen Bildungsträger des Hofes von Rimini kennen lernen, so muß man die Namen derjenigen nennen, die in der Nähe des Grabdenkmals der Isotta ihr Grab fanden oder ein solches wenigstens begehrten.

Auf diesen Ruhm machten besonders drei Männer Anspruch, die sich zur Herstellung eines gemeinsamen eigenartigen Werkes, Trium poetarum opuscula (Paris 1559), vereinten, einer Sammlung, die alles, was sich an höfischer Schmeichelei und mittelmäßigen Versen leisten läßt, enthält. Der erste dieser Versmacher ist Porcellio, der sich Jahrzehnte lang an den verschiedensten Fürstenhöfen umhertrieb, 1434 schon von Eugen IV. gefangen gesetzt wurde und noch im sechsten Jahrzehnt die Kriege zwischen Francesco Sforza und Piccinino in erbärmlichen Hexametern beschrieb, ein feiler Poet, unsittlich in seinem Leben und in seinen Schriften. Wie feil er war, erkennt man aus einer Vergleichung der schmeichlerischen Lobgedichte unserer Sammlung mit früheren Gedichten. Damals hatte der Dichter einmal einen Dialog zwischen Isotta und ihrem Vater geschrieben, in welchem jene ihre Schuld bekennt, sich freilich mit dem Beispiele der von den Göttern bezwungenen Schönen des Alterthums zu entschuldigen sucht, der Vater aber zornig antwortet: „Die Röthe steigt in Dein Gesicht, sie beweist Deine Gewissensbisse und das Bekenntniß Deiner Schuld, aber vergebens suchst Du Dich zu rechtfertigen; nicht die Liebe war es, die Dich lockte, sondern die Lüsternheit. Lege wenigstens Deine reichen Kleider ab und laß von Deinem schwelgerischen Leben, erst dann wirst Du meine Verzeihung verdienen.“ Jetzt dagegen hat der Poet nur hochtönende Lob-

Digitized by Google

preisende Ausdrücke für die Keuschheit und Unschuld der also Geschmähten. Der zweite Dichter ist Basinius aus Parma (1425—1457), ein fleißiger Schriftsteller, ein nicht unwürdiger Schüler des Vittorino da Feltre, des Meisterlehrers der Renaissance, ein Pfleger der griechischen Sprache, der diese in einer vor Gismondo gehaltenen Disputation siegreich vertheidigte, dabei ein im Ganzen bescheidener Mensch, der die ihm zu Theil werdende Gunst verdiente, bescheiden trotz seines Spottes gegen die armen Schlucker, welche sich, umstrahlt von der Sonne der Fürstenhuld, in Rimini umhertrieben. Der dritte ist Trebanio, von dem man so gut wie nichts wissen würde, wenn seine Verse nicht in diese Sammlung aufgenommen wären.

Diese Dichter, so gern sie sich auch von dem Fürsten bezahlen oder, um einen ihnen genehmen Ausdruck zu gebrauchen, belohnen lassen, leben der festen Ueberzeugung, daß sie es sind, welche dem Fürsten Ruhm verleihen. „Dein Name", redet der Eine Gismondo an, „wird durch meine Verse wachsen, wie die hohe Pappel, wenn sie vom Wasser getränkt wird" und „Du wirst unsterblich sein durch mein Lied", spricht der Andere zu Isotta. Sie überbieten sich in Schmeicheleien; in ihren Versen erscheint Gismondo als „Gott der Dichter" und Isotta als Auserwählte des Jupiter; über diese Wahl, welcher die Tugend der Isotta ein schweres Hinderniß entgegenstellt, geräth der Olymp in Aufregung; die Götter schreiben einander Briefe und schicken Kundschafter auf die Erde; sie vermögen nach langen Unterhandlungen das Haupt der Götter zu bewegen, die Sterbliche, freilich der Unsterblichkeit Würdige dem mächtigen Fürsten zu überlassen und sich mit dem ästhetischen Wohlgefallen an ihr zu begnügen. Der Liebesbund, durch die Götter besiegelt, verdient auch den Preis der Menschen; daher bemühen sich die Dichter, Liebesbriefe des Herrschers an die Herrin zu geben, in welchen die Treue beider, welche allen Lockungen wider-

stehe, gepriesen wird. In anderen Lobgedichten wieder wird Isotta Krone der Menschheit genannt, Gismondo als der mächtige Fürst bezeichnet, der durch sein Erscheinen allein die Barbaren von Italien abhalte und billig daher die Krone Italiens verdiene. Wie solche Verherrlichung mit der Wahrheit übereinstimmte, mag man aus dem Umstande ersehen, daß Gismondo, der als Herrscher Gerühmte, mit ebenso großem Rechte der Diener Aller genannt werden konnte, da er ja Allen sein Schwert zur Verfügung stellte, und aus dem fernern, daß er, der angebliche Barbarenbefreier, nach dem allgemeinen Glauben jener Zeit für fähig gehalten wurde, die Türken ins Land zu rufen und, wie es scheint, die Ausführung des Planes durchaus nicht von sich wies.

Derartige Lügendichter, wenn man wirklich die überzeugungslosen Hofpoeten, die bei keinem Fürsten der Renaissance fehlen, mit so starkem Ausdrucke nennen will, konnten bei Gismondo verweilen, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Aber auch andere Schriftsteller, die eine höhere Stellung einnahmen und größere Selbstachtung besaßen als die genannten, hielten sich dort auf: Rob. Valturio und Leo Battista Alberti. Beide fanden freilich an diesem Hofe ihre Beschäftigung. Valturio (1413—1484, seit 1446 dauernd in Rimini), der Kriegstheoretiker, der für sein nicht im Feldlager entstandenes Werk: De re militari keine besseren Studien machen konnte, als hier am Hofe eines allzeit gerüsteten Kriegers, und Alberti, der unter Anderm auch Baumeister war und, wie wir sahen, von dem baulustigen Fürsten Beschäftigung genug erhielt. Indessen beide waren Männer von Charakter, welche bei einem Herrscher, der ihnen gänzlich charakterlos erschienen wäre, schwerlich ausgehalten hätten. Zumal Alberti, der jede Stadt Italiens seine Heimath hätte nennen können, weil jede stolz darauf war, ihn zu besitzen, mußte gerade an Gismondo etwas finden, was ihn anzog und festhielt. Was er fand, das war einerseits die eigenartige Persönlichkeit des Herrschers, die dem

Digitized by Google

Menschenbeobachter stets erneuten Stoff zu Studien bot, und andererseits die offen ausgesprochenen literarischen Neigungen, die bei ihm nicht bloß Modesache waren, sondern seiner innern Natur wirklich entsprachen.

Denn in der That ist Gismondo eine literarische Persönlichkeit, ein Mann, der vielleicht zum Schriftsteller getaugt hätte, wenn er nicht zufällig Herrscher gewesen wäre, der aber, obgleich er nun eben Herrscher war, die literarischen Bestrebungen bewahrte. Er brachte es darin so weit, daß er auch von seinem Todfeinde, dem Papst Pius II., bezeichnet wurde als einer, „der die Historien kannte, eine große Kunde der Philosophie besaß und zu Allem, was er ergriff, geboren schien". Wirklich war er fast ein Gelehrter zu nennen. Während er im Felde keine Ruhe hatte, von einer Unternehmung zur andern eilte, immer beschäftigt, Alles selbst anordnend, unwillig über jeden Widerspruch, hörte er die Disputationen seiner Gelehrten ruhig an, duldete die Gegenrede, die sich gegen ihn erhob, erfreute sich freilich mehr, als an ruhigen, sachlichen Auseinandersetzungen, an den heftigen Redekämpfen, die die Gelehrten sich unter einander lieferten. Er erklügelte selbst mit Hülfe gelehrter Männer, wie Valturio berichtet, „aus den verborgensten Abgründen der Philosophie" bildliche Formen für die in den Gemälden seiner Kirche zu allegorisirenden Begriffe. Aber am schönsten bewies er diese literarische Tendenz durch Ehren, die er nicht seinen Hofpoeten und sonstigen um ihn verdienten Männern, sondern solchen Gelehrten und Dichtern anthat, die mit ihm selbst in fast gar keiner Beziehung standen und die niemals das Wort zu seinem Lobe ergriffen hatten. Als Beispiel für diese Gesinnung mag die Thatsache dienen, daß er als erste Beute des von ihm unternommenen Türkenzuges die Leiche des Gemisthos Plethon mitgebracht und „wegen der ungeheuern Liebe zu den Gelehrten, von der er entbrannt ist", wie es auf dem Leichenstein heißt, in seiner Kirche hatte

Digitized by Google

beisetzen lassen, jenes Philosophen, der, einer der selbständigsten Denker der Renaissancezeit, in Denken und Leben das Alterthum lauter und rein zu verkörpern gestrebt, der vor dem Aussprechen wahrhaft heidnischer, jedenfalls der Lehre des Christenthums durchaus entgegengesetzter Meinungen sich nicht gescheut, die Christen als Sophisten bezeichnet, der aber dabei auch politische und ökonomische Ueberzeugungen ausgesprochen hatte, die nicht dem Studium des Alterthums entnommen, sondern aus einer kenntnißreichen und vorurtheilsfreien Würdigung des modernen Staatslebens geschöpft waren. Diese dem Andenken des griechischen Philosophen dargebrachte Huldigung erfolgte 1465; sechzehn Jahre früher hatte er einem Andern diese Ehre zu Theil werden lassen, Giusto de' Conti (gest. 1449, der zwei Jahre vorher nach Rimini gekommen war), einem feinsinnigen Lyriker, der in seinen zarten melodiösen, inhaltsarmen, aber trotz ihrer beständigen Wiederholungen wirklich gefühlvollen Sonetten eine strenge Geliebte, die entweder, weil sie in Klostermauern gefangen oder weil sie, obschon äußerlich frei, der Liebe keinen Zugang zu ihrem Herzen gewährte, sich hart bezeigte, gepriesen, ihre schöne Hand (la bella mano, nach der auch der Titel seiner Gedichtsammlung gewählt wurde), sowie die Reinheit ihres Geistes verherrlicht hatte.

Die genannten Schriftsteller und Dichter haben, wenn sie auch nicht alle hervorragend sind, doch eine gewisse Bedeutung; neben ihnen muß aber noch einer genannt werden, dessen einzige Bedeutung im Abfassen von Bettelbriefen bestand. Drei solcher Briefe des Trajalus, Trachalo, der sich charakteristisch genug Servulus nennt, um schon durch diesen Namen seine Stellung und Gesinnung zu bezeichnen, theilt Yriarte mit; sie würden ergötzlich sein, wenn sie nicht so erbärmlich wären. In dem einen rühmt der Briefschreiber den Tempel von Rimini, um dem fürstlichen Erbauer desselben zu schmeicheln; in dem zweiten gibt er politische Rathschläge,

Digitized by Google

um dem Meister der Politik gefällig zu sein, vergißt aber natürlich nicht, an Lobpreisungen und Weisheitssprüche seine Bitten und Forderungen anzuknüpfen; im dritten bettelt er ganz ohne Umschweife: „Körperliche Anstrengungen bedürfen der Kraft, geistige Mühen der innern Befriedigung,“ ihm fehle beides, und da solle er schaffen und arbeiten. Er brauche Schuhe und Kleider; freilich habe er zwei Röcke, aber es sei ein Jammer, sie anzusehen. Mehr noch als das augenblickliche Elend quält ihn der Gedanke, daß man ihm nicht glauben und nicht helfen werde. „Die Herren sind ihren Literaten gegenüber wie die Liebhaber gegen ihre Maitressen; da diese lügen, so oft sie den Mund aufthun, so finden sie auch dann keinen Glauben, wenn sie wirklich einen kostbaren Schmuck verloren haben.“

Ebenso wie Gismondo selbst brachten die zu Rimini lebenden oder nach Rimini sehnsüchtig blickenden Dichter der Geliebten, spätern Gemahlin des Fürsten, ihre Huldigungen dar. Dort und anderwärts wußten die bezahlten Hofdichter von der gepriesenen Frau, die nach der übertreibenden Weise jener Zeit und solcher Dichter stets als ein Idealwesen erscheint, hauptsächlich drei Eigenschaften zu rühmen: Keuschheit, Schönheit, Bildung. Sucht man nun bei Isotta da Rimini diese Eigenschaften, so findet man nicht viel davon, ja, manchmal sogar das Gegentheil von dem, was man finden möchte. Denn Keuschheit hatte das Mädchen nicht bewiesen, als es dem stürmisch nach unerlaubter Liebe werbenden Manne sich ergab; Schönheit war keine hervorragende Eigenschaft der Isotta, es müßten denn alle künstlerischen Darstellungen zu ihren Ungunsten lügen; und wie steht's mit ihrer Bildung? Bisher meinte man, sie hätte selbst die lateinischen Huldigungen, die ihr erwiesen wurden, verstanden, und an gelehrter Kenntniß mit mancher ihrer hochgebildeten Zeitgenossinnen gewetteifert; jetzt erfährt man,

Digitized by Google

daß sie nicht einmal die Vorstufe der Bildung erreicht hatte, daß sie nämlich nicht schreiben konnte.

Die wichtigen Documente, aus denen Yriarte diese auffällige Thatsache schließt, rechtfertigen ein längeres Verweilen; sie sind nicht bloß für die eine Persönlichkeit ausschlaggebend, sondern für die ganze Renaissancezeit charakteristisch. Es sind zwei im Archiv von Siena gefundene Briefe, deren erster vom 20. December 1454 in deutscher Uebersetzung (ich benutze die von Moritz Ehrlich in der Berliner „Tribüne" vom 29. Juli 1882 mitgetheilte, die die charakteristische Ausdrucksweise des Originals treffend wiedergibt) so lautet:

„An den großmächtigen Herrn, Herrn Gismondo Pandolfo da Malatesta, meinen erlauchtesten Herrn.

Lieber Herr. Ich habe Euern Brief erhalten, durch welchen Ew. Herrlichkeit mir heilig zuschwört, daß Ihr mir mehr als je zugethan seid. Gewiß und wahrhaftig, lieber Herr, ich glaube es, und ich würde über solchen Schwur klarer und sicherer sein, wenn jener Sache ein Ende gemacht würde, welche mich in steter Aufregung erhält. Um wie vieles sicherer würde ich dann Eures Schwures sein. In Betreff dessen, was Ew. Herrlichkeit mehr wünscht als ich, so bitte ich inständig Ew. Herrlichkeit, wenn Ihr es auch sonst ganz und gar nicht wünschen solltet, daß Ihr es mir zu Liebe, da Ew. Herrlichkeit mein Leben und meine Ruhe will, wünschen möchtet, und die wahre Verehlichung so rasch als Ihr nur immer könnt, ins Werk richtet. In Betreff, daß Ew. Herrlichkeit mir schreibt, daß ich auf Euern Brief nicht so antworten sollte, wie eine Person, die immer auf Argwohn und Eifersucht um Euch aus ist, so habe ich aus sicherer Kundschaft erfahren, daß Ew. Herrlichkeit mir Jenes an der Tochter des Herrn Go gethan hat, über welches und meine anderen Leiden mir gut schien, ein wenig in jenem Schreiben mit Ew.

Digitized by Google

Herrlichkeit zu sprechen, weshalb mein Brief Euch ein wenig schroff erschien. Betreffend, daß Ew. Herrlichkeit sagte, Ihr wolltet mir nicht mehr schreiben. Als ich besagte Stelle sah, sagte ich mir: es fehlt mir nun nichts mehr, als gänzlich übel zufrieden zu sein; bitte Ew. Herrlichkeit, wenn sie mich völlig so liebt, wie Ihr sagt, so entzieht mir nicht Jenes, was meine Hauptbefriedigung ist, eben das Schreiben, da ich Ew. Herrlichkeit nicht sehen kann, daß ich dann doch Eure Briefe sehe. Wollet Mitleid haben mit mir Armen.

Unser Malatesta befindet sich wohl und hat mit großer Freude das Pferd erhalten. Alle unsere übrigen Söhne und Töchter sind gleichfalls wohl. Soviel für diesmal. Tausendfach empfehle ich mich Ew. Herrlichkeit.

Gegeben am 20. December

Von Ew. Herrlichkeit Dienerin
Yzotta da Arimini.

Diesem Schreiben folgte bereits am nächsten Tage, also am 21. December 1454 ein zweiter kürzerer Brief, der so lautet:

„Lieber Herr! Heute hat mich Madonna Isotta an Euch schreiben lassen, in Betreff der Tochter des Herrn Galeazzo. Derjenige hat wohlgesprochen, Ew. Herrlichkeit, welcher behauptet, daß die jungen Hühner immer eine magere Brühe geben. Dieser Tage haben wir uns zu diesem jungen Mädchen begeben, und kurz und gut, sie hat Alles geleugnet und uns gute Miene gemacht; Isotta, Ew. Herrlichkeit, hat ihr, meines Erachtens, Alles gesagt, was man ihr sagen konnte. Alle Eure Söhne und Töchter befinden sich wohl. In dem Lande, in welchem Ihr seid, ist man aus Anlaß der Einnahme des

Schlosses in Freude und Triumph; hier sind wir in übler Lage, und man möchte sagen, daß wir ohne Kompaß steuern, der Strömung überlassen. Madonna Lucrezia sollte wohl dieser Tage an Ew. Herrlichkeit geschrieben haben; ich vermuthe, daß dieselben ihren Brief erhalten haben. Sie und alle die Anderen empfehlen sich Euch.

Gegeben am 21. December

von Ew. Herrlichkeit Dienerin A. de M.

Daß diese Briefe zeitlich durchaus zusammengehören, obwohl beide keine Jahreszahl haben, liegt auf der Hand. Sie behandeln beide dieselbe Angelegenheit, eine jener vorübergehenden Neigungen Gismondo's, durch welche die Treue der Isotta auf eine so harte Probe gestellt wurde. Der Anfang des zweiten Schreibens und die völlig übereinstimmende Handschrift beider Briefe, die Yriarte in getreuem Facsimile gibt, machen es aber durchaus gewiß, daß Isotta auch den ersten nicht selbst geschrieben hat. So denkbar es nun auch ist, daß sie als Geliebte eines Fürsten sich bei ihren Schreibereien einer Sekretärin bediente, so ist es undenkbar, daß sie für die Behandlung solch intimer Angelegenheiten eine andere Hand gebrauchte, außer in zwei Fällen, dem einen, daß sie krank war, dem andern, daß sie nicht schreiben konnte. Der erstere Fall ist aber ausgeschlossen, denn sie berichtet und läßt berichten von Besuchen, die sie an demselben Tage gemacht hat; es bleibt also nur der zweite übrig. Isotta konnte nicht schreiben, und ferner, sie behandelte die italienische Sprache willkürlich, ohne zureichende Kenntniß der Regeln, ja sie spricht wie eine gänzlich ungebildete Frau. Man ersieht aus einer Vergleichung der beiden mitgetheilten Briefe ganz deutlich, daß der erste dictirt, der zweite von der Schreiberin abgefaßt ist, der letztere, zwar auch echt weiblich unorthographisch geschrieben, aber die feine, bilderreiche Ausdrucksweise einer gebildeten Frau verrathend, der erstere

Digitized by Google

durch seine unbeholfene, sprachlich unrichtige Ausdrucksweise die mangelhafte Kenntniß der sprachlichen Gesetze bekundend.

Streicht man nun aus dem Register der guten Eigenschaften der vielgerühmten Isotta von Rimini alle diejenigen, deren Ungrund sich gezeigt hat, also gerade diejenigen, die von den Zeitgenossen am meisten gepriesen wurden, Keuschheit, Schönheit und Bildung, so wird man mit dem Berichterstatter Clementini antworten können: „Gismondo liebte Isotta, weil sie große Fähigkeit zum Regieren hatte, wovon sie bei ihrer Verwaltung der Stadt in Abwesenheit des Gatten deutliche Beweise gab;“ oder, allgemeiner gesagt, wegen ihrer Klugheit und ihrer Treue. Diese zeigte sie allerdings während ihres ganzen Lebens: hingebendes Festhalten an dem Manne, dem sie sich ergeben, treue Unterstützung seiner Pläne, Zuspruch im Unglück, Mahnreden im Glück. Während er in Kriegen beschäftigt war, bewies sie sich als die redlichste Verwalterin des Landes, war er zugegen, als die mäßigende und besänftigende Rathgeberin des leicht Aufbrausenden, in allen Lagen unentbehrlich dem rasch und launenhaft nach Veränderung Begehrlichen, und zwar nicht in Folge langjähriger Gewöhnung, sondern weil sie dem Gatten in allen Wechselfällen eine stets gleichbleibende thätige Liebe wahrte.

Mit Gismondo's Tode (1468) hört die Bedeutung Rimini's nicht völlig auf, aber der Beginn des Verfalls tritt ein. Gleichzeitig mit ihm hatte sein Bruder, Malatesta Novello, (1418—1465) in Cesena geherrscht und gleich seinem größern Verwandten Kriegstüchtigkeit mit Pflege der Studien zu verbinden gesucht. Er war ohne Zweifel gelehrter als Gismondo, stand mit Cosimo von Medici in eifrigem Büchertausch und kannte auch den Inhalt und Werth seiner Handschriften, so daß er z. B. die Hoffnungen, die jener auf ein Terenzexemplar gesetzt, mit den Worten niederschlug, seine Lesarten seien nicht gut. Nach Gismondo's Tode herrschte in Rimini, obwohl nach einer frühern Bestimmung Rimini so gut wie Cesena

Digitized by Google

an den Papst fallen sollte. Isotta mit ihrem Sohne Sallust, dann in Gemeinschaft mit Roberto, einem unehelichen Sohne Gismondo's aus dessen Verbindung mit Vanetta di Galeotto dei Toschi, der, statt dem ihm gewordenen Auftrage nachzukommen, Rimini für den Papst einzunehmen, es lieber für sich in Besitz nahm und verbündet mit dem Herzog von Urbino die gegen ihn ausgesendeten päpstlichen Truppen besiegte (1470). Wenige Tage nach diesem Siege wurde Sallust in einer Straße der Stadt ermordet gefunden; einige Wochen später starb Isotta an einem schleichenden Fieber; fast gleichzeitig mit ihr ein jüngerer Sohn Gismondo's, Valerio; alle drei Todesfälle wurden, gewiß nicht mit Unrecht, dem Roberto Schuld gegeben, der sich in dieser summarischen Weise seiner unbequemen Nebenbuhler entledigte und erbärmlich genug war, Anderen gegenüber Trauer über die Unglücksfälle zu heucheln. In Folge dieses Verbrechens wurde er Alleinherrscher, als solcher vom Papste anerkannt, heirathete die Tochter des Herzogs von Urbino, erfreute sich aber nicht lange seines Glückes und seines durch große Kriegsthaten erworbenen Ruhmes, denn er starb 1479. Mit ihm ist die Reihe der glücklichen Malatesta zu Ende, die letzten Sprossen im 15. und 16. Jahrhundert bedeuten nichts; Rimini wurde nun wirklich als päpstliches Lehen eingezogen; die Herrscherrolle des Geschlechts war ausgespielt [1].



Digitized by Google



II.

Ein lateinisches Epos über die Jungfrau von Orleans (1516).

Seit Shakespeare hat die dichterische, sowohl dramatische als epische, Behandlung der Thaten und des tragischen Ausganges der Jungfrau von Orleans nicht geruht. Man braucht nur die Namen Chapelain, Voltaire, Schiller zu nennen, um die Art der Behandlung in den auf Shakespeare folgenden drei Jahrhunderten mit je einem Beispiele zu kennzeichnen. So verlockend es nun auch wäre, einen vergleichenden Gang durch die Literaturgeschichte zu machen, die Verschiedenartigkeit der Behandlungsweise dieser drei Dichter darzulegen und neben diesen hochberühmten Namen auch andere bescheidenere zu nennen, die vor und nach den Genannten denselben Stoff behandelt haben, so soll es für heute genügen, auf eine lateinische Bearbeitung der Geschichte der Jungfrau aufmerksam zu machen, welche in das eigentliche Humanistenzeitalter fällt, nämlich: Valerandi Varanii de gestis Joanne virginis 1516[2]).

Von den Lebensumständen des Verfassers weiß man so gut wie nichts. Man erfährt, daß er aus Abbeville stammte, Doktor der Theologie in Paris war und vermuthlich als Mönch

Digitized by Google

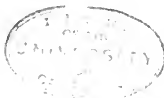
in Paris lebte. Brunet nennt die Titel von zwei andern Schriften, welche Valeran de Varanne geschrieben haben soll; eine dritte — oder wenn man das Epos über die Jungfrau mitrechnet, vierte — behandelt die Eroberung Genuas durch die Franzosen 1507, zwar mit humanistischem Bombast, aber mit Anschaulichkeit und lebhaftem patriotischen Gefühl[3]). Die erwähnten Gedichte zeigen, daß Valerandus in demselben Kreise verkehrte, wie P. Fausto Andrelini, das Haupt der französischen Humanistenschule, und daß er auch in denselben Ideen wie jener — den patriotischen und den religiösen — sich bewegte, nur daß bei ihm das religiöse Element stärker hervortritt. Gerade deshalb mag ihm unter allen Stoffen der der Jungfrau von Orleans angestanden haben, weil bei seiner Bearbeitung mehr als bei anderen patriotische und religiöse Neigung sich bekunden konnten.

Als echter Humanist hat Valerandus kein Gefallen an einer trockenen Geschichtserzählung, sondern glaubt dieselbe durch Einstreuung vieler Reden zu schmücken. Vor lauter Reden kommt der Autor schwer zum Anfang. Zuerst bringt er eine Rede Karl's des Großen an die Jungfrau Maria zur Erlangung des Friedens, mit vielen Klagen über den traurigen Zustand des Landes und mit manchem Lobe der Franzosen, dann eine Rede der Maria an ihren Sohn zu Gunsten der Franzosen, eine Antwort Christi an seine Mutter und eine Erwiderung der Maria an Karl den Großen mit der Aussicht auf baldige Errettung; dann erst entschließt er sich, die Ursachen des Krieges auseinander zu setzen. Der Herzog von Orleans ist erdolcht worden, die Partei des Ermordeten hat den Thäter, den Johann von Burgund, getödtet; heftiger Streit entbrennt zwischen den Parteien; zur Entscheidung des Streites werden die Engländer herbeigerufen. Auf das Geheiß der Maria fliegt ein Engel zu Johanna, meldet ihr das Unglück des französischen Königs Karls VII. und fordert sie auf, durch ihre Thaten ihrem bisher unadeligen Geschlecht

Digitized by Google

Würde und Adel zu verleihen. Die Jungfrau wendet sich zu Gott, verwundert über das Gehörte, ihre Jugend und ihr Geschlecht vorschützend, aber aufs Neue erscheint der Engel, der sie mahnt, die göttlichen Befehle zu erfüllen; Gott könne auch einem Weibe männlichen Muth und Kriegsruhm gewähren; er meldet ihr von einem alten Schwert, das in einer Kirche zu Tours verwahrt sei: mit diesem solle sie in die Schlacht ziehen. Johanna macht sich auf. Sie geht zu Robert Baudricourt, setzt ihm ihre wiederholte Berufung durch den Engel auseinander, erfährt aber durch ihn zuerst eine höhnische Abweisung. Bald jedoch siegt bei ihm die bessere Ueberzeugung: er sendet sie zum König. Am königlichen Hofe wird sie mit Zweifeln empfangen; diese Zweifel soll die Universität Poitiers lösen. Aber nach langen Reden eines Theologen und eines alten Kriegers — wieso dieser im Universitätsrathe mitzusprechen hat, wird nicht gesagt — beschließt diese, die Führung einer Jungfrau als den Gewohnheiten und den Anschauungen von männlicher Würde widersprechend abzulehnen. Da erhebt sich Johanna: sie will durch ein Gottesurtheil beweisen, daß sie wirklich eine Gottgesandte sei. Die Berathung beginnt aufs Neue. Auf eine lange Auseinandersetzung des Petrus episcopus Meldensis [4]), daß es gottbegnadete und gottgesandte Frauen geben könne, wird Johanna nochmals gehört. Sie erzählt von ihrer Kindheit und von dem an sie ergangenen göttlichen Rufe; sie verkündet, daß Orleans befreit, der König in Rheims gekrönt, der stolze Engländer aus Frankreich vertrieben werden werde. Auf diese Verkündigung hin wird Johanna einmüthig zur Führerin gewählt. Vorher aber wird auf Anstiften der Königin von Sicilien, der Schwiegermutter Karl's, die Jungfrauschaft der Johanna untersucht und glänzend erwiesen.

2. Buch. Gesandte von Orleans kommen zum König und verkünden die große Noth der Belagerten, die Zer-



Digitized by Google

störungen, welche die Belagerer sogar an den Kirchen verüben, die schlimmen Folgen für den König und für Frankreich, wenn die Stadt in die Hände der Engländer übergehen sollte. Der König verspricht Hülfe, ermahnt die Jungfrau, nun ihre göttliche Sendung zu bewähren, Zaubereien und dämonische Kräfte aber fern zu halten, denn von solchen wolle er nichts wissen. Um sie etwaigen Liebesbewerbungen der Soldaten zu entziehen, werden ihr die Ritter Aulonius (d'Aulon) und Contius (L. de Contes) beigegeben. Karl betet zu Gott, er möchte ihm den Sieg verschaffen, nicht ohne einige staatsrechtliche Abschweifungen, des Inhalts, daß nach salischem Gesetze den Frauen die Regierung nicht zustehe. Der Kampf beginnt, Johanna richtet an die Engländer ein Sendschreiben, sie mögen nach ihrer Heimath ziehen, wo nicht, so sollen sie der Vernichtung gewärtig sein. Während sie durch dieses Schreiben nur den Hohn der Engländer hervorruft, erregt sie durch eine kurze Anrede den Muth der Ihrigen. Dunois auf Seiten der Franzosen, Glassidus (Glacidas, Glansdale) auf Seiten der Engländer muntern die Streitenden zum Kampfe auf. Es kommt zu gewaltigen Waffengängen, die Loire wird von den Franzosen überschritten, die Jungfrau, die — übrigens ein hübscher dichterischer Zug — vorher von Mädchen und Frauen beglückwünscht und begrüßt worden war[5]), verrichtet Wunder der Tapferkeit. Aber sie wagt sich zu weit vor. Potonus (Poton de Xaintrailles)[6]) befreit sie aus der bedrohlichen Nähe der Feinde. Die Engländer werden geschlagen, viele, darunter auch einzelne Führer, z. B. Molinus (Lord Molyns) ertrinken in der Loire, die Uebriggebliebenen ziehen sich in das Lager zurück. Johanna hält Nachts Wache, nimmt zwei junge Engländer gefangen und entreißt ihnen einen Brief, welchen diese an Talbot überbringen sollten, um von ihm Hülfe zu erbitten. Der Kampf des neuen Tages beginnt. Vergebens erinnert der englische Heerführer seine Truppen daran, daß die Franzosen zwar im ersten Anlauf kühn seien, aber bald in

ihrer Tapferkeit nachließen, vergebens führt er ihnen die neueren französischen Niederlagen zu Gemüthe. — die Franzosen, durch die List, die Ermahnungen und die Tapferkeit der Jungfrau angefeuert, setzen den Feinden gewaltig zu. Nicht einmal die Verwundung der Johanna setzt dem Muthe der kühnen Kämpferin und der Ihrigen Grenzen:

Haud (ait) hoc uno terrebor vulnere; sanguis
Fusus humi vires accenso roborat igne.

Da verlangt der englische Heerführer einen Waffenstillstand, erhält ihn aber nicht gewährt. Im letzten erbitterten Kampfe fällt der zweite Führer Palmatius (Lord Poynings), aber auch der erste Anführer Glansdale fällt, und zwar durch die Hand der Jungfrau selbst, die sich an ihm für seine unwürdigen Beschimpfungen rächen will; das ganze Belagerungsheer geht zu Grunde[7]):

Nec cuiquam Bethfortiadum de gente pepercit
Bellica saevities, mors omnes aequa repertos
Sustulit, illustres tollunt Pinnacula flammas
Et pendent altis caesorum corpora furcis.

3. Buch. Die Engländer heben die Belagerung von Orleans auf, die zum Entsatz der Stadt ausgerückten Franzosen ziehen ein und werden von den Bewohnern freudig begrüßt; diese beschließen, den Tag der Befreiung jedes Jahr festlich zu begehen. Der englische Heerführer Talbot verübt Greuel gegen den Grafen Laval; Fastolf höhnt die Franzosen, daß sie keine männlichen Krieger mehr haben und sich mit weiblichen begnügen müssen. Gegen beide liefern die Franzosen eine Schlacht an einem Orte, an welchem kürzlich die Franzosen den Engländern unterlegen waren. In heftiger Schlacht kämpfen beide Parteien: Dunois verrichtet Wunder der Tapferkeit. Fastolf wird von Johanna getödtet, die übrigen englischen Heerführer Scallus und Hongreffortus (Thomas Sir von Scales und Walter von Hungerford), endlich Talbot selbst werden gefangen genommen. Der Letztere beklagt bitter sein Loos und ist besonders traurig

darüber, daß er von einem Weibe, nicht von einem Manne überwältigt worden ist. König Karl, dem die Siegesnachricht überbracht wird, erhält von Johanna die Aufforderung, nach Rheims zu ziehen, unterbreitet diese Aufforderung seinem Rathe, der sie einstimmig annimmt. Trotzdem empfehlen Manche den Rückzug; Johanna setzt mit Mühe die Belagerung von Trecas (Troyes) durch, sie bringt den König nach Rheims, wo er unter Zuströmen einer gewaltigen Volksmasse gekrönt wird. Gegen den Gekrönten führt Bedford, der die Krönung nicht anerkennen will und Karl beschuldigt, sich dämonischer Mittel zu bedienen, ein neues Heer. Viele Städte ergeben sich Karl freiwillig; Paris wird belagert; bei dieser Gelegenheit die Jungfrau wieder verwundet. Sie wendet sich nach Compiègne, dringt in die von Burgundern und Engländern bedrohte Stadt ein, wird aber von den Ihrigen abgeschnitten und, ohne daß dieselben ihr zu Hülfe kommen können, von den Engländern gefangen und dem Grafen Ligny-Luxemburg ausgeliefert.

4. Buch. Johanna wird gebunden, am dritten Tage nach Beauvais (Belvosiam) gebracht, Graf Ligny läßt sie zum Gaudium des Pöbels im Cirkus laufen, wird aber durch seine Frau, die sich der Jungfrau erbarmt, zur Milde gestimmt. Die Engländer kaufen die Jungfrau für 10000 Francs. Viele sind dafür, sie sofort zu enthaupten oder zu ertränken, Warwick setzt durch, daß sie als Zauberin processirt werde. Sie wird befragt, auf wessen Antrieb sie ihre Thaten begonnen, auf welche Weise sie das Kriegshandwerk erlernt, wo sie ihre Jugend zugebracht, warum sie Scharen junger Leute unter einen Baum geführt und dort mit ihnen getanzt, warum sie männliche Kleidung angezogen habe. Auf alle diese Fragen antwortet Johanna in schlichter Weise: sie habe eine dürftige Jugend durchlebt, eine göttliche Stimme gehört, die sie aufgefordert, Karl zu retten. Diesem habe sie drei Dinge versprochen: Orleans zu befreien, den Herrscher nach

Digitized by Google

Rheims zu führen, ihn dort krönen zu lassen und ihm ganz Frankreich zu unterwerfen; an der Ausführung des letzten Versprechens haben sie die Engländer gehindert. Zur Annahme männlicher Kleidung habe sie keine üble Lust getrieben, sondern das Streben, wie ein Mann zu erscheinen, da sie männliche Geschäfte betreibe. Bedford entgegnet: ihr Wirken sei nur durch Zauberei möglich gewesen, durch Zauberei sei es auch geschehen, daß ihr an manchen Orten Altäre errichtet seien; es sei Lüge, wenn sie vorgebe, mit den Heiligen Michael, Margaretha und Katharina in Verkehr zu stehen. Johanna leugnet jede Beziehung zur Zauberei, sie stellt in Abrede, daß sie irgendwie bemüht gewesen sei, sich verehren zu lassen. Trotzdem ist sie gerichtet. Zwar vergehen noch Tage, bevor das Urtheil gesprochen wird — daher wird wegen der Langsamkeit des Verfahrens der Bischof von Beauvais von dem erbitterten Volke gehöhnt —, aber ihr Schicksal ist entschieden. Ende Mai wird sie zum Feuertode verdammt; sie hält noch eine lange Rechtfertigungsrede, ruft „Jesus“ und wirft sich in die Flammen. Die Engländer schmähen sogar die Sterbende, ihre Asche wird in die Seine geworfen.

Als eine Art Anhang wird die Erzählung des zweiten vor Calixt III. geführten Processes gegeben. Die Mutter der Johanna bittet Karl um Ehrenrettung ihrer Tochter, sie findet bei den Großen derartige Unterstützung, daß Karl sich an den Papst wendet. Dieser delegirt den Erzbischof von Rheims und den Bischof von Paris zu Richtern. Vor dem Gericht plaidirt der Theologe Heraldus (Erault) im Allgemeinen für Johanna; einzelne Vorwürfe, z. B. den, daß sie Männerkleider getragen, entschuldigt Curcellius (Thomas de Courcelles) mit dem Beispiele der Amazonen und anderer berühmter Frauen. Andere Redner weisen darauf hin, daß wunderbare Erfolge auch nur durch wunderbare Mittel erzielt werden können, daß manche Richter nur aus Furcht vor den Engländern für

Digitized by Google

den Tod der Johanna gestimmt, daß die Engländer die Uebertragung der Angelegenheit vor das Baseler Concil gehindert, daß sie der Jungfrau keinen Vertheidiger gestattet und dieselbe durch Kreuz- und Querfragen beunruhigt und verwirrt hätten. Ihre Sittsamkeit und Frömmigkeit wird nun eifrig bezeugt. Man weist darauf hin, daß sie nie ohne weibliche Wache geschlafen, daß sie jede Woche das Abendmahl genommen habe, daß trotz der Verbrennung mitten in der Asche ihr Herz unversehrt gefunden worden sei, daß endlich, zum deutlichsten Zeichen der Parteinahme des Himmels für die Jungfrau, drei ihrer Richter und schlimmsten Gegner, Medeius (Midy), Guilielmus Estivetus (d'Estivet), Petrus Calceonus (Cauchon) eines schmählichen Todes gestorben seien. Endlich beschließen die Richter einstimmig, daß das frühere Urtheil, das die Jungfrau verdammt habe, ungerechtfertigt gewesen sei.

Damit endet das Epos, ganz sachgemäß, ohne weithergeholte Schlüsse, ohne pomphaften Anruf an die Gottheit, sehr zum Vortheil gegenüber dem Eingange des Gedichts, bei welchem der Autor vor lauter Anfängen, Anrufungen und Vorsätzen gar nicht zum Beginn der eigentlichen Erzählung kommen konnte.

In dem Epos selbst erzählt der Autor meist ganz schlicht. Er nennt seine Quellen nicht, ist aber von der Wahrheit seiner Aussagen so überzeugt, daß er an ihre Begründung nicht denkt. Nur einmal erwähnt er ein Gerücht, bemerkt aber gleich, daß er an dessen Wahrheit zweifle. Es ist die Stelle, da er von der Gefangennehmung der Johanna durch die Engländer berichtet und hinzufügt, sie sei von den Ihrigen gerettet worden. Da heißt es — die Worte sind so charakteristisch, daß sie im Original angeführt werden mögen —

Fama (sed incertis veniens authoribus) extat
Invidiam tectique odii fomenta puellae
Egregium armorum laudem peperisse, nec aequis

Digitized by Google

Ferre animis proceres populi suffragia in ejus
Elogium propensa nimis, sic inclyta virtus
Monstrorum domitrix et quae supereminet astris
Vincere tanta nequit dirae contagia pestis.

Daß er Quellen benutzt hat, berichtet der Autor selbst. An einer Stelle rühmt er den Abt von St. Victor zu Paris als denjenigen, der ihm Material verschafft, der ihm allerlei Schriften über die von ihm zu schildernden Zustände zur Verfügung gestellt habe:

Quid tua magnificum non bibliotheca reponat?
Cujus ab Eois fama it in Occiduos.
Nostra tibi grates exsolvit Musa, quod hujus
Historiae nobis, te duce, aperta via est.

Freilich scheinen ihn seine Quellenstudien nicht viel Zeit gekostet zu haben. In einem seiner beiden Einleitungsbriefe spricht er davon, daß er aus der genannten Bibliothek ein Buch einige Tage entliehen habe. Wenn er in demselben Briefe sagt: Sane et in hanc usque diem superstites sunt plusculi qui virginem viderunt inter vivos agentem, so will er mit diesen Worten schwerlich sagen, daß er selbst solche Zeugen gesehen und gesprochen habe[8]).

Die einzige Quelle also, die Valerandus seiner Dichtung zu Grunde gelegt hat, ist ein Buch aus der Abtei St. Victor, möglicherweise eine der von Quicherat veröffentlichten Quellenschriften. Als historische Quelle kommt das Gedicht daher nicht in Betracht. Trotzdem steht demselben eine durchaus eigenartige Bedeutung zu. Das Epos zeigt zunächst, wie die französischen Humanisten bei ihrer Nachahmung des Alterthums sich nicht bloß mit der Lyrik und dem Drama begnügten, sondern auch das Epos pflegten; ferner, daß sie trotz der lateinischen Sprache, deren sie sich bedienten, doch keineswegs bloß antike, sondern zeitgeschichtliche und nationale Stoffe behandelten. So früh auch gerade unser Stoff in französischer Sprache behandelt wurde — ein dem Stoffe gewidmetes französisches Drama ist noch aus dem 16. Jahr-

hundert [9]) —; die Behandlung seitens unseres Humanisten ist doch um mehrere Jahrzehnte älter.

Die nationale Gesinnung tritt lebhaft genug in dem Epos hervor. Der Verfasser, der das Declamatorische überhaupt liebt, declamirt auch patriotisch: er haßt die Engländer als die nationalen Feinde, er schwärmt für Freiheit und Unabhängigkeit des französischen Landes.

Trotzdem merkt man, nicht etwa bloß durch den Gebrauch der lateinischen Sprache, daß unser Dichter voll und ganz den Humanistenkreisen angehört. Er schwelgt förmlich in Reminiscenzen an das Alterthum: er spricht von der Jungfrau und ihren Genossen fast nie, ohne nicht ein Dutzend Vergleiche aus dem Alterthum bereit zu haben, und bedenkt dabei Römer, Griechen und die Völker des Orients, soweit sie ihm aus der Bibel bekannt sind, mit ziemlich gleichem Maße. Als Zögling des Alterthums zeigt er sich sodann durch seine heidnischen Aeußerlichkeiten. Man weiß, daß man diese bei den Humanisten überhaupt nicht sonderlich ernst nehmen darf. Selbst die durchaus kirchlich Gesinnten scheuen sich nicht, von Jupiter, Venus oder Pallas, statt von Gott und Maria zu reden; auch unser Autor trägt kein Bedenken, die göttlichen Befehle als magni decreta tonantis zu bezeichnen. Bedenklicher ist es schon, wenn er die Franzosen nach den ersten unter der Führung der Johanna bestandenen glücklichen Kämpfen förmlich Opfer bringen läßt [10]); doch könnte man sagen, er braucht diese Redensarten nur, um irgendwelche Begründung für die später vorgebrachte Anklage der Engländer zu haben, Johanna habe sich göttlich verehren, ja geradezu auf Altären Opfer bringen lassen. Besonders aber gefallen sich die Humanisten bei ihren Epen in der Nachbildung der Alten mit Bezug auf die Form. Dabei handelt es sich nicht bloß darum, daß sie lateinisch schreiben und sich des hexametrischen Versmaßes bedienen, sondern hauptsächlich darum, daß sie in die Erzählung viele Reden einflechten.

Digitized by Google

Die Sache selbst haben sie von den alten Epikern gelernt, aber freilich nicht deren Kunst und Vollendung mit angenommen. Wie in den dramatischen Versuchen nämlich, den schwachen Nachahmungen der antiken Tragödie, so wird in den Epen der Humanisten geredet und nicht erzählt, werden endlose Declamationen vorgebracht, die ermüden, statt daß die Humanisten es versuchen, mit kräftigen Worten die Handlung selbst darzustellen und auf den Leser wirken zu lassen. Welchen Platz diese Reden einnehmen, ist oben S. 23 bei dem 1. Buche gezeigt; eine ähnliche Aufzählung könnte für jedes Buch gegeben werden. Handelt es sich um eine Schlacht, so werden auf ein paar Seiten die Reden der beiden Heerführer mitgetheilt, womöglich mit Replik und Duplik, die Beschreibung der Schlacht dagegen nimmt nur ein paar Zeilen in Anspruch. Ein solches Ueberwiegen der Reden, an und für sich künstlerisch unschön, könnte doch inhaltlich bedeutsam sein. In den Schlachtreden z. B. könnten die Gründe, die den Heerführer zum Kämpfen bewegen, auseinander gesetzt, die Thaten und Meinungen der Gegner verspottet, es könnte darin von Ursachen und voraussichtlichen Folgen der Kämpfe gehandelt werden. Statt dessen werden aber meist Anspielungen auf das Alterthum gegeben, Anspielungen, die nur dazu da sind, die Gelehrsamkeit des Dichters zu verrathen; die Reden, die hier von Engländern und Franzosen des 15. Jahrhunderts gehalten werden, könnten ebenso gut Deutschen des 11. oder Spaniern des 5. Jahrhunderts in den Mund gelegt werden.

Unter diesen zahlreichen Reden, die oft an ziemlich ungehörigen Orten stehen, müssen doch zwei, die besonders charakteristisch für Erfindung und Gesinnung des Dichters sind, kurz besprochen werden. Die eine ist die Rede, welche Karl der Große — er eröffnet ja das ganze Epos mit einer Ansprache, vgl. oben S. 23 — an den zu Rheims gekrönten Karl VII. hält (Buch 3). Sie ist in doppelter Beziehung

Digitized by Google

wichtig. Zunächst deswegen, weil Karl der Große als Vorgänger des französischen Königs betrachtet wird — dieser wird einmal als sein nepos bezeichnet —, sodann deswegen, weil die Rede vom Dichter gewissermaßen zum Ausdruck seiner politischen Weisheit bestimmt wird: Nota hic optima praecepta ad Regem pertinentia heißt es am Rand. Der König wird ermahnt, Gott zu ehren, die Gerechtigkeit zu pflegen, die Verbrecher zu bestrafen, die Hochmüthigen von seinem Hofe fern zu halten, streng sittlich zu leben [11]), den Armen wohl zu thun, die Niedrigen gegen die Vornehmen zu beschützen, den Frieden zu lieben und nur bei äußerster Nothwendigkeit Kriege zu führen. Natürlich fehlt der Hinweis auf antike Vorbilder nicht: Ninus und Alexander der Große werden als nachahmungswürdige, Cäsar und Nero als verabscheuungswürdige Beispiele genannt. Zum Schluß ermahnt Karl seinen Abkömmling noch, den Alten zu folgen: sie seien der Weisheit voll und die besten Rathgeber.

Die andere Rede ist die des Theologen Castilius (Zanone da Castiglione, Bischof von Lisieux) über Johanna, in welcher viel von Magie die Rede ist (Buch 4). Sie wird gehalten, da es sich darum handelt, ob die Jungfrau sofort getödtet oder als Zauberin gerichtet werden soll. Der Redner entwickelt, daß die Magie entstanden sei dadurch, daß man einen besondern Einfluß der Gestirne auf Seele und Körper der Menschen angenommen habe. Durch Zoroaster sei die Magie allgemeiner verbreitet worden: aus den Eingeweiden der Thiere habe man geweissagt. Bei den Griechen und Persern, im großen Reiche Alexander's, trotz dessen Verbote, bei den Juden, bei den Aegyptern habe mannigfache Magie und Zauberei bestanden. Frauen hätten vor Allem diese satanischen Künste geübt. Auch das entstehende Christenthum habe die Magie nicht zerstören können; noch wirke der Dämon, und man müsse versuchen, seinen verderblichen Wirkungen entgegenzutreten. Die Rede ist sehr charakteristisch für den Schrift-

Digitized by Google

steller der Renaissance: obwohl die Magie in diesem Falle als etwas Verbrecherisches, Gottloses dargestellt werden soll, wird doch ihre Berechtigung im Allgemeinen nicht geleugnet, ihr Vorhandensein wird als etwas Natürliches constatirt.

Man sieht: es findet eine gewisse Rücksichtnahme statt auf zeitgeschichtliche Vorgänge, auf religiöse Ansichten, die der Verfasser entweder völlig theilt, oder als der Zeit angehörig constatirt. Aber doch könnte man von diesen Reden und den zahlreich eingeschobenen oratorischen Uebungsstücken überhaupt sagen: sie entbehren des eigentlichen Zeit- und Ortscolorits. Und darin liegt ein Hauptmangel des Gedichts. Von Beschreibung der Oertlichkeiten, von genauer Angabe der Plätze, wo seine Vorgänge sich ereignen, hat der Autor keine Ahnung. Bei der ersten Erwähnung der Jungfrau wird weder eine Personalbeschreibung noch eine Schilderung des Ortes, wo sie lebte, noch der Art, wie sie bisher ihre Tage zubrachte, gegeben, nicht einmal ihr Name wird genannt; es heißt vielmehr einfach: Ein Engel wird von Gott gesandt (a 7[b]):

Jussus adit terras, subit et conclave puellae,
Quam sic dulciloquo stupefactam convenit ore:
Salve Barriceae lux et nova gloria terrae

und nun folgt, nach übler Gewohnheit des Verfassers, eine lange Rede. Wer sie ist, wie sie früher gelebt, sagt Johanna erst in ihrer Rede vor der Universität Poitiers[12]).

Aber auch sonst entbehren die Localschilderungen jeder Anschaulichkeit. Es werden wohl gelegentlich Namen von Städten und Flüssen genannt, aber an einer wirklichen Beschreibung fehlt es durchaus. Auf die Entfernung nimmt der Autor nicht die geringste Rücksicht. Kaum hat sich Baudricourt z. B. entschlossen, die Jungfrau zum Könige zu schicken, so ist sie auch schon da (b 3[a]); wo der Eine oder der Andere sich befindet, erfährt man überhaupt nicht. Am schlimmsten wirkt diese Mangelhaftigkeit der Angaben bei Schlachtschilderungen: auch da wird höchstens einmal ein

Digitized by Google

Name genannt, aber nirgends zeigt sich ein Bemühen, den Leser zu orientiren. Kaum hat sich Johanna aus Orleans entfernt, so ist sie in der Nähe von Paris, gleich darauf erscheint sie vor Compiègne, von da aus ist sie in Beauvais; daß von dem einen zum andern Orte langandauernde Reisen vorgenommen werden müssen, gibt der Autor nirgends an. Sein Schweigen über diesen Punkt ist wohl ein absichtliches, und zwei Gründe lassen sich dafür anführen. Der eine ist, daß sich der Autor die Fähigkeit landschaftlicher Schilderung und geographischer Beschreibung nicht zutraute und daher dieselbe nicht versuchte, obwohl er wußte, daß er seine Darstellung damit um einen guten Theil ihrer Wirkung brachte; der andere ist, daß er in mißverständlicher Auffassung der poetischen Technik derartige Zuthaten als eines wahren Epos unwürdig vermied.

Ebenso dürftig wie die Ort- sind die Zeitangaben. Dinge, die Tage und Wochen dauerten, werden in wenigen Zeilen erzählt; wüßte man nicht, daß zwischen dem Entschlusse der Jungfrau, Frankreich zu retten und der Verbrennung derselben durch die Engländer fast drei Jahre liegen (August 1428 bis Mai 1431), so könnte man es aus unserm Epos nicht entnehmen. Auch bei den einzelnen Erzählungen tritt dieser Mangel an Zeitangaben störend hervor; die Zeit bleibt ebenso unausgefüllt wie der Raum. Wagt aber der Autor einmal eine Zeitbestimmung, so macht er es so unklar — auch hier, als wenn er durch eine gewöhnliche Datumangabe das Epos schändete —, daß er sich selbst erklären muß, um verstanden zu werden. So heißt es z. B. einmal vor der Beschreibung des für Johanna errichteten Scheiterhaufens (i 7ᵇ):

Castoris hospitio Titan exceptus amoenis
Graminibus depingit agros, instatque juventae
Mensis et albentes incedit Flora per hortos;

der Leser würde nicht leicht daraus ein bestimmtes Datum entnehmen, wenn nicht glücklicherweise am Rande die Bemerkung stände: Circa finem maji cremata est Joanna.

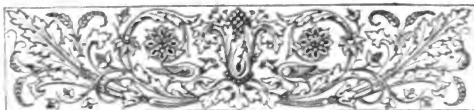
Digitized by Google

Endlich wird noch etwas vermißt, das wenigstens der moderne Leser erwartet. Von den Motiven nämlich der handelnden Personen wird entweder gar nichts gesagt, die Ereignisse werden vielmehr unvermittelt nach einander erzählt, oder die Handlungen werden, wie in manchen schwächlichen Nachahmungen antiker Dichtungen, nicht als Ausfluß des eigenen Wollens und Entschließens der Hauptpersonen, sondern als Wirkungen ferner, außenstehender Mächte bezeichnet: den Einen treibt der Engel zu seiner That, auf den Andern wirkt der Dämon. Dadurch zerstört der Autor seine besten Wirkungen. Die langen Reden vertreten die Stelle des innern Vorganges, des langen Kampfes, das Ereigniß ist vollendet, noch ehe seine Ursachen dargelegt werden, der Charakter fertig, ohne daß von seiner Entwickelung irgend etwas gesagt wird.

Trotz aller dieser Mängel jedoch bleibt unser Epos ein interessantes Product seiner Epoche. Es zeigt, wie die französischen Humanisten, bei aller Voreingenommenheit für das Alterthum, für die antiken Stoffe, trotz ihrer Abhängigkeit von der Sprache und Behandlungsart der Alten sich ihre Eigenheit dadurch bewahren, daß sie einen zeitgeschichtlichen, nationalen Stoff zur Behandlung wählten und an demselben ihre, wenn auch unausgebildete Kunst zu bewähren versuchten.



Digitized by Google



III.

Molière und die Frauen[13]).

Wer es heute unternimmt, für ein größeres Publicum über Goethe's und Schiller's Frauengestalten zu sprechen oder zu schreiben, ist in beneidenswerther Lage. Das Publicum kennt die Schöpfungen seiner Dichter und bekümmert sich um ihr Leben, ja es bekümmert sich um ihr Leben vielleicht mehr als billig; es weiß dem Schriftsteller oder Redner wohl gelegentlich auszuhelfen, wenn dieser eine der Liebschaften unserer Classiker vergißt, und besitzt Kenntniß und Phantasie genug, um sich diese Frauengestalten zu bilden und nach Gebühr auszuschmücken.

In ganz anderer Lage ist derjenige, der über Molière und die Frauen zu handeln versucht. Der sogenannte gebildete Deutsche kennt die französische Literatur im Grunde sehr wenig. Das Lesepublicum verschlingt gierig die neuesten Romane und weiß vielleicht in einzelnen Hauptwerken des achtzehnten Jahrhunderts Bescheid; die classische Literatur des siebzehnten Jahrhunderts dagegen wird viel bewundert und wenig gelesen.

Von Molière's Komödien haben sich wenige dauernd auf der deutschen Bühne erhalten: „Tartüffe" und „Der eingebildete Kranke" waren bis vor Kurzem vielleicht die einzigen,

Digitized by Google

die häufiger wiederkehrten. Seit einigen Jahren ist hierin ein Wandel eingetreten. Durch Ludwig Fulda's formvollendete Uebertragungen — auch im Druck erschienen Stuttg. 1892 — sind einige der trefflichsten Komödien: außer den ebengenannten „Der Misanthrop", „Die gelehrten Frauen", „Der Geizige", der deutschen Bühne wieder erobert worden. Des letztern Verballhornung durch Dingelstedt wurde damit endgültig vernichtet. Aber auch „Der Misanthrop" und „Die gelehrten Frauen", die man auf deutschen Bühnen kaum mehr sah, fanden ein froh empfängliches Publicum, das die ernsten Gedanken des ersten Stücks ebenso gern aufnahm, wie die Carrikaturen des zweiten. Berlin (Deutsches Theater und Schauspielhaus) ging in dieser Wiedererweckung voran; einzelne größere deutsche Bühnen folgten. Seit Monaten freilich, seitdem der Reiz der Neuheit schwand, ist es von diesen Verdeutschungen wieder still geworden. Die Zukunft muß zeigen, ob die Wiederaufnahme dieser Stücke etwa einer augenblicklichen Mode entsprang, oder ob die Stücke wirklich dem eisernen Bestande unserer Theater eingereiht sind.

Wie viel aber mag in dem großen gebildeten deutschen Lesepublicum von Molière bekannt sein? Es gibt treffliche Molière-Ausgaben und vor Fulda mäßige Uebersetzungen von Baudissin und Laun, aus denen einige der unten mitgetheilten Stellen aus Molière's Komödien, aber auch nur diese, entnommen sind; man hat auch, weder mit Geschmack noch mit Glück, eine ältere, ursprünglich 1752 erschienene Uebertragung von L. E. Bierling ausgegraben; sollten nicht etwa diese Uebersetzungen meist von Schülern gebraucht werden, für welche die angedeuteten Ausgaben des französischen Textes in erster Linie bestimmt sind? Auch gibt es populäre und gelehrte, parteiische und geschmackvolle Darstellungen von Molière's Leben — dem Büchlein Paul Lindau's, Leipzig 1871, eines der besten deutschen Molière-Kenners, bin ich im dritten Theile dieser Abhandlung durchweg gefolgt —; die Forschung hat sich

Digitized by Google

Molière's bemächtigt; es gibt Molière-Lexika und es gab in Frankreich und Deutschland einige Jahre hindurch je eine Molière-Zeitschrift. Aber gewöhnlich bewirkt diese Theilnahme der Forschung an einem Dichter kein Wachsthum seiner Popularität. Dies ist auch bei Molière der Fall.

„Wir wollen weniger erhoben, doch fleißiger gelesen sein.“ Dies Lessing'sche Wort paßt auch auf Molière. Denn an Lob hat's ihm nicht gefehlt. Wenn auch kleine Geister sich über ihn ärgerten, so haben ihn die Großen aller Zeiten und aller Länder in seinem Werth erkannt und ihr bewunderndes Urtheil laut ausgesprochen. Unter diesen Bewunderern ist Goethe einer der eifrigsten; eines seiner Urtheile lautet:

„Ich kenne und liebe Molière seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete, künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein Tact für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehre mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte.“

Ich stelle dieses Urtheil voran, um von vornherein darauf hinzuweisen, daß wir es bei Molière nicht mit einem Lustigmacher zu thun haben, der zum Lachen reizt, indem er komische Geschichtchen erzählt, nicht mit einem Leichtsinnigen, der von Abenteuer zu Abenteuer eilt, sondern mit einem ernsten Manne, einem Satiriker, der, vielleicht nicht ohne Grund, schwere Vorwürfe gegen die Frauen zu erheben weiß; mit einem unbewußten Tragiker, der Schmerzliches erlebt, es poetisch gestaltet, durch diese poetische Beichte aber nicht, wie andere Dichter, sich erhebt und innerlich befreit, sondern auch

Digitized by Google

ferner noch unter dem Schmerze leidet und endlich unter der Last des Schmerzes erliegt.

* * *

Von Molière's Leben wissen wir nicht viel. Er ist 1622 geboren und 1673 gestorben. Einer seiner Biographen sagt: „Molière hat nur einundfünfzig Jahre gelebt, die ersten zwei Drittel seines Lebens sind noch in Dunkel gehüllt." Sucht man die innere Entwickelung eines großen Mannes zu ergründen, so forscht man gern nach dem Einflusse, welchen die Mutter auf ihn geübt. Bei Molière jedoch ist dieser Einfluß nicht zu constatiren. Seine Mutter nämlich, Marie Cressé, starb jung 1632, als der künftige Dichter zehneinhalb Jahre alt war. Wir erfahren nicht viel mehr von ihr, als daß sie Ordnung und eine gewisse Eleganz in ihrem Hauswesen zeigte, daß sie eine kleine Bibliothek besaß, in der sich z. B. eine Bibel und ein Plutarch befand.

Molière's Vater heirathete bald wieder, und es scheint, daß die Stiefmutter, Catherine Fleurette, sich die Liebe der Kinder erster Ehe in hohem Grade zu verschaffen wußte. Man hat darauf hingewiesen, daß in Molière's Komödien eine liebende Mutter fast nirgends eine hervorragende Rolle spielt, daß die Mütter vielmehr meistens nur als gute Haushälterinnen geschildert werden, daß dagegen, wenn auch einzelne böse, habsüchtige Stiefmütter vorkommen, z. B. im „Eingebildeten Kranken", die Stiefmütter im Allgemeinen eine bessere Rolle spielen, als man ihnen gewöhnlich zuschreibt. Man denke z. B. an die vortreffliche Elmire im „Tartüffe". Sie wirkt in vollkommener Eintracht mit ihren Stiefkindern Damis und Marianne, sie beschützt dieselben gegen Mann und Vater, sie ist ein tüchtiges Weib, nicht ängstlich und zimperlich, sondern im besten Sinn auf ihren guten Ruf und auf das Glück ihres Mannes bedacht. Nachdem sie Tartüffe's Liebeserklärung vernommen und ihn gründlich abgewiesen hat, verzeiht sie wohl den Schimpf, der ihr angethan ist, aber nur

Digitized by Google

unter der Bedingung, daß das Wohl ihrer Stiefkinder dadurch gefördert wird. Sie sagt:

Gewiß, es würde sich manch' Andre anders zeigen,
Ich aber willige ein, für dieses Mal zu schweigen.
Mein Mann erfährt kein Wort von dem, was vorgegangen,
Doch muß zum Lohn dafür, mein Herr, ich eins verlangen:
Daß ohne Rückhalt Sie mir Ihren Beistand gönnen,
Damit die Liebenden sich bald vermählen können,
Daß Sie bei meinem Mann auf Einfluß ganz verzichten
Und fürder nicht den Blick aufs Gut der Andern richten.

Molière — oder wie man sagen muß: Jean Baptiste Poquelin, denn den Namen Molière nahm der Jüngling erst als Schauspieler an — erhielt eine gute Erziehung, erlangte eine gewisse Vertrautheit mit der classischen Bildung und widmete sich ganz regelmäßig dem Studium des Rechts. Aber lange hielt er es in dem regelrechten bürgerlichen Berufe nicht aus, er wurde Schauspieler (1642), durchwanderte die Provinz und kehrte nach einer langen Reihe von Wanderjahren, die mit Abenteuern und Elend angefüllt waren, nach Paris zurück (1658). In diese Zeit seiner Wanderung und seines ersten Pariser Lebens gehört das, wenn man so sagen darf, persönliche Capitel des Themas: „Molière und die Frauen", seine Liebesabenteuer, seine Versuche, glücklich zu sein.

Drei Schauspielerinnen sind es, welche auf Molière's Leben Einfluß gewinnen: drei Geliebte, mit denen er nach einander in inniger Beziehung lebte. Eine Glorification dieses seines Liebelebens soll keineswegs versucht werden, aber zur Erklärung desselben mag auf drei Umstände hingewiesen werden: Molière war jung, leicht erregt, den Einflüssen zugänglich, die auf ihn geübt wurden; er hatte keine Heimath, war der segensreichen Einwirkung seiner natürlichen Beschützer, seiner Eltern, entzogen; er war endlich Schauspieler und als solcher stand er als Paria den übrigen Kreisen der Gesellschaft gegenüber. So suchte er leichte Erholung und fand sie bei seinen Genossinnen.

Digitized by Google

Von diesem seinem Verkehr besitzen wir wenige Zeugnisse, weder Briefe noch Aufzeichnungen des Liebenden oder der Geliebten. Nur Gerüchte haben sich erhalten, von denen einzelne dem Klatsche der Zeitgenossen ihren Ursprung verdanken, und wenige Gedichte, die bei vielen als Eigenthum Molière's gelten. Völlig bewiesen ist ihre Authentie nicht, aber doch immerhin wahrscheinlich genug, um ihre Benutzung zu gestatten.

Die erste dieser Schauspielerinnen ist Madeleine Béjart, sie ist 1618 geboren und am 13. Februar 1672 gestorben. Sie stammte aus einer Schauspielerfamilie; von ihren Geschwistern widmeten sich fünf der Bühne. Sie wurde das Haupt ihrer Truppe. Sie war literarisch gebildet, als Dichterin thätig: zwei ihrer Stücke wurden in der Provinz aufgeführt, Stücke Anderer nach ihrer Bearbeitung selbst in Paris gegeben; einzelne Verse, die sie auf damals berühmte Dramen machte, haben sich erhalten. Sie besaß Ordnungsgeist und Sparsamkeit, schon zu achtzehn Jahren kaufte sie ein Haus, bei ihrem Tode hinterließ sie ein für ihre Zeit großes Vermögen. Sie war schön und der Liebe nicht abgeneigt. Schon vor der Begegnung mit Molière hatte sie Liebesverhältnisse gehabt. Sie besaß mehrere Kinder, von denen eines in Molière's Leben eine wichtige und traurige Rolle zu spielen berufen war. Mit aller Wärme einer liebegierigen Seele wandte sie sich Molière zu, und obgleich einige Jahre älter als er und über die erste Jugendblüthe hinaus, führte sie mit ihm ein Liebesspiel durch, das der Jüngsten Ehre gemacht hätte. Molière fand bei ihr „Glück und Ruhm"; man liebt es, die Beiden zur Zeit der Maienblüthe ihrer Liebe, damals, als die Truppe, der sie angehörten, sich beständig auf der Wanderschaft befand, sich vorzustellen, wie sie hinter dem Wagen, der die übrigen Komödianten führt, gemächlich auf einem Pferde nachtraben, wo nur der Himmel ihre Schwüre belauscht und ihre Umarmungen ansieht. Aus

Digitized by Google

jener Zeit der ersten Liebe mag folgendes Gedicht Molière's stammen:

Erlaub', daß Amor weck' dich diese Nacht,
Und laß durch meine Seufzer dich beleben.
Du schläfst zu viel; hast du denn nicht bedacht,
Daß Schlafen heißt: sich nicht der Lieb' ergeben?

Doch fürchte nichts, denn in der Liebe Reich
Kann man so großem Uebel leicht begegnen:
Wird nur das Herz von Lieb' und Rührung weich,
So kann das Uebel oft dich reichlich segnen.

Ergieb dich endlich, göttlich schönes Kind,
Empfange und gewähre Liebesglück,
Lieb' du, so lang' die Reize mächtig sind,
Sonst eilt die Zeit und kommt nicht mehr zurück.

Madeleine blieb Schauspielerin bis an ihr Lebensende, eine Künstlerin voll Geist und Leidenschaft. Als Frau war sie bescheiden, treu, stetig in manchen ihrer Neigungen; sie war Molière Zeit ihres Lebens nahe, aber drängte sich nie an ihn heran, sie war zufrieden mit der ihr gewidmeten Neigung und ließ ihn gewähren.

Denn sie erhielt Nebenbuhlerinnen. Zuerst eine fast gleichalterige Schauspielerin Catherine du Rozet (1620 bis 1706), verheirathet mit einem Schauspieler de Brie, der seiner Frau, nicht seiner Kunst wegen, später in die Molière'sche Truppe aufgenommen wurde. (Sie selbst seit 1653 sicher in Molière's Truppe.) Sie war sanft und einschmeichelnd, eine Frau von steter Liebenswürdigkeit und immer gleichbleibender Freundlichkeit für Molière, das ewige Lächeln, das ihn immer tröstete. Sie schuf die Rollen der Ingénues und behielt sie länger bei, als ihr Alter zu gestatten schien. Noch siebenundfünfzigjährig spielte sie die Rolle der kindlich-unschuldigen Agnes in der École des femmes. Ein solcher Widerspruch zwischen ihrer Rolle und ihrem Alter schien den Mitspielenden zu arg, sie bewogen Catherine zum Zurücktreten und ersetzten sie durch die du Croisy. Aber kaum war diese aufgetreten, so

Digitized by Google

verlangte das Publicum seinen alten Liebling stürmisch zurück. „Sie muß reizend gewesen sein," sagt ein Zeitgenosse, „denn trotz ihrer Jahre kommen neuerstehende Reize kaum ihrer sterbenden Schönheit gleich."

Das an sie gerichtete Gedicht Molière's, wenn es wirklich von ihm ist, läßt durchaus den beglückten Liebhaber erkennen. Es lautet:

Mach auf das Thor! Der Liebste harrt,
Er ist voll Lieb' und Treu'.
Bist du zum blassen Tod erstarrt?
Mir grausam stets aufs Neu'?

Bist noch nicht aus dem Schlaf erwacht,
So weich' ich nicht vom Ort,
Schmückt dich noch nicht der Kleider Pracht,
Wink' nur, dann eil' ich fort.

Willst, daß vor Zorn und Eifersucht
Ich zittre und vergeh',
Gieb, daß vor meiner letzten Flucht
Ich dir ins Auge seh'.

Es knarrt das Thor, der Ruf wird kund,
Ich kenne das Signal.
O theure Hand, o süßer Mund,
Ich küss' euch tausend Mal.

Und während Molière mit diesen beiden Frauen, die seine Gluth erwiderten, das höchste Glück der Liebe genießen konnte, sehnte er sich nach anderen und wurde unglücklich. In die Reihe der Angeschwärmten und Angesungenen tritt als dritte und letzte Therese du Parc, die in dem Leben der drei größten Dramatiker Frankreichs im siebzehnten Jahrhundert eine Rolle zu spielen berufen war. Die ihr von Molière gewidmeten Verse lauten so:

Kein schönres Liebchen kennt die Stadt,
Als Iris vor uns steht,
Gäb' sie nur auch der Liebe statt,
Die man von ihr erfleht,

Digitized by Google

Dann fühlte man ja keinen Schmerz,
Litt man auch herbe Pein.
Nun jagt sie bange Furcht ins Herz,
Läßt keine Hoffnung ein.

Und seufzt für sie ein Herze schwer,
So leidet's immerfort,
Ich könnte reden, ach wie sehr,
Doch red' ich nicht ein Wort.
Ich hofft', ich bräch' den harten Sinn,
Macht' strahlen ihr Gesicht,
Ich gab die ganze Seel' ihr hin,
Doch sie ergibt sich nicht.

Man leidet stets das tiefste Weh,
Sobald man von dir fern,
Sobald ich dir ins Aug' nicht seh',
Erblaßt mein heller Stern.
Du nimmst, wo du auch weilst und stehst,
Nur Freud' und Lachen mit,
Doch Schmerz, wenn du von hinnen gehst,
Begleitet unsern Schritt.

Und ist mein Weinen lästig dir,
Mein Klagen Tag und Nacht,
So hörst du nur der Trauer Laut,
Die du mir angefacht.
Ein Mittel kenn' ich, das mich heilt,
Beruhigt Herz und Mund:
Lieb' mich, wie ich dich, ungetheilt,
Ich schweig' und bin gesund.

Aber Molière wurde nicht gesund, wie man schon aus dem Tone der Verse schließen kann. Therese du Parc (1633 bis 1668, ihr Todtenschein, der ihr nur fünfundzwanzig Jahre gab, wollte die Welt belügen) war kalt und berechnend, unwahr und herzlos. Ein zeitgenössischer Dichter sagt über sie: „Meine Augen versichern mir, daß sie schön sei, aber mein Herz sagt es mir nicht,“ und ein anderer, um das Anreizende, Verlockende ihres Wesens zu beschreiben, dem aber keine Erfüllung folgte, beschreibt sie so: „Ihr Mund spricht ohne Worte, und ihre Augen schießen Pfeile.“ Sie wußte Molière

Digitized by Google

zu entflammen, sie schien das Höchste zu versprechen und hielt ihn hin, ohne ihm das Erwartete zu gewähren. Schon Corneille hatte sie geliebt, aber er kam sich zu alt vor — war er doch 1606 geboren —, ein Galan von fünfzig Jahren sei ein unnützes Möbel; Racine, als der Jüngere, Unternehmendere, Liebenswürdigere, verdrängte seinen Vorgänger auch in dieser Beziehung. Man sagt wohl, Corneille habe sich, wie Dichter dies zu thun manchmal vorgeben, dadurch getröstet, daß er seine Verzweiflung bald durch höhnische Worte verspottete, bald durch tragische verklärte, daß er einerseits der Geliebten zurief, er hätte sie berühmt machen können, wie Petrarca seine Laura, andererseits in seinen Tragödien Greise schilderte, die mit großer Leidenschaftlichkeit an Leben und Liebe sich anklammern, die Neigung jüngerer Frauen begehren und im Hinblick auf früher genossene Freuden wohl ausrufen: Le souvenir eu tue, aber es fragt sich, ob dieser Trost ein nachhaltiger oder auch nur ein augenblicklicher gewesen sei. Racine ward ihr Geliebter, ihm gebar sie ein Kind; die Geburt dieses Kindes raubte ihr das Leben.

Therese du Parc starb wenige Jahre vor Molière, ein Jahr vor ihm ist Madeleine Béjart gestorben, Catherine de Brie hat ihn überlebt; die drei Frauen haben ihn also durch sein ganzes Leben begleitet. Begnügte er sich nun, diese drei Frauengestalten, die durch sie repräsentirten Typen, die Leidenschaftliche, die Genießende, die Kühle aber Andere Entflammende, in seinen Komödien darzustellen?

* * *

Im Grunde ist Molière mehr der geniale Darsteller der Männer- als der Frauenwelt. Spricht man von den durch ihn geschaffenen Charakteren, so denkt man in erster Linie an die männlichen: an den Geizigen, an den Frömmling und Heuchler, an den Bürger als Edelmann, an den eingebildeten Kranken, an den Arzt in seiner Einbildung und Ueberhebung, an die wahren und falschen Männer des Hofes. Aber er war

Digitized by Google

ein zu guter Beobachter des Lebens und hat Zeit seines Lebens zu sehr Liebe begehrt und genossen, um sich mit der Schilderung der Männer zu begnügen. Er schilderte auch die Frauen. Und zwar bemerkt man vor Allem in seiner Schilderung, ob er nun seine Modelle aus vornehmen oder geringen Kreisen entnahm, das eine: die Frau ist tonangebend, das Damenregiment, wie es damals am Hofe begann, bereitete sich auch in der Gesellschaft vor. Zu seinen Schilderungen brauchte er seine Typen aber nicht aus seiner Schauspielertruppe zu nehmen; die Gesellschaft stand ihm offen wie keinem Komödianten vor ihm; vielleicht hat er uns gar manche Personen der damaligen Gesellschaft mit dichterischer Freiheit, aber doch erkennbar porträtirt. Und so stellte er eine leichtsinnige Zeit und Gesellschaft dar, Frauen, die nach Genuß verlangen so gut wie die Männer, kokette Dämchen, naseweise Töchter, spitzbübische Dienstmädchen, Frauen, die zur Ehe schreiten, um frei, das heißt zügellos zu leben, und die, nachdem sie in den Ehestand getreten sind, von dieser Freiheit nur allzu ausgiebigen Gebrauch machen. Junge keusche Mädchen dagegen schilderte er selten, vielleicht eben, weil sie in der „Gesellschaft" kaum erschienen oder wenigstens keine Rolle spielten; brachte er sie vor, wie die Agnes in der „Frauenschule", so gab er ihnen wohl einen Anflug von Beschränktheit. Auf die Bezeichnung wirklich idealer Mädchengestalten können vielleicht nur Eliante im „Misanthrop" und Henriette in den „Gelehrten Frauen" einen gewissen Anspruch erheben: beide wahr und offen, ohne grob und cynisch zu sein, beide mitleidig und mildthätig, ohne schwach und weichlich zu werden, beide fühlenden Herzens, liebebedürftig, ohne doch zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zu schlechten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Häufig befinden sich die jungen Mädchen Molière's in einem eigenthümlichen Kampfe: sie begehren einen Mann gegen den Willen des Vaters oder gegen den der Mutter. In diesem Kampfe ist nun meist der reinere Sinn

Digitized by Google

auf Seiten der Mädchen: bei ihnen ist es gewöhnlich Neigung, Liebe, nicht etwa ein äußeres, sinnliches oder gar unsittliches Begehren. Wenn also die Eltern dem Willen der Tochter entgegentreten, so geschieht es nicht, weil sie deren unreifes Urtheil mit Recht bekämpfen, sondern weil sie einen Bewerber begünstigen, der dadurch, daß er ihren Neigungen schmeichelt, bessere Aussichten für die Zukunft zu bieten scheint. Der Geizige begünstigt einen reichen Schwiegersohn, der Bürger als Edelmann einen Adeligen, der eingebildete Kranke einen Arzt, die gelehrte Frau einen Pedanten und der Devote einen Tartüffe.

Welcher Ausgang eines solchen Kampfes war nun im siebzehnten Jahrhundert möglich? Die Tochter mußte entweder, wie es in der Natur der Sache, der festgegründeten elterlichen, besonders väterlichen Autorität lag, ihre Neigung opfern und sich dem stärkeren Willen der Eltern fügen, oder sie ging, wenn sie unbeugsam dem Befehle jener widerstrebte, freiwillig oder gezwungen ins Kloster. Nun hat der Dichter aber nicht bloß die Aufgabe, das Leben getreu abzuconterfeien, sondern er hat das Recht, ja die Pflicht, es zu verklären, der idealen Anschauung und Lösung, die möglich, wenn auch nicht immer wirklich ist, zum Siege zu verhelfen. Molière macht von diesem Dichterrecht Gebrauch: er läßt die Liebe triumphiren. Aber gerade für seine Schilderung der Frauen ist es charakteristisch, daß es den Liebenden weder durch ihre Standhaftigkeit und Treue gelingt, den Widerstand zu brechen, noch durch ihre List und Schlauheit die Widersacher zu entfernen oder deren üble, wenn nicht gar verbrecherische Absichten zu entlarven, sondern daß dieser Triumph einzig und allein herbeigeführt wird durch andere Personen, durch zufällige oder willkürliche Verwickelungen. Marianne im „Tartüffe“ würde auf ihren Valère verzichten müssen, trotz aller Anstrengungen, welche Elmire und Cleante machen, den gewaltigen Nebenbuhler, eben den Tartüffe selbst, zu entfernen,

denn dieser hat schließlich allein die Macht in Händen; um ihn unschädlich zu machen, greift der Dichter zu dem bekannten, höchst seltsamen Auskunftsmittel: er läßt den großen König, freilich in seinen untergeordneten Organen, als Rächer der Unschuld erscheinen. Henriette in den „Gelehrten Frauen“ würde sich erfolglos nach ihrem Clitandre sehnen, denn gegen den harten Willen der Mutter verfängt weder der Widerspruch des schwachen Vaters noch die Abneigung der ungelehrten Dienstmagd; sie wird nur dadurch frei von dem aufgezwungenen Bräutigam, daß der von der Mutter auserkorene Pedant durch einen anderen Pedanten eines großen Theils seines Ansehens verlustig geht und eines anderen sich gründlich selbst beraubt, indem er bei der freilich ganz unrichtigen Kunde, seine Gönnerin habe ihr Geld verloren, sich schleunigst und schmählich zurückzieht.

Das jedoch sind alles Einzelheiten. Betrachtet Molière das Frauengeschlecht, so versucht er besonders zwei Fragen zu beantworten. Die eine könnte man so formuliren: Steht es den Frauen an, sich mit Wissen zu überladen, mit Gelehrsamkeit zu prunken, dergestalt, daß sie darüber die weibliche Zartheit, Bescheidenheit und Demuth verlieren? Die andere: Wie muß der Mann bei der Wahl seiner Frau zu Werke gehen, darf Alter sich mit Jugend, darf Ernst und Griesgrämigkeit sich mit Fröhlichkeit und Leichtsinn verbinden?

Wären beides bloß theoretische Fragen, so würde es schon von hohem Interesse sein, einen geistreichen Mann darüber reden zu hören. Aber die Beantwortung ist für den Antwortenden selbst von eminent praktischer Bedeutung, sie ist eng verknüpft mit dem Leben und den Gesinnungen Molière's. Die Antwort auf die eine Frage ist eine Kritik der Frauenbildung jener Zeit; die richtige Antwort auf die andere greift in sein innerstes Leben ein, sie ringt sich mühsam aus seinem Inneren los, weil er selbst durch eine falsche Beantwortung derselben so schwer gelitten.

Digitized by Google

Die Frauenbildungsfrage wurde zu Molière's Zeiten eifrig erörtert. Manche Beantwortungsversuche ähneln denen unserer Tage: die gelehrte Bildung soll aufhören, ausschließliches Eigenthum der Männer zu sein, sie soll auch Frauen zugänglich gemacht werden. Aber ein Hauptunterschied besteht zwischen der damaligen und der heutigen Absicht, der gelehrten Bildung weitere Kreise zu erschließen: der praktische Zweck fehlte damals durchaus; es galt nicht, wie heute, den Frauen neue Erwerbsmittel zu verschaffen. Das kommt daher, weil nicht die niederen, sondern ausschließlich die höheren Kreise sich für diese Frage interessirten; für sie war es keine Lebens- und Bedürfniß-, sondern eine Luxusfrage; sie brauchten die Bildung und die Gelehrsamkeit nicht, um sich damit den Lebensunterhalt zu verdienen, sondern um in der Gesellschaft zu glänzen.

Die gebildeten und bildungssüchtigen Frauen jener Zeit sind unter dem Namen der Pretiösen bekannt. Dieser Name war ursprünglich ein Ehrenname zur Bezeichnung Derer, welche ihre Sprache werth hielten und sie auszuschmücken große Anstrengungen machten; er wurde später zu einem Spottnamen, gebraucht gegen die, welche Kunst mit Künstelei, Zierlichkeit mit Geziertheit in Sprache, Sitte, Anschauungen verwechselten. Zwei Frauen mit ihrer Umgebung sind die Hauptträgerinnen dieser Bewegung. Die eine, Catherine de Vivonne, Marquise von Rambouillet, italienischen Ursprungs, suchte die italienische Sitte der galanten, geistreichen, von Damen gehaltenen Cirkel nach Frankreich zu übertragen, versammelte in ihrem Schlosse die ersten Schriftsteller und die vornehmsten Damen Frankreichs und erfreute sich an deren geistreichem Gespräch und ihren literarischen Schöpfungen. Die andere, Madeleine de Scudéry, selbst Schriftstellerin, die in zwei großen, je zehnbändigen Romanen, „Clélie“ und „Cyrus“, das moderne Gesellschaftstreiben trotz des römischen und persischen Gewandes, in welches sie ihre Helden kleidete,

darzustellen wußte, versammelte einen großen Kreis um sich, in dem die Schriftstellerwelt stärker vertreten war als die aristokratische, in dem aber im Ganzen ähnliche Elemente und ähnliche Tendenzen herrschten, wie in der Gesellschaft der Schloßherrin von Rambouillet. Denn man hat mit Unrecht in diesen zwei zeitlich aufeinander folgenden Perioden — die Blüthezeit der einen reicht etwa von 1620 bis 1640, die der anderen beginnt um 1650 und erstreckt ihre Ausläufer bis ins Ende des siebzehnten Jahrhunderts — zwei entgegengesetzte Epochen sehen wollen: eine Zeit der gesunden und eine der ungesunden Entwickelung, Frau von Rambouillet zur Trägerin des vernünftigen, Madeleine de Scudéry zur Vertreterin des unvernünftigen Princips machen wollen. Diese Ansicht ist irrig: Richtiges und Verkehrtes ist von vornherein in diesen Bestrebungen ziemlich gleich vertheilt; von vernünftigen Grundsätzen ausgehend, geriethen die Pretiösen überhaupt bald in Sprachen- und Sittenkünstelei. Für Molière wenigstens scheinen diese Unterscheidungen, in denen moderne Forscher sich gefallen, nicht zu existiren; er will nicht die „lächerlichen" Pretiösen von denen unterscheiden, welchen ernste Beachtung zukommt, sondern bezeichnet die Pretiösen insgesammt als lächerlich, und wenn er die Heldinnen seiner ersten Pariser Komödie Madelon und Cathos nennt, so braucht man darin keinen Zufall zu sehen, sondern kann darin die Absicht erblicken, Madeleine und Catherine, Fräulein von Scudéry und Frau von Rambouillet, zu verspotten.

Zur Charakteristik beider Gruppen kann man je ein eigenartiges Werk benutzen; für die erstere die Guirlande de Julie, für die letztere die Journée des madrigaux.

Die erstere ist eine Sammlung von Blumen und Gedichten, welche dazu bestimmt sind, die viel und lange umworbene Tochter der Schloßherrin, Julie, zu feiern. Als Motto steht der Sammlung der Vers voran:

Digitized by Google

Als die Götter mit Bedacht
Das vollkommene Werk gemacht,
Das man Julie heißt,
Hat Minerva sie erschaut,
Klagte sehr und weinte laut,
Fühlte sich verwaist.

Selbst der Vater brachte ein Gedicht, das wohl eher in den Mund eines melancholischen Liebhabers passen würde:

Ich kann nicht zürnen mehr den grausen Waffen,
Die ungerecht vollenden mein Geschick,
Und wenn sie nicht ruhmvolle Male schaffen,
So schau ich doch zum Tod mit frohem Blick.
Aus Blut, das frevlen Wunden reich entflossen,
Sind Blümlein, meiner Julie Schmuck, entsprossen.

Endlich ein Gedicht auf die Tulpe und die Sonne, als dessen Verfasser der große Corneille gilt:

Du Sonne, der ich Sein und Schönheit danke,
Verleih' Unsterblichkeit,
Gieb, daß der Strahlenkranz nicht von mir wanke.
Sei stets zum Schmuck bereit,
Laß mich auf Juliens schöner Stirne thronen,
Dem Sitz von Geist und Sinn,
Wenn Ruhm und Glück dann eng zusammenwohnen,
Dann bin ich Königin.

Aus dem Kreise der Madeleine de Scudéry ist ein ähnliches Werk nicht erhalten. Daß aber dieselben Tendenzen dort walteten, beweist eine Journée des madrigaux, deren Protokoll uns erhalten ist, ein Tag, an dem jeder Theilnehmer ein Gedicht seiner Dame zu Ehren machte. Außer mit Madrigalen vertrieb man sich die Zeit mit ernster Beantwortung sog. philosophischer Fragen, die den Unterrednern gar nicht komisch vorkamen: ob die Liebe eine edlere Leidenschaft sei als der Ehrgeiz; ob man besser daran thue, eine melancholische oder eine heitere Frau zu lieben; was schlimmer sei, zu viel oder zu wenig zu reden.

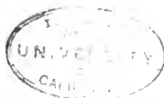
Drei besondere Momente, die für die Charakteristik der genannten Kreise Bedeutung haben, sind hervorzuheben:

Digitized by Google

Zuerst die Unnatur der Sprache. Die Pretiösen verunzierten die schöne französische Sprache durch falsche Eleganz und unerträgliche Geziertheit. Für sie war es Grundsatz und Ehrensache, sich von dem Haufen zu unterscheiden, dem exclusiven Cirkel auch eine exclusive Sprache zu schaffen, die einfachsten Ausdrücke durch künstliche Wendungen wiederzugeben. Wie sie die ehrlichen Namen der Personen und der Städte durch Bezeichnungen, die aus dem Alterthum entlehnt oder Romanen entnommen waren, umwandelten, so mußten die für die Gegenstände des täglichen Gebrauchs dienenden einfachen Worte zur Anwendung bei diesen Vornehmen erst gesellschaftsfähig gemacht werden. Von einem Eingeweihten, Somaize, wurde ein Lexicon zusammengestellt, das gewissenhaft alle diese Thorheiten buchte. Statt „Spiegel" sagte man: conseiller des grâces, statt „geben Sie uns Stühle": voiturez nous les commodités de la conversation, statt „Papier": l'interprête muet des cœurs, statt „Maske": l'instrument de la curiosité sur le visage, statt „Sie sind geistreich": Vous avez dix mille livres de rente en fonds d'esprit qu'aucun créancier peut prendre.

Sodann die Unnatur der Empfindung. Man theoretisirte über die Liebe, man suchte sie zu ergründen, zu erklären, statt sie zu hegen und zu stärken. Der bedenklichste Ausdruck dieser theoretischen Spielereien ist die „Karte des Reiches der Zärtlichkeit" (carte du royaume du tendre), die sich in einem Romane der Madeleine de Scudéry findet. Das Reich wird von drei Meeren umgeben, dem gefährlichen Meere, dem der Feindschaft, dem der Gleichgültigkeit. Es wird von drei Flüssen durchströmt, dem der Neigung, der Dankbarkeit, der Achtung. Nach diesen drei Flüssen sind auch die Hauptorte genannt. Um zu ihnen zu gelangen, mußte man die Festung Billets galants belagern, den Weiler Billets doux erstürmen, das Schloß Petits soins besetzen und das Städtchen Jolis vers passieren. Und was der Thorheiten mehr waren.

Digitized by Google



Endlich die Unnatur der Dichtung. Ehemals hatte es wohl feile Hofdichter gegeben, welche selbst die kleinsten Thaten der Höchststehenden verherrlichten; jetzt fand jede große Dame derartige dichterische Bewunderer; ihre Krankheiten wurden betrauert, ihre Vorzüge unendlich gerühmt. Charakteristisch für diese Art der Dichtung ist folgendes Sonett des Abbé Cotin über das Fieber der Prinzessin Uranie:

In tiefen Schlaf sank die Beständigkeit,
Die du besitzest, o so prächtiglich,
Um zu bewirthen ganz beträchtiglich
Die Krankheit, die dir grimme Feindschaft weiht.

Laß weichen sie aus deiner Kammer weit;
Sie schlich zu dir hinein verdächtiglich
Und wagt es, frech und gar verächtiglich
Zu schädigen dir Kraft und Munterkeit.

Wie? Sie befleckt dein fürstlich reines Blut,
Als wär das Bürgerpack dafür nicht gut?
Sie untersteht sich, dich bei Nacht zu plagen?

Führ' sie ins Bad, und braucht sie Widerstand,
Da sie erkennt, daß ihre Stund' geschlagen,
Tauch' sie zur Fluth mit deiner weißen Hand.

Gegen solche Unnatur nahm Molière den Kampf auf, besonders in den beiden Komödien „Die lächerlichen Pretiösen“ und „Die gelehrten Frauen“. Er geißelte die Frauencoterien überhaupt, das Verlangen nach Gelehrsamkeit, nach Frauenakademien, die gezierte, unnatürliche Sprache. Er bekämpfte durchaus nicht die Frauenbildung als solche, sondern nur ihre Uebertreibung. Es ist seine eigene Gesinnung, die er den Clitandre in den „Gelehrten Frauen“ mit folgenden Worten aussprechen läßt:

Einsicht und Wissen ziemet jeder Frau,
Doch unschön ist's, wenn sie die Sucht besitzt,
Gelehrt zu sein, nur um gelehrt zu scheinen.
Da lob' ich mir doch jene, die gar Manches,
Was sie wohl weiß, gar nicht zu wissen scheint.
Was sie gelernt, verberge sie bescheiden,
Statt prunkend es vor aller Welt zu zeigen.

Es ist nicht schön, wenn eine Frau citirt,
Mit hochgelehrten Reden um sich wirft
Und ihren Geist im kleinsten Wort will zeigen.

Er bekämpfte ferner in den genannten Komödien und in anderen Stücken die Galanterie und Prüderie, welche schlimmere Feinde der Sittlichkeit seien als die offen zur Schau getragene Sinnlichkeit. Er war nicht frivol und empfahl keineswegs unsittliches Treiben, aber er predigte Behagen und Freiheit, leichten Genuß und wohliges Leben. Er war gewiß ein Anhänger jener Verse, welche St. Evremond, einen Gleichgesinnten und Gleichgestimmten, zum Verfasser haben:

Ich war ein Zeuge jener schönen Zeit,
Da noch geherrscht die wonn'ge Ueppigkeit,
Die Zeit, in der am Hof und in der Stadt
Nur Spiel und Liebe ihre Throne hatt'.
Nachsichtige Satzung gönnt' uns jede Lust,
Gesetz war nur die Stimme uns'rer Brust,
Es galt der Irrthum nicht als eine Schuld,
Ja leichter Fehl gewann der Menschen Huld.

Endlich bekämpfte er die Unnatur in der Dichtung. Ihr Feind war er nicht nur, weil er die in diesen Dichtern ausgeprägte Gesinnungslosigkeit und Kriecherei nicht leiden mochte, sondern auch weil er die von ihnen behandelten unwürdigen Gegenstände und die von ihnen gewählte verkünstelte Form verächtlich fand. Häufig theilte er in seinen Komödien Gedichte mit, die bei einzelnen in diesen Stücken vorkommenden Personen, aber auch bei dem Publicum den allergrößten Beifall fanden; dieses kam erst von seinem verkehrten Urtheile zurück, nachdem es von der Bühne durch andere Personen des Stückes eine vernichtende Kritik jener anfänglich gepriesenen Verse erhalten hatte. Gegenüber der Kunstdichtung, allerdings einer sehr verschnörkelten und verderbten, pries Molière die Volksdichtung, zu einer Zeit, da man dieser meist, nicht etwa bloß in Frankreich, mit der ausgesprochensten Verachtung begegnete. Im „Misanthrop“ ließ er auf die Kritik eines solchen Gedichtes von dem Hauptverurtheiler desselben ein

Digitized by Google

bekanntes Volkslied singen und jenem gegenüber als ein Musterstück der Poesie erklären. Es lautet:

Wenn ich bekommen sollte
Die große Stadt Paris,
Der König aber wollte,
Daß ich mein Lieb verließ,
Sagt ich dem König dies:
„Nimm, Heinrich, dein Paris,
Mein Liebchen lieb ich mehr, ach ja!
Mein Liebchen lieb ich mehr."

* * *

Es war ein lebhafter und ernster Kampf, den Molière gegen die unberechtigten Bildungsansprüche der Frauen führte, aber dieser Kampf beschäftigte nur seinen Geist, nicht sein Gemüth. Anders die zweite Frage. Bei ihrer Beantwortung kam es Molière nicht darauf an, eine Theorie aufzustellen, welche, ob wahr oder falsch, ein von den Zeitgenossen vielfach behandeltes Thema neu erörterte und die Grundlinien zu seiner Entscheidung angab, sondern eine Sache zu berühren, die mit seinem Gemüthsleben aufs Engste verknüpft war und deren Entscheidung für ihn selbst die wichtigsten Folgen hatte.

Unter Molière's Komödien kommen dafür hauptsächlich drei in Betracht: die „Männerschule", die „Frauenschule", der „Misanthrop".

Die „Männerschule" behandelt einen von den Alten bereits bearbeiteten Conflict. Zwei ältere Männer haben von einem Freunde zwei junge Mädchen zur Behütung erhalten; Heirathen sollen, nach dem Wunsch jenes Freundes, die beiden ungleichen Paare mit einander verbinden. Der eine hütet die ihm Anvertraute mit peinlicher Sorgfalt und eifersüchtiger Strenge, er untersagt ihr jedes unschuldige Vergnügen, er möchte ihr trotz ihrer Jugend seine trübe, menschenfeindliche Stimmung einimpfen. Aber er vermag nichts gegen die Jugend und noch weniger gegen die Liebessehnsucht des Mädchens; eine Intrigue fädelt sich gegen ihn ein; das

Digitized by Google

Mädchen verliebt und verheirathet sich wider den Willen des Alten. Der andere dagegen hat dem jungen Mädchen, das seinem Schutze anvertraut ist, alle Freiheiten gelassen, er will ihr Glück, aber er will es ihr nicht aufzwingen, er möchte sie gern besitzen, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich freiwillig, nicht gezwungen ihm ergibt. Durch seine Methode triumphirt er über den anders gesinnten Bruder.

Die „Frauenschule" ist ein sehr bestrittenes Stück. Keines ist von Molière's Gegnern der verschiedensten Art, und zwar ebenso zu seiner Zeit wie später, von Moralisten, Dramaturgen, Adeligen, so bitter bekämpft, mit so vielen theils sachlichen, bei einzelnen Zeitgenossen freilich persönlichen Einwänden zurückgewiesen worden. Arnolphe, der sich La Souche nennt, hat ein junges Mädchen Agnes für sich auserwählt, in klösterlicher Einsamkeit erzogen und hält sie auch nun, da sie herangewachsen ist, in klösterlicher Strenge und Abgeschlossenheit. Aber auch diese Unschuld vom Lande lernt die Liebe kennen, freilich nicht die zu ihrem herrischen Anbeter, sondern zu einem jungen Mann, der zufällig an ihrem Fenster vorübergeht, Horace. Es kommt zwischen den Liebenden von Blicken zu Zeichen, zu Gesprächen, zu heimlichen Zusammenkünften. Von allen diesen Merkmalen eines intimen Verkehrs wird der Alte theils durch das naive Mädchen selbst, theils durch ein sehr drollig gezeichnetes Dienerpaar, Alain und Georgette, theils durch Horace unterrichtet, der dem Alten, einem Freunde seines Vaters, den er nur unter dem Namen Arnolphe kennt, mit Offenheit und Vertraulichkeit die Streiche erzählt, die er dem Narren La Souche spielt. Die Liebe triumphirt auch hier. Agnes schleicht sich zu ihrem Liebhaber heraus, der bei Gelegenheit eines nächtlichen Stelldicheins von Arnolphe-La Souche und seinen Dienern durchgeprügelt worden und wie todt liegen geblieben ist, erklärt laut und offen ihre Liebe zu Horace und darf zum Schluß ihrer Neigung folgen, da sich inzwischen ihr Komödienvater

Digitized by Google

Enrique gefunden hat, der ohne Weiteres die jungen Leute zusammengibt.

Im „Misanthrop“ endlich wird ein verwandter Stoff behandelt. Ein älterer, ernster, fast menschenfeindlicher Mann, Alceste, hat seine Augen gerade auf die für ihn Unpassendste geworfen, Célimène, eine herzlose, gänzlich äußerliche Kokette. Er wird jedoch, wie die ganze der Schönen huldigende Gesellschaft, von ihr schmählich gehöhnt, erkennt aber nur schwer und widerwillig an, daß er sich in seiner Wahl getäuscht hat. Zu diesem einen Schmerze kommt der zweite. Von Célimène verlassen, will er sich anderen Frauen zuwenden, die besser für ihn passen, Arsinoë und Eliante, aber auch bei ihnen muß er zu seinem großen Schmerze erfahren, daß er mit seiner Erklärung zu spät kommt, er wird aus verschiedenen Gründen von ihnen zurückgewiesen und kann, ganz allein gelassen, sich seiner Menschenverachtung nun bequem hingeben.

Schon aus dieser kurzen Analyse des Inhalts ergibt sich, daß der „Misanthrop“ viel mehr als eine Komödie ist, in der es sich außer satirischen Bemerkungen gegen schlechte Dichter, selbstbewußte Hofleute und gewissenlose Richter auch um die Frage handelt, wie man in der Wahl seiner Frau zu Werke gehen solle. Es ist vielmehr eine Tragödie, welche das tiefste Herzensweh eines Unglücklichen zum lebendigen Ausdruck bringt, eines Unglücklichen, der durch die Verwirrung der Verhältnisse und durch die Schuld seines krankhaft zerrissenen Gemüthes an den Menschen, an seinem Glücke und an sich selbst zu verzweifeln beginnt.

Aber in gewisser Weise gehören die drei unfreiwilligen Helden der skizzirten Komödien Sganarelle, Arnolphe, Alceste, so verschieden sie auch unter sich sind, zu einer großen Familie. Alle drei sind Männer, die sich in der Wahl ihrer Lebensgefährtin getäuscht haben — durch einen Zufall, der ihnen widrig schien und doch segensreich für sie war, an dem Schließen dieser Verbindung gehindert — und die für diesen

Digitized by Google

Irrthum schwer büßen; ernste ältere Männer, die schwer kämpfen und voll ernsten Sinnes der Leichtfertigkeit des jungen Weibes entgegentreten.

Sollte die mehrfache Wiederholung in der Zeichnung eines solchen Charakters bloß Zufall sein? Sollte sich der Dichter zu derartigen Wiederholungen veranlaßt gesehen haben allein durch den Anblick allgemeiner Zustände? Oder sollte er nicht vielmehr, verstimmt und erregt durch seine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, zu solchen Ausbrüchen eines edlen Zorns gedrängt worden sein?

Gewiß das Letztere; die Töne, die wir hier vernehmen, sind Herzenstöne, es sind Klagen, die aus dem schwer verwundeten Innern des Dichters kommen. Und so muß unsere Untersuchung zu dem Punkte zurückkehren, von welchem sie ausgegangen ist. Wir haben von Molière's Geliebten gesprochen; nun müssen wir von seiner Frau reden.

Armande Béjart wurde am 29. Februar 1662 des Dichters Gattin. Sie war im Jahre 1642 geboren, bei ihrer Verheirathung also kaum zwanzig Jahre alt. Sie war nicht, wie man, auf gefälschte Urkunden gestützt, wohl gesagt hat, eine Schwester der früher erwähnten Madeleine, sondern ihre uneheliche Tochter, ein Kind aus irgend einer Verbindung der nicht selten auf Zeit vermählten Schauspielerin, aber gewiß kein Kind Molière's, wie gemeine Verleumdung schon zu den Zeiten des Dichters zu behaupten sich erdreistet hat. Obgleich nun der Dichter durch seine Ehe nicht das Verbrechen der Blutschande beging, so handelte er durch die Wahl dieser Ehegattin weder gut noch klug. Es war nicht wohlgethan, daß der Dichter die Tochter seiner Geliebten, von der er sich niemals völlig entfernt hatte, an sich zog. Es war thöricht, daß Molière ein Mädchen wählte, dessen Vater er hätte sein können. Es war unüberlegt und mußte von den traurigsten Folgen für den Dichter sein, daß er, der Herz und Gefühl besaß, sich an ein Mädchen ohne wahre Empfindung, ohne

Digitized by Google

echte Liebe kettete. Er verlangte Treue und Beständigkeit und fand Flatterhaftigkeit und Leichtsinn, er hoffte auf ein ernstes Eingehen auf seine Pläne, auf eine verständnißvolle Theilnahme für die wichtigen Aufgaben des Lebens und mußte statt dessen bloße Aeußerlichkeit, kindliches Behagen an eitlen Nichtigkeiten und Mangel an jeglichem Ernst erkennen. Er konnte wohl tändeln, aber nur in den Stunden der Muße; auch das Liebesspiel war für ihn mehr eine Wirkung der Leidenschaft als eine Befriedigung der Sinnlichkeit; ihr Streben war Sinnenreiz, der Zweck ihres ganzen Lebens Liebesgenuß. Freilich, sie war ein Kind der Liebe und ungenügend oder schlecht erzogen, sie war jung, unerfahren, verwöhnt; sie wurde von dem mürrischen Mann nicht immer gleichmäßig und vielleicht nicht immer würdig behandelt; sie war als Schauspielerin Gefahren ausgesetzt, denen Stärkere unterlagen.

Sie war schön. Vielleicht hat, wie Lindau meint, Molière sie mit folgenden Worten (im „Bürger als Edelmann") geschildert:

„Ihre Augen sind freilich klein, aber feurig, glänzend, durchdringend und so reizend, wie man nur etwas sehen kann. Ihr Mund ist groß, aber man erblickt auf ihm gewisse Reize, die jedem anderen fehlen; dieser Mund flößt, sieht man ihn nur an, süßes Verlangen ein, er ist so lieblich, so verliebt, wie kein anderer auf der Welt. Ihre Figur ist zwar nicht groß, aber hübsch, geschmeidig und zierlich. In ihrer Sprache und in ihren Bewegungen hat sie eine gewisse Geziertheit, eine Lässigkeit, aber bei alledem ist sie reizend. Ihr verführerisches Wesen besitzt, ich weiß nicht welchen zauberischen Reiz, sich ins Herz hinein zu schmeicheln. Ihr Geist ist fein und delicat, ihre Unterhaltung entzückend. Sie ist eigensinnig, grillenhaft, launisch, aber an dem Schönen ist Alles schön, und Alles erträgt man von dem Schönen."

Sie war eine geschickte Schauspielerin und hat als solche

Digitized by Google

die größten Triumphe davongetragen. Sie war von früher Kindheit an gewöhnt, Molière als ihren zukünftigen Gatten zu betrachten; sie nannte ihn Mann von dem Momente an, da sie sprechen konnte, sie reichte ihm ihre Hand mehr aus Gehorsam als aus Neigung. Vielleicht sprach, da sie die Ehe einging, ihr Herz für Niemanden lauter als für ihren Mann; später sagte man von ihr, daß sie alle Welt mehr liebe als ihren Gatten.

Molière mußte bei seiner Kenntniß von dem Charakter der Armande, bei seiner tiefen Einsicht in die Menschencharaktere überhaupt, die Gefahren ahnen, denen er entgegenging. Als Dichter aber hatte er das Recht und die Pflicht, von seinen Befürchtungen und Gefühlen dem Publicum Kunde zu geben. Und wo konnte er dies anders thun als in seinen Komödien? Betrachtet man diese nun aber, besonders die drei eben behandelten, von diesem Standpunkte aus, so gewinnen sie einen eigenen Reiz als Bekenntnisse. Molière ist freilich weder Sganarelle noch Arnolphe, noch Alceste, er ist nicht so einfältig wie der erste, nicht so kindisch verliebt wie der zweite, nicht so menschenfeindlich wie der dritte, aber allen Dreien und wohl auch anderen Personen der Stücke hat er einige seiner Züge geliehen, alle Drei reden von einem ähnlichen Leide, wie das seine war.

Am 12. Juli 1661 wurde die „Männerschule" aufgeführt, also zu einer Zeit, da Molière bereits fest entschlossen war, Armande heimzuführen. Man irrt wohl nicht, wenn man manche Stellen der Komödie auf das Verhältniß Molière's zu seiner Braut deutet. Ariste, verständiger als Sganarelle, freut sich der Jugendlichkeit Leonorens:

> Ich hab' ihr nie verwehrt,
> An Bällen sich, an Schauspiel, an gewählter
> Gesellschaft, an Concerten zu erfreuen,
> Sie findet Freud' an Kleidern, Band und Spitzen,
> Was schadet's? Ihren Wünschen füg ich mich . . .

Digitized by Google

Und doch zeigt sich in anderen Worten Ariste's die Ahnung, daß diese Vertrauensseligkeit bestraft, daß eine Ehe, deren Schließung die Frau unwillig oder widerwillig beigestimmt, nicht segensreich werden könnte:

Es steht sehr schlimm, das sag' ich unverhohlen,
Um eine Frau, die nur dem Zwang sich fügt,
Und schlecht gesichert hielt' ich meine Ehre,
Wie eifrig ich auch wacht', bei einer Gattin,
Der, wenn sie je verbot'ne Wünsche hegte,
Nichts fehlt' als die Gelegenheit zum Fall.

Die Ehe wurde geschlossen. Wir vermögen nicht in ihre Mysterien einzudringen. Vielleicht ging in der Ehe bald etwas vor, das die Befürchtungen Molière's wahr machte; vielleicht kam dem Dichter nur lebhaft zum Bewußtsein, daß er sich in der Wahl seiner Gattin gröblich vergriffen hatte. Als Ausdruck dieser Stimmung ist die „Frauenschule", die zehn Monate nach der Hochzeit zum ersten Male aufgeführt wurde (29. December 1662), aufzufassen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist Arnolphe nicht mehr die komische Figur, als welche er beim ersten Anblicke erscheint; er wird vielmehr zum Helden einer Tragödie, der büßt, freilich nicht ohne seine Schuld. Wir hören den wahren empfindungsvollen Liebhaber sprechen, der in seinen schönsten Hoffnungen betrogen ist, wenn Arnolphe sagt:

Kein Auge wird in ihren Mienen lesen,
Wie nahe sie dem Tode mich gebracht!
Ich sah sie an: Je ruhiger sie blieb,
Um so viel heißer kocht' in mir der Zorn,
Und alle Wuth, die mir das Herz durchdrang,
Entflammte zwiefach meine Liebesgluth.
Ich war empört, ergrimmt, ich haßte sie,
Und dennoch fand ich niemals sie so schön;
Nie war ihr Auge so von Glanz erfüllt,
Nie schien sie mir so reizend, und ich fühle:
Ich trag' es nimmer, wenn das Schicksal mir
Die schwere Prüfung wirklich vorbehält.

Digitized by Google

Wie! Hätt' ich sie mit so viel Zärtlichkeit,
So sorglich mir erzogen — sie als Kind
Ins Haus geführt, die schönste Zukunft mir
Geträumt, mein Herz an ihrem jungen Reiz
Erfrischt und dreizehn Jahre lang gehofft,
Sie mir heranzubilden — und nun kommt
Ein junger Geck, in den sie sich vernarrt,
Und stiehlt recht unter meinem Barte mir
Die halb schon anvermählte Braut?

Denn eben darin besteht das Unglück Arnolphe-Molière's, daß er seiner traurigen Erkenntniß von der Unwürdigkeit der Gattin nicht die That, d. h. die zeitliche oder dauernde Entfernung von ihr, folgen lassen kann, daß er in manchen Momenten die Frau zu hassen meint, aber statt sie zu lassen, sich immer fester, leidenschaftlicher an sie anklammert:

Seltsam und wunderbar, daß wir so schwach
Den Zauberinnen gegenübersteh'n!
Der ganzen Welt sind ihre Tücken kund,
Sie sind ja nichts als Laun' und Eigensinn,
Ihr Witz verletzt, ihr Geist ist flatterhaft,
Ihr ganzes Wesen ohne Kraft und Willen,
Treulos im höchsten Grad, und trotz dem Allen
Sind wir die Sclaven dieser Creaturen.

In Ehezwistigkeiten soll sich kein Dritter mischen. Darum müssen auch wir uns hüten, die Frage, auf wessen Seite in jener Ehe das Recht war, entscheiden zu wollen. Nur andeuten darf man, daß Armande nun, da sie Frau war, wohl von den früheren Verhältnissen ihres Mannes gehört haben mochte und in ihrem Stolze gekränkt war; daß sie sich vielleicht auch über manche heftige Scene des aufbrausenden Mannes zu beklagen hatte. Im Impromptu de Versailles, einem der durch die Bekämpfung der „Frauenschule" hervorgerufenen kritisch-satirischen Gelegenheitsstücke, in dem die Schauspieler und Schauspielerinnen der Molière'schen Truppe mit ihrem Meister im Gespräch erscheinen, nennt Molière seine Frau eine Gans und läßt sie dann erwidern: „Vor achtzehn

Digitized by Google

Monaten würden Sie mir so etwas nicht gesagt haben, aber freilich, die Ehe verändert die Gesinnungen der Männer."

Seit 1664 war die junge Ehe durch ernstliche Zerwürfnisse getrübt, 1666 fand eine förmliche Trennung statt. Molière lebte auf dem Lande, die Frau in der Stadt. Ein Sohn war ihnen gestorben, eine Tochter wurde nach Auteuil in Pflege gegeben. Aber eine Scheidung war nach den Gesetzen unmöglich, und eine factische Trennung konnte schon aus dem Grunde nicht stattfinden, weil die Gatten sich täglich auf den Proben und bei den Aufführungen trafen. Gerade dieses beständige Zusammentreffen mit der Frau war Molière's Unglück. Dadurch erhielt sein Zorn, seine Eifersucht beständig neue Nahrung; aber auch der Reiz, den die Frau trotz alledem auf ihn ausübte, erwachte stets von Neuem. Er sehnte sich mit aller Macht von ihr weg und blieb gefesselt, sobald er sie sah. Es gibt eine Unterredung Molière's mit seinem Freunde Chapelle — sie ist freilich nur in einer gegen die Frau, die später einen Schauspieler Genin heirathete, gerichteten Schmähschrift (1688) zu finden —, in welcher diese entgegengesetzte Stimmung des Dichters, die sein Herz zerriß und seinen Lebensmuth zerstörte, trefflich zum Ausdruck kommt.

Doch wozu bedürfen wir solcher Zeugnisse, deren Authenticität in Zweifel gezogen werden könnte, da wir unzweifelhaft echte besitzen? Ich meine Molière's „Misanthrop". Denn es gibt kein „Räthsel des Alceste", wie uns neuere französische Schriftsteller glauben machen wollen, und es ist doch wohl nur eine geistreiche Thorheit, in dieser nichts weniger als räthselhaften Persönlichkeit „den Ausbruch der verletzten öffentlichen Rechtschaffenheit, personificirt in einem Jansenisten", sehen zu wollen. Wir wissen es besser: Alceste hat viele Züge Molière'schen Wesens, und gewiß ist beiden gemeinsam die Stellung zu den Frauen.

Es ist Molière's Liebesleidenschaft, der Alceste die

Worte leiht — die beiden folgenden Stellen nach Fulda's Uebertragung —:

Ach, sie ist größer als Gedanken fassen,
Und diese Gluth, die jedes Maß verlor,
Feindsel'ge Wünsche lockt sie mir hervor:
Ich wünschte, daß Sie häßlich wären,
Daß ein unseliges Geschick Sie quälte,
Daß Gott Sie hätt' erschaffen zum Entbehren,
Daß Ihnen Stand und Rang und Reichthum fehlte,
Damit die Opferthaten meiner Liebe
Aus Ihrem Leben scheuchten Nacht und Grau'n
Und mir der Ruhm, der Stolz, die Wonne bliebe,
Ihr Glück mit meinen Händen zu erbau'n.

Es ist der Schrei, der sich aus Molière's Herzen ringt, der Schrei, der seine höchste Wuth und zugleich seine ganze Ohnmacht bekundet:

O Himmel, gab es Qualen je,
Die solche Marter überragten?
Mich treibt gerechter Zorn und tiefes Weh,
Und mich, den Kläger, macht sie zum Verklagten!
Sie steigert meinen Argwohn tausendfach,
Sie leugnet nicht, sie rühmt sich ihrer Schande,
Und dennoch, dennoch ist mein Herz zu schwach,
Um zu zerreißen seine Bande,
Zu schwach, um mit Verachtung sie zu strafen,
Die Undankbare, die ich so geliebt.
Ja, Schlange, meine Schwachheit gibt
Dir Riesenkraft und macht mich neu zum Sclaven,
Ein Blick in diese Augen: und das Joch
Unsel'ger Liebe muß ich weiter tragen.

Die letzten Jahre des Lebens unseres Dichters sind arm an Aeußerungen über die Frau. Es kam zwischen den Gatten noch einmal zu einer Annäherung, dann wieder zu einem neuen, diesmal endgültigen Zerwürfniß. Wenn Molière über diese letzten Phasen seines Ehelebens schwieg, so mag der Grund einerseits darin liegen, daß der Dichter es als seine Aufgabe erkannte, von größeren, allgemeiner

Digitized by Google

interessirenden Dingen zu reden, Juristen und Aerzte, Höflinge und Frömmlinge seinen Zorn fühlen zu lassen, als Strafredner und Richter der Thorheiten und Laster seiner Zeit aufzutreten; andererseits darin, daß er als Weiser sich ins Unvermeidliche zu fügen gelernt und, wenn auch mit tief bekümmertem Herzen, aber doch wie ein Mann auf das größte Glück seines Lebens Verzicht geleistet hatte.

* * *

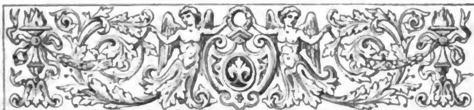
„Wem nie von Liebe Leid geschah, dem geschah von Lieb auch Liebe nie.“ Diesen Spruch eines mittelalterlichen Dichters hat Molière vollauf bewährt: er hat der Liebe Leid erfahren, aber auch der Liebe Glück. Und eben darum, weil er auch das Glück der Liebe genossen, geziemt es sich nicht, die Behandlung unseres Themas tragisch zu schließen. Wir versetzen uns lieber in die Zeit des jungen Glücks, der ersten Liebesseligkeit, in jene Zeit, da Molière noch hoffte, Armande werde die Wonne seines ganzen Lebens ausmachen. Damals ließ Molière ein Gelegenheitsstück, Les fâcheux, aufführen (20. August 1661), das eine vortreffliche Schilderung vieler Typen lästiger Störenfriede enthält. Unter diesen unangenehmen, theilweise widerwärtigen Personen befindet sich ein treues, seiner selbst gewisses Liebespaar, Eraste und Orphise, das, wenn es auch wohl nicht von dem damaligen Brautpaare, Molière und Armande, dargestellt wurde, doch viele Aehnlichkeit mit diesem darbietet. Oft wird es von jenen Lästigen am Zusammenkommen gehindert; nicht selten erregt einer der Störenfriede absichtlich oder unabsichtlich des Liebenden Eifersucht; endlich einmal allein gelassen und auf die Grundlosigkeit seiner Eifersucht hingewiesen, wenn auch nicht davon überzeugt, bricht Eraste in die Worte aus:

Digitized by Google

Darf ich denn wirklich glauben, was du sagst,
Und liebst du mich so recht von ganzem Herzen?
Ich will dir blindlings trau'n, du bist mein Alles!
Was du die Güte hast zu sagen, glaub' ich,
Täusch', wenn du willst, mich Armen, der dich liebt,
Ich will dich dennoch bis zum Grabe lieben.
Verachte selbst mein Herz, verweig're mir
Das deine, wende dich zu einem andern, —
Von deinen Reizen will ich Alles tragen,
Will sterben, aber niemals mich beklagen.



Digitized by Google



IV.

Goethe's Schwester[14]).

Die Personen aus Goethe's nächstem Umgangskreis stehen in scharfen Umrissen vor uns. Der alte Herr Rath mit seinem strengen Wort und seiner pedantischen Amtsmiene, stets correct in Kleidung und Reden, ohne jedes Uebermaß in Wort und That, nicht ohne Zärtlichkeit, doch eifrig bemüht, zärtliche Empfindungen nicht hervorbrechen zu lassen, als schädigten sie seine väterliche Autorität, ein Haustyrann, der Entwickelung und Schicksal der Seinen nach eigenen strengen Grundsätzen lenken wollte und der ergrimmt darüber war, wenn sich die Entfaltung derselben gegen seine höchsteigene Bestimmung und trotzdem in ganz erfreulicher Weise vollzog. Daneben Frau Rath, ewig jung selbst in ihrem Alter, gefaßt und heiter selbst bei schweren Schicksalsschlägen, Liebhaberin des Vergnügens, das ihr bereitet wurde, und gern erbötig, Anderen Vergnügen zu bereiten, stets geneigt, fremden Anregungen zu folgen, und bestrebt, ihre Wünsche und Neigungen Anderen unterzuordnen, beglückt durch das Glück, das den Ihren, besonders ihrem Lieblingssohn, zu Theil wurde, aber auch das widrige Geschick, das bei diesen nicht ausblieb, mit starkem Muthe ertragend.

Nur von Goethe's Schwester Cornelie[15]) fehlt uns ein

Digitized by Google

solch scharf umrissenes Bild. Wir möchten sie uns am liebsten als junges Mädchen vorstellen, das mit dem Bruder scherzt und tollt, und jene Situation steht vor uns, wie die Geschwister, in die Lectüre von Klopstock's Messias vertieft, durch den lauten Ausruf, den Cornelie erschallen läßt: „O, wie bin ich zermalmt", den den Vater einseifenden Barbier und den sonst nicht eben schreckhaften Vater erschrecken; aber alsbald weicht dies Bild dem des eingeschüchterten Mädchens, das von Natur oder durch Gewöhnung kindlichen Spielen abhold, fast männliche Studien treibt und eine vielseitige Bildung sich erwirbt; oder dem des unverstandenen und selbstquälerischen Weibes, das, fern von ihren Lieben, in jugendlichem Alter zu Grunde geht.

Cornelie Goethe bleibt uns heilig, da sie dem Bruder nahe stand. Er stellte sie hoch über andere Frauen; „das mag für andere Frauen gut genug sein, für meine Schwester nicht," schrieb er als frühreifer Leipziger Student; kaum ein Jahrzehnt später, mitten im höchsten Weimarer Glück, vergöttert von seinem Fürsten, in inniger Verbindung mit Charlotte v. Stein, hörte er die Todesnachricht; „ich kann nun weiter nichts sagen," ruft er der Freundin zu (16. Juni 1777), „dunkler zerrissener Tag" zeichnet er in sein Tagebuch ein; der Mutter aber schreibt er nach einigen Tagen (28. Juni): „Ich kann ihr nichts sagen, als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht. Ich kann nur menschlich fühlen und lasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lang empfinden läßt."

Die Trauer blieb, aber sie wurde nicht productiv: sie trieb den Dichter nicht dazu, das Bild der Schwester poetisch zu gestalten. Keine der vielen weiblichen Figuren in Goethe's Dramen trägt ihre Züge. Aber als er, ein Menschenalter nachdem die Schwester von hinnen geschieden war, die Schilderung seiner Jugendzeit niederschrieb, gedachte er innigst

Digitized by Google

der Frühverstorbenen und errichtete ihr in „Dichtung und Wahrheit" ein schönes Denkmal.

* * *

Cornelie Goethe, mit ihrem vollen Namen Cornelie Friederike Christiane, wurde am 7. December 1750 zu Frankfurt am Main geboren. Sie blieb mit ihrem Bruder Wolfgang, dem ältesten Sproß aus der Ehe ihrer Eltern, das einzig überlebende Kind, denn vier Geschwister, zwei Brüder und zwei Schwestern, die in den Jahren 1752 bis 1760 geboren wurden, starben wenige Jahre nach ihrer Geburt. Goethe schloß sich ihr aufs Engste an, ja hatte in ihr schon zu der Zeit, da noch ein wenig jüngerer Bruder Hermann Jakob lebte, den eigentlichen Gefährten gefunden. Die Erziehung der Geschwister war in mancher Beziehung eine gemeinsame. Wie über den Sohn, so übte auch über die Tochter der Vater sein strenges Regiment, wirkte selbstthätig oder nach unerschütterlich feststehenden Grundsätzen auf ihre Erziehung und ihren Unterricht ein. Durch solche Eingriffe entfremdete er damals und auch für später die Tochter der Mutter. Während nämlich der künftige Dichter in seiner kräftigen Opposition innige Gemüthsbeziehungen zur Mutter fand, blieb das verschüchterte, in manchen Eigenschaften dem Vater nicht unähnliche Mädchen der Mutter ferne.

Cornelie wurde, da es höhere Mädchenschulen damals in Frankfurt nicht gab, zu Hause bei Privatlehrern unterrichtet. Bei diesem Unterricht wurde das Praktische in den Vordergrund gestellt. Daher wurden die modernen Sprachen bevorzugt: Englisch, Französisch, Italienisch, die theils von beliebten Privatlehrern, theils von dem Vater selbst gelehrt wurden, der ja trotz aller Nüchternheit eine gewisse ideale Schwärmerei für Italien zeitlebens behielt. Cornelie lernte die Sprachen, wenn auch mehr dem Befehle

Digitized by Google

gehorchend, als eigener Lust folgend, mit großem Verständniß und gutem Erfolg dergestalt, daß sie sich in den genannten Sprachen geläufig ausdrücken lernte und selbst in geheimen Niederschriften, zu denen das Auge des scharf herumspähenden Vaters nicht drang, eine dieser Sprachen anzuwenden sich gewöhnte. Von den Wissenschaften wurden nur diejenigen gewählt, die etwa praktisch verwerthbar schienen, wie die Physik. Dagegen wurden die Künste eifrig getrieben: besonders Zeichnen und Klavierspielen. Letzteres galt Cornelie freilich nicht als Erholung und angenehme Zerstreuung, wie es der Mutter noch in hohen Jahren bei abnehmender Kraft erschien, sondern als aufgezwungene Plage. Wie der vom Bruder ihr empfohlene Lehrmeister sie enttäuscht hatte, der für gewöhnlich ein arger Pedant war, gewisse humoristische Benennungen und Lehrspäßchen aber dann anwendete, sobald sich ein Zuschauer einfand, der als neu hinzutretender Schüler in Aussicht genommen wurde, so bot ihr die Kunst, die sie mechanisch lernte und widerwillig übte, wenn sie auch, nach Kestner's Zeugniß, vortrefflich, außerordentlich fertig spielte, keine Erholung und Erquickung. Auch der religiöse Unterricht wurde in demselben geist- und gemüthlosen Schematismus ertheilt, wie die übrige Unterweisung, und vermochte ihre nicht eben religiös gestimmte Seele nicht glaubensstark zu machen.

So durchlebte sie eine freudlose Kindheit. Von der Mutter theils gewaltsam getrennt, theils durch einen schwer zu besiegenden Temperamentsunterschied ferngehalten, durch den Vater tyrannisch, nach eigensinniger Art behandelt, welche die Individualität des zu Erziehenden nicht in Betracht zog, flüchtete sie zu ihrem Bruder. Mit aller Leidenschaft, deren sie fähig war, klammerte sie sich an ihn, von einer Art Eifersucht erfüllt, ihn allein besitzen zu wollen, und von dem Bewußtsein gehoben, daß er als der Einzige im Stande sei, ihren inneren Werth zu ergründen; denn der Sinn für das

Digitized by Google

Aeußere ging ihr ab, die Werthschätzung der kleinen Richtigkeiten, die das Leben des jungen Mädchens lieblich gestalten. Sie wußte, daß sie nicht schön war, und wollte sich keine Enttäuschung bereiten, Anderen gegenüber keine schwer zu befriedigenden Ansprüche erheben.

Wie sie den jungen Leuten ihrer Umgebung erschien, hat keiner überliefert; nur der Bruder zeichnete, freilich ein halbes Jahrhundert nach jenen Tagen, in treuer Wahrhaftigkeit ihr Bild. Es wäre unrecht, durch eigene Worte, die doch immer nur aus seiner Darstellung entnommen werden könnten, die Unmittelbarkeit seiner Schilderung ersetzen zu wollen. Goethe schreibt: „Sie war groß, wohl- und zartgebaut und hatte etwas Natürlich-würdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne Gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen. Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode der Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern noch Alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Contrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies

Digitized by Google

Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden."

Trotzdem Cornelie, diesen Schilderungen gemäß, keine superiore Natur war, nicht geschaffen zu gebieten oder sich geltend zu machen, so wußte sie doch einen Kreis von Freundinnen um sich zu versammeln, in dem sie Herrscherin war. Manche der hier vereinten jungen Mädchen traten auch dem Bruder nahe, am nächsten Antoinette Gerock, eine der drei Töchter eines reichen Frankfurter Kaufmanns, die, freilich nach einer unverbürgten Vermuthung, durch Goethe in den drei Töchtern des Nachbars („Hermann und Dorothea") geschildert sein sollen, Charitas Meixner, eine Wormserin, die einige Jahre zu ihrer Ausbildung bei Frankfurter Freunden zubrachte und viele Huldigungen junger Männer empfing, und Lisette Runkel, die Tochter des Frankfurter Stadtstallmeisters. Der Letzteren galten Wolfgang's besondere Aufmerksamkeiten, die, wie es scheint, vom Vater des Mädchens nicht gern gesehen wurden; noch in Leipzig hörte er mit größtem Verlangen von ihr, er bestellte ihr Küsse und wollte am liebsten den Platz der Bestellerin dieses Auftrags einnehmen. Zu diesem Kreise gehörten noch viele Andere: die Töchter des lustigen Rath Crespel, der ein besonderer Freund des Goethe'schen Hauses war, Marie Bassompiere, eine Zeit lang Cornelie's Vertraute, deren Bräutigam St. Alban sie hochschätzte, seinen Tod innig betrauernd, Lisette v. Stockum, von deren Schönheit sie entzückt war, und Manche, von denen uns wenig mehr als der Name bekannt ist, Fräulein Brevilliers u. A. In dem Kreise dieser als junge Damen sich gerirenden Mädchen, zu denen sich manche knabenhafte Jünglinge, Goethe's Jugendfreunde, Riese und Horn gesellten, erscheint Cornelie wie eine Fremde; an dem leichten Tone und den Vergnügungen der

Digitized by Google

Uebrigen nahm sie keinen Antheil; sie schien die Aelteste zu sein, wenn sie auch die Anderen nicht an Jahren übertraf.

Diese Stellung der Aelteren hatte sie, obgleich sie die Jüngere war, damals auch dem Bruder gegenüber einzunehmen. Dieser nämlich hatte sich in einen Liebeshandel mit einem außerhalb seines Gesellschaftskreises stehenden Mädchen Gretchen eingelassen, war durch diese einer Schar junger leichtsinniger Burschen zugeführt und in die von diesen ausgeführten dummen Streiche verwickelt worden. Während Wolfgang's Hausarrest, welcher der Entdeckung dieser kindischen Handlungsweise folgte, die leicht schlimmere Wirkungen hätte hervorrufen können, war die Schwester milde Trösterin des in seinem Selbstbewußtsein tief gekränkten Bruders.

So selbständig sie in diesem Falle erscheint, so unselbständig tritt sie uns in den Jahren entgegen, während welcher Wolfgang in Leipzig studirte (1765—1768). Nun war sie ihrer besten Stütze beraubt und ganz den Erziehungsexperimenten des Vaters überlassen. Zu seinen alten Quälereien hatte er nun eine neue gefunden: das Briefschreiben. Hätte Cornelie dem geliebten Bruder frei schreiben dürfen, so hätte sie in diesen Briefen gewiß eine große Erquickung gefunden; nun, da sie unter den Augen des Vaters, in seinem Auftrag schrieb, da sie ihre Briefe als Uebungsstücke in deutscher oder fremder Sprache anzusehen hatte, empfand sie das, was ihr das Liebste hätte sein können, als eine Pein. Um so mehr, als auch der Bruder, der wohl wußte, daß seine Briefe gleichfalls die väterliche Censur passirten, sich nicht frei und offen gehen ließ. Freilich deutete er bisweilen Leipziger Erlebnisse an und Frankfurter Erinnerungen, neckte manchmal wie ein Knabe und verrieth in einzelnen Ausrufungen den lebensfrohen Jüngling, aber im Ganzen redete er wie ein Mann und wie ein Fremder. Er spielte dem Schwesterchen gegenüber den Mentor und korrigirte ihre Briefe; er schickte ihr

Digitized by Google

Auszüge aus Gellert'schen Collegienheften und disponirte seine Briefe nach dem Schema, welches der Leipziger Aesthetiker empfohlen hatte, er benutzte seine Correspondenz, um sich in englischer und französischer Conversation zu üben, er regelte die Lectüre seiner Schwester, indem er ihr, gewiß mehr im Sinne des Vaters als in seinem eigenen, die englischen moralischen Wochenschriften, unterrichtende, aber langweilige französische Bücher empfahl und sie vor Boccaccio warnte, obwohl dessen Dekameron von einem Papste erlaubt worden sei. Manche dieser Mahnungen streute er auf fruchtbaren Boden und erzog in der Schwester eine eifrige Verehrerin Grandison'scher Romane, die sich für deren Helden schwärmerisch begeisterte. Der Bruder schickte ihr literarische Abhandlungen über Tasso und Boileau, sendete seine neuentstandenen Poesien und berichtete über seine angefangenen Arbeiten; aber von dem, was die Schwester am meisten interessirte, von seinem Herzensleben, schwieg er völlig. Nur gelegentlich brach in seinen Briefen die Zärtlichkeit durch, das Verlangen, auch von der Schwester uncorrigirte Briefe, wahrhafte Aeußerungen ihrer Gefühle zu erhalten, und die Ueberzeugung, daß die Schwester durch Geist und Charakter, durch ihr ganzes Wesen andere Mädchen überrage.

Cornelie's Briefe an den Bruder sind nicht erhalten, wohl aber aus der Zeit von Wolfgang's Leipziger Aufenthalt Briefe und Tagebücher an eine neu gewonnene Freundin gerichtet, die der Bruder, nachdem er Cornelie's Begeisterung über sie kennen gelernt hatte, als seine Muse zu feiern sich bereit erklärte. Dies war Katharine Fabricius, eine Freundin und Landsmännin der Charitas Meixner, welche im Sommer 1767 zu Besuch in Frankfurt gewesen war. Ihr gegenüber sprach Cornelie offen; es scheint, daß bei dieser Correspondenz entweder des Vaters wachsames Auge getäuscht wurde, oder daß er es nicht für nöthig hielt, „Weibergeschwätz“ zu überwachen oder nach seinen bestimmten Grundsätzen zu regeln.

Digitized by Google

Nur darin zeigte sich auch weiter des Vaters Einfluß, daß selbst diese Schriftstücke französisch geschrieben sind, daher einigermaßen den Charakter als Uebungsstücke behalten und die Unmittelbarkeit, den leichten Fluß, vielleicht auch die Aufrichtigkeit und gewiß die Correctheit vermissen lassen, welche deutschen Aufzeichnungen eigenthümlich gewesen wären. Cornelie beklagte sich, keine wahre Freundin zu besitzen, führte eine böse Zunge über ihre weiblichen Bekannten, die sich einbildeten, ihre Freundinnen zu sein, machte sich lustig über deren Putzlust, Langeweile und Unbeständigkeit, und jammerte am meisten gerade über jene Lisette Runkel, welche der Bruder unter allen Mädchen Frankfurts sichtlich ausgezeichnet hatte. Sie beschrieb die Gesellschaften, die sie, und zwar, wie sie hinzufügte, gern besuchte, und machte von sich die nicht ganz zutreffende oder jedenfalls nur für Momente passende Schilderung: „Ich liebe die Abwechselung, die Unruhe, den Lärm der großen Welt und die rauschenden Vergnügungen."

Ihr Herz blieb nicht unempfindlich gegen die Huldigungen der jungen Männer, welche ihr und den Freundinnen erwiesen wurden. Sie kämpfte, wie manche junge Mädchen, die ihren Werth fühlen, aber da sie durch äußere Reize nicht blenden, ihres Sieges nicht gewiß sind, zwischen spröder Zurückhaltung und dem Wunsche, ja der Hoffnung, zu gefallen, tadelte sich wohl manchmal wegen solchen Kampfes, da sie ihn als unwürdig erachtete, verfiel ihm aber immer wieder aufs Neue. Von diesen Kämpfen und ihren äußeren Erlebnissen beichtete sie der Freundin in Berichten, die des romanhaften Anstriches nicht ganz entbehren. Unter den ihr Entgegentretenden bevorzugte sie diejenigen, welche mit dem Bruder bekannt waren und von ihm sprachen. Doch konnte sie auch hart sein. So behandelte sie Einen, der sich an sie herandrängte, nachdem er zuvor schlecht über sie geredet hatte, höhnisch, kalt, abweisend; sie nannte ihn mit Vorliebe den „Jammermenschen".

Digitized by Google

oder bezeichnete ihn mit ähnlichen verächtlichen Ausdrücken. Einen Anderen aber, einen Engländer Harry, von dem auch Goethe sagte, „sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmuth und seine Neigungen so dauernd als entschieden und gelassen," liebte sie mit Leidenschaft. Seinetwegen schätzte sie alle Engländer, mit ihm hätte sie dauernd in derselben Stadt leben wollen, nur um ihn beständig sehen und sprechen zu können — andere Wünsche hegte sie nicht —; um seine Züge dauernd im Gedächtniß zu behalten, hatte sie einen Maler gebeten, den Geliebten verstohlener Weise zu zeichnen; dieser aber reiste unerwartet schnell ab und hinterließ die Liebende in einem Zustande bitteren Grams. Sie kämpfte gegen ihre Leidenschaft und schämte sich, diese so offen bekannt zu haben; nun meinte sie für alles Gefühl auf ewig abgestorben zu sein. Eine trübe Resignation bemächtigte sich nach diesem traurigen Zwischenfall der Seele Cornelie's. Sie fühlte sich nun doppelt allein. Sie dachte nicht daran, ewig unvermählt zu bleiben, aber sie konnte sich nicht denken, wie sie jemals das volle Glück in der Ehe finden, wahre Liebe einflößen und fühlen sollte. An ihrem achtzehnten Geburtstage zog sie das schmerzliche Resumé ihres Lebens: „Die Zeit ist wie ein Traum verflogen und die Zukunft wird ebenso verfliegen, mit dem einzigen Unterschied, daß mir noch mehr Uebel zu erleiden übrig bleiben, als ich bisher erlitten habe."

Das letztere Bekenntniß und das Abenteuer, dem Stimmung und Bekenntniß entstammten, gehört schon in die Zeit, da Wolfgang nach Frankfurt zurückgekehrt war. Als er aber im Herbst 1768 nach Frankfurt kam, war er nicht mehr der vornehme junge Herr, der Orakelsprüche ertheilte, sondern ein siecher Jüngling, welcher der Pflege, des milden Zuspruchs, des sicheren Vertrauens bedurfte. Alles dies spendete die Schwester in reichem Maße. Ein neues frohes Leben begann nach der Genesung des Bruders. Auf

Digitized by Google

die sauren Wochen folgten frohe Feste. Der Kreis der schon oben genannten Jünglinge und Mädchen erweiterte und festigte sich. Sommer und Winter brachten ihre Vergnügungen, an denen Cornelie, in mädchenhafter Weise, ohne Enthusiasmus theilnahm. Cornelie durfte sich nun, da sie zur Jungfrau erblüht war, einer gewissen Freiheit erfreuen und hatte etwas weniger unter der Tyrannei des Vaters zu leiden. Der Straßburger Aufenthalt des Bruders unterbrach kaum das jugendliche angeregte Treiben, das unter seiner Mitwirkung ins Leben gerufen war. Gewiß weilten Cornelie's Gedanken oft in Straßburg, aber weder sind uns Briefe von ihr noch Briefe des Bruders erhalten, aus denen wir den geistigen und gemüthlichen Zusammenhang der Geschwister erkennen könnten.

* * *

Als Goethe von Straßburg in das Vaterhaus zurückkehrte, war er ein junger Mensch, der Manches erlebt und erfahren hatte, ein Dichter, der sein Ziel klar erkannte. Wenn er sonst aus der Fremde zurückkam oder zu Hause weilte, hatte er von Liebesschmerzen zu berichten und Gedichte und Lustspielchen aufzuweisen, welche mit diesen Schmerzen sich beschäftigten; nun hatte er von ernsten Prüfungen zu reden, die sein Innerstes ergriffen und aus denen er sich mit Mühe und Schmerzen befreit hatte; nun Pläne darzulegen, die auf Jahre hinaus den Dichter erfüllten und seinen Weltruhm begründen sollten. Wir mögen uns ausmalen, denn bestimmte Zeugnisse fehlen uns dafür, wie Cornelie die arme, verlassene Friederike bemitleidete und auch wieder beneidete, wenn sie die herrlichen Lieder sang, welche diese Jugendliebe des Bruders gereift hatte; wie sie aber froh war, diesen wieder für sich zu haben und durch verdoppelte Zärtlichkeit die Wunden heilen zu können, welche jene neue Leidenschaft ihm geschlagen hatte. Wohl aber wissen wir

Digitized by Google

aus Goethes Erzählung, wie er die neuen Gedanken, die in ihm aufgegangen waren, der Schwester mittheilte. An ihr erprobte er die Bedeutsamkeit der literarischen Schätze, welche Herder ihm gewiesen hatte. Sie sang die Volkslieder, die er im Elsaß gesammelt hatte; sie hörte mit Verständniß und Begeisterung seinen Vorlesungen aus Homer und Ossian zu, wobei er unwillkürlich die prosaische Uebersetzung in eine metrische verwandelte; „dem, was ich geistreich hingab, folgte sie mit dem Geiste."

Aber auch für seine selbständigen literarischen Arbeiten wurde sie Vertraute, Anspornerin zur That. Den Plan zu „Götz von Berlichingen" und die Idee, das Drama in Shakespeare'scher Art auszuarbeiten, hatte Goethe aus Straßburg mitgebracht. Aber wie es seine Art war, gefiel er sich darin, die Gedanken im Kopfe auszuspinnen, in endlosen Gesprächen seiner Schwester alte und neue Ideen vorzutragen, statt muthig zur Ausführung zu schreiten. Cornelie war es, die, gerade weil sie „an solchen Dingen mit Geist und Gemüth theilnahm", den Bruder ermunterte, die Niederschrift zu wagen. In echt weiblicher Weise regte sie ihn zum Schreiben und zur Fortsetzung des Angefangenen an; sie that so, als zweifelte sie — sie, die das felsenfeste Vertrauen in ihren Bruder hatte! — an seiner Fähigkeit und Beharrlichkeit; sie, die Alles bewunderte, was der Bruder schrieb, lobte nur bedingt und erreichte durch diese halbe Zustimmung vollkommen ihren Zweck. Denn durch ihre Zurückhaltung und ihre scheinbaren Zweifel reizte sie den Bruder dermaßen, daß er in etwa sechs Wochen das Drama vollendet hatte, das eine Revolution in der deutschen Literatur hervorrief und den Dichter mit einem Schlage zum berühmten Manne machte.

Seltsam bleibt nur das Eine: der Mutter errichtete Goethe in der biederen Rittersfrau ein pietätvolles Denkmal, dem Straßburger Freund Lerse verschaffte er durch eine

Digitized by Google

nebensächliche Scene Unsterblichkeit; seine eigene Unbeständigkeit und die Gewissensbisse, die er darüber empfand, verkörperte er in Weislingen's Charakter; der holden Marie lieh er manche Züge von Friederike; Cornelie aber ließ er unerwähnt und ungeschildert. Nicht anders verfuhr er in den zahlreichen Werken der unmittelbar folgenden ungemein fruchtbaren Jahre. Alle, die sein Herz und seinen Geist beschäftigten, die mit Liebe von ihm umfaßt oder mit Haß verfolgt wurden, traten in den Possen jener Jahre und in den „Leiden des jungen Werther“ auf, in den ersteren Herder und Karoline Flachsland, Leuchsenring und der ganze Darmstädter Kreis, Wieland und die Brüder Jacobi; in dem letzteren die Wetzlarer und Frankfurter Bekannten und Freunde: außer dem jungen Jerusalem, dessen Erlebnisse nur das Aeußere der Handlung bestimmten, Kestner und Lotte Buff, Maximilian Laroche und Peter Brentano; nur Cornelie erhielt nirgends eine Stelle. Fürchtete der Dichter das zarteste und innigste Verhältniß, das er je zu einem Weibe gehabt hatte, durch dichterische Behandlung zu entweihen, oder fand er, dem sonst alle Töne zu Gebote standen, für die Darstellung dieses wundersamen Bundes nicht den richtigen Ton? Niemand war zu manchen schweren Zeiten dem Dichter mehr als diese zärtlichste Gefährtin seiner Kindheit und Jugend, und Niemand ging in seiner Dichtung klangloser dahin als gerade sie.

Im Leben aber war er ihr eng verbunden. Wie er sie an seinen Arbeiten theilnehmen ließ, so wünschte er, daß sie auch seinen Umgang theilte. Er, der nach seiner Rückkehr aus Wetzlar seine Heimath bald in Frankfurt, bald in Darmstadt hatte, der in der seltsam zusammengesetzten Darmstädter Gesellschaft sich am wohlsten fühlte, in welcher außer dem kritischen Merck schwärmerisch-sentimentale Mädchen die Hauptrolle spielten, führte auch seine Schwester in diese Kreise ein. Sie begleitete ihn häufig nach Darmstadt und

Digitized by Google

empfing die Besuche der Darmstädter bei sich. Doch scheint es, daß sie weder auf die Darmstädter noch auf die übrigen Freunde Goethe's einen großen Eindruck gemacht habe. Von den vielen, die den jungen, rasch berühmt gewordenen Dichter besuchten und über ihn enthusiastische Berichte aller Welt zugehen ließen, sprach kaum einer von Cornelie. That es einmal Jemand, so that er es etwa in der kühlen Weise Merck's, der seiner Frau meldete: „Die Schwester Goethe's ist artig, und die ganze Familie sind sehr gute Leute." Nur Einer, und zwar keiner von den jungen Dichtern, sondern ein über die ersten Jünglingsjahre herausgeschrittener und über seine Jahre ernster und gesetzter Mann, empfing einen tiefen Eindruck von ihr und bemühte sich mit Glück, diejenige, welche seiner Wahl würdig erschienen war, dauernd an sich zu fesseln.

Dies war Joh. Georg Schlosser (1739—1799), ein seit der Leipziger Universitätszeit mit Goethe engverbundener Mann, damals in Frankfurt „sein besonderer Freund". Schlosser, der seit 1769 als Sachwalter in Frankfurt lebte, hatte in Leipzig Goethe mit den Vertretern des Alten zu versöhnen gesucht, indem er ihn z. B. zu Gottsched führte, und hatte ihn mit Nachdruck auf das Englische gewiesen. (Eine von Goethe gedichtete, an Schlosser überschriebene englische Ode „an die Unbeständigkeit" wanderte dann auch an die Schwester.) Wenige Jahre, nachdem er nach Frankfurt gekommen war, erneuerte er die persönlichen Beziehungen mit dem jungen Schriftsteller, der nun auch sein College geworden war, theils dadurch, daß er geschäftliche Angelegenheiten mit ihm gemeinsam erledigte, theils dadurch, daß er die „Frankfurter gelehrte Zeitung", das Organ der jungen Stürmer und Dränger, mit ihm zusammen redigirte und schrieb. Gehörte Schlosser nun auch zu der Schar der genialischen jungen Männer, so war er doch in seinem Wesen gar sehr von ihnen verschieden. Einmal hat er zwar, viel-

Digitized by Google

leicht mehr aus persönlicher Zuneigung zu Lenz als aus innerer Ueberzeugung, des Genannten schriftstellerische Bedeutung gerühmt und die von ihm befolgten poetischen Theorien als die einzig richtigen gepriesen, die Regeln als völlig verächtlich hingestellt und Shakespeare als den einzigen Dichter erklärt, aber sonst war er kein Revolutionär und überhaupt kein Ganzer. Vielmehr bewegte er sich, wie Gervinus unvergleichlich gezeigt hat, in lauter Gegensätzen. Er war ein Halber und wollte ein Neutraler sein im Zeitalter erbitterter Kämpfe. Zum praktischen Juristen hatte er keine Lust, zum wissenschaftlichen keine Fähigkeit. Er sah die Mängel der damaligen Gesetzgebung ein und wehrte sich gegen die Versuche gesetzgeberischer Neugestaltung. Er beklagte die politischen Mißstände, wie sie sich allerorten vor der Revolution zeigten, und war sowohl mit den Forderungen der Revolution als mit ihren Thaten durchaus unzufrieden. Er gerirte sich in Schriften als Patriot und bemerkte in einem vertrauten Briefe, daß er stolz auf sein Vaterland sein würde, „wenn der Patriotismus möglich wäre". Er forderte Aufklärung für das Volk und trat in den zwischen Aufklärern und Frömmlern geführten Streitigkeiten auf die Seite der Letzteren. Er war ein wackerer, guter Mensch, ein pflichttreuer Beamter, ein kenntnißreicher und gutdenkender Schriftsteller, aber er konnte einem Mädchen nicht genügen, das in Goethe seinen Abgott gefunden hatte.

Schlosser bewarb sich um Cornelie gewiß nur, weil er in dem ernsten, wenn auch unschönen Mädchen die passendste Lebensgefährtin gefunden zu haben glaubte. Niedrige Rücksichten lagen ihm fern; denn Cornelie war trotz der Behäbigkeit der Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war, nicht eben das, was man eine gute Partie nennt; wohl aber mögen Rücksichten auf den Bruder, dessen Freundschaft ihm den Eintritt in das Haus erleichterte, ja erst ermöglichte, mitgespielt haben. Ueber die Zustände seines Inneren, über

Digitized by Google

sein ganzes Verhältniß zu Cornelie hat Schlosser in Briefen an Lavater, mit dem er seit dem 9. November 1771 bekannt war, und dem er, sich gleich vielen Andern dem Talent jenes Herzenskündigers beugend, bald Bekenntnisse machte, Genaues und gewiß Wahrhaftiges gebeichtet. Schon am 7. März 1772 bekannte er dem Freunde, daß er keine größere Glückseligkeit kenne als die, welche eine häusliche Gesellschaft schenke, daß er es daher eine seiner ersten Sorgen sein lassen wolle, sich eine Stellung zu erwerben, um einen Hausstand zu begründen. „Mein Herz muß etwas haben, auf welchem es ganz ruhen, dem es sich eröffnen, etwas, worauf ich meine flatternden Wünsche einschränken kann." Da er nun schneller, als er gehofft, das Mädchen, das er erträumt hatte, fand, jubelte er (13. September 1772): „Ich habe ein Mädchen gefunden, das mich liebt und das ich liebe wie mein Leben. Der Genuß dieser Glückseligkeiten hat mich viele Dinge als Kleinigkeiten ansehen gelehrt, auf die ich vielleicht sonst einen großen Werth gesetzt hätte. Ich fühle, daß das Glück des Menschen im Begrenzten steht." Das ist zwar nicht die liebestammelnde Sprache eines leidenschaftlich Erregten, aber der Ausdruck des Vollgefühls des Glücks eines in sich begnügten Menschen, der sein Ideal gefunden hat. Dieses Glücksgefühl schwächt sich auch nicht ab, nachdem er verheirathet ist. Wenigstens liegen aus den ersten Monaten der Ehe zwei Zeugnisse vor, die Derartiges bekunden. Am 6. November 1773 schrieb er: „Meine Geliebte ist nun meine Frau! Die schönste Weiberseele, die ich mir wünschen konnte: edel, zärtlich, gerade! Eine Frau, wie ich sie haben mußte, um glücklich zu sein, wie mein Lavater selbst sie mir gewählt hätte." Wenige Monate später (13. Februar 1774) ergänzte er das Bekenntniß dahin: „Meine Wahl der besten Frau wird mich hier gewiß so glücklich machen, als ich hoffte. Ihre Seele ist so rein, so zu allen guten Empfindungen fähig." — Man ersieht aus den Daten dieser Briefe, daß

Digitized by Google

die eigentliche Verlobung des Paares oder, wenn eine solche nicht stattfand, die officielle Erklärung Schlosser's einige Tage vor Goethe's Rückkehr von Wetzlar erfolgte. Die Werbung des als Mensch und Schriftsteller gleich geachteten Mannes wurde von Cornelie's Eltern gern, wenn auch ohne Enthusiasmus angenommen. Ueber Cornelie's Gemüthszustand sind wir nicht unterrichtet. Von einer Leidenschaft ihrerseits oder auch nur von einer übermäßig zärtlichen Erwiderung der Gefühle des Liebenden war nicht die Rede. Andererseits war es aber auch schwerlich nöthig, einen Zwang auf sie auszuüben: dem fest ausgesprochenen Willen des Vaters entgegenzutreten, zumal da es sich um einen Freund des Bruders handelte, besaß sie schwerlich Widerstandskraft genug. Nur wünschte der Vater, daß sein künftiger Schwiegersohn ein Amt und einen angemessenen Titel habe, bevor er zur Ehe schreite, denn die Beschäftigung und die Einkünfte eines Frankfurter Anwalts schienen ihm nicht sonderlich zu behagen. Daher begab sich Schlosser, mit Empfehlungen ausgerüstet und durch seine Kenntnisse und Schriften nicht minder empfohlen, nach Karlsruhe, wo er bald eine Anstellung fand, und von wo er als markgräflich badenscher Hof- und Regierungsrath im Herbst 1773 nach Frankfurt zum Zweck seiner Verehelichung zurückkehrte.

Die Hochzeit Cornelie's fand am 1. November 1773 statt. „Ich verliere viel an ihr," hatte Goethe kurz vorher an Kestner geschrieben, „sie versteht und trägt meine Grillen." Man sollte daher denken, daß er all sein dichterisches Vermögen aufgeboten hätte, um dieses Fest würdig zu feiern; aber er, der die Hochzeit mancher Freunde ernst oder launig zu besingen gewußt hatte, fand kein für den Ehrentag der Schwester passendes Wort. In „Dichtung und Wahrheit" wird der Hochzeitstag nur erwähnt, um der am gleichen Tage eingetroffenen Verlagsaufforderung eines Leipziger Buchhändlers zu gedenken. In Goethe's Briefen, die aus jenen

Tagen ziemlich zahlreich sind, wird nur die Packerei und Kramerei angedeutet, welche das Fest und der Umzug im Gefolge hatten. Nachdem Cornelie ihren Bestimmungsort erreicht hatte, erhielt sie von dem Bruder eine gute Censur. „Meine Schwester führt sich wohl auf. Ihre Wanderschaft, Einrichtung, Alles macht sie gut. Jetzt waltet sie nach Art und Lust."

Die Neuvermählten waren am 14. November 1773 nach Karlsruhe gereist. Dort war dem jungen Paar kein langes Bleiben gegönnt. Diese Ungewißheit ihrer Bestimmung und ihres Schicksals wirkte ungünstig auf die junge Frau: sie, die bisher in ruhigen, gefesteten Verhältnissen gelebt hatte, konnte sich an Schwanken und Unruhe schwer gewöhnen. Sie empfand schmerzlich die Trennung von der Heimath. Nicht von den Eltern — denn von ihnen ist bezeichnender Weise in dem ersten Briefe der Ehefrau an die neugewonnene Freundin Karoline Herder (Flachsland) nicht die Rede — wohl aber von dem Bruder, „wir waren in allem Betracht mit einander verschwistert", der sie, wie sie sicher hofft, im Frühjahr besuchen werde, und von den Freundinnen vermuthlich Antoinette Gerock, welche sie schon damals mit sich zu nehmen gewünscht hatte. So wenig ein solcher Wunsch, dessen Erfüllung die rechte Intimität der Gatten nicht hätte aufkommen lassen, volles Liebesglück zu bezeugen scheint, so sprechen doch ihre ersten Worte über ihren Gatten von völligem Einverständniß und ganzer Beseligung. Denn an Herder's Gattin, die gleichfalls erst jung verheirathet war, schreibt sie: „Daß Sie glücklich sind, beste Freundin, fühle ich an mir selbst; alle meine Hoffnungen, alle meine Wünsche sind nicht nur erfüllt, sondern weit, weit übertroffen. Wen Gott lieb hat, dem geb' er so einen Mann." Aber es ist charakteristisch, daß sie zum Ausdruck ihrer Zufriedenheit keine passenderen Worte findet, als ein Citat aus ihres Bruders „Götz von Berlichingen".

Digitized by Google

Wenige Monate später brauchte sie auch solche Ausdrücke nicht mehr. Sie war zu ehrlich, um einen Jubel zu heucheln, den sie nicht fühlte, und zu stolz, um ihre Enttäuschung zu verrathen, die durchaus nicht durch bestimmte einzelne Ereignisse hervorgerufen, sondern durch ihr Wesen und durch das ganze Verhältniß begründet war.

Die Ehe bot Cornelie keine volle Befriedigung. Es war keine unglückliche Ehe in dem banalen Sinne des Wortes: Streit und Zank hatten die Wände jenes Hauses gewiß niemals zu hören, aber es war etwas Schlimmeres, ein freudloses Nebeneinanderleben. Denn hier waren zwei Wesen verbunden, die den stärksten Gegensatz bildeten. Sie war in einem vornehm bürgerlichen Hause geboren und wie eine Patriciertochter erzogen, an die Beobachtung feiner Formen gewöhnt und die äußeren Zierden des Lebens nicht verachtend; er hatte etwas Tölpisches an sich und erschien, wie auch sein Bild ihn zeigt, ein wenig bäuerisch und ungesittet mit seinen groben Zügen, den wulstigen Lippen, den herabhängenden Backen, der unordentlichen Kleidung. Sie war, trotz ihrer feinen Gesittung, der Zierlichkeit ihres Wesens, keine Weltdame, liebte es vielmehr, sich natürlich zu geben, war eher expansiv als zurückhaltend und bemühte sich, der Selbständigkeit ihres Wesens gemäß ihren eigenen Weg zu gehen; er war scheu, in steter Furcht, sein Innerstes preiszugeben, von übertriebener Rücksichtnahme gegen Andere erfüllt. Sie lebte still in ihren vier Wänden; schwächlich und zart, wie sie war, vermochte sie sich nicht den Unbilden der Witterung auszusetzen; er war eine robuste Natur, ein kräftiger Mann, der es gern ertrug, dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegenzugehen und die Stürme um sein Haupt sausen zu lassen. Sie war eine durchaus unsinnliche Natur; er hatte, wie das schon seiner physischen Beschaffenheit entsprach, einen starken sinnlichen Zug. Sie dachte, ohne freigeistig oder irreligiös zu sein, ruhig und kühl in religiösen

Dingen, man hätte, wie ihr Bruder von ihr schrieb, „von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe, Hoffnung," d. h. sie entbehrte der specifisch christlichen Färbung; er hatte bei gelegentlichen aufklärerischen Anwandlungen einen Hang zu religiöser Schwärmerei und war nichts weniger als ein christenfeindlicher Denker. Vor allen Dingen aber: sie lebte in ihrem Bruder. Wenn schon Goethe schrieb, die Schwester sei die starke Wurzel, die ihn an der Erde hielt, so war er ihr der Lebensbaum, an den sie sich mit aller Kraft und Leidenschaft klammerte. Schlosser dagegen entfernte sich von Goethe, je mehr dieser fortschritt, wendete sich nicht ohne Absichtlichkeit zu des Dichters Gegnern und brauchte schon 1774 das Wort: „Goethe ist mir zu stark."

In einer solchen Ehe bedarf es keiner äußeren Störung, keiner durch Fremde hervorgerufenen Trübung; sie bietet in sich selbst Veranlassung genug zu Trauer und Unglück. Jedoch auch an solchen äußeren Störungen scheint es nicht gefehlt zu haben. Der Dichter J. M. R. Lenz, der phantasievolle, aber unstete, ungeregelte Geselle, der durch seine Liebeleien, seine eingebildeten und wirklichen, und durch seine Aufdringlichkeit manche ruhige Kreise störte, erschien auch hier als Störenfried. Im Sommer 1774 lernte er zu Straßburg Schlosser und Cornelie kennen, verliebte sich in sie und wähnte einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Freilich Briefe, die er ihr durch ein Versprechen abgerungen hatte oder abgerungen zu haben vorgab, erhielt er nicht von ihr, und die liebeglühenden Briefe, die er ihr schrieb, schickte er aus Angst vor dem Gatten nicht ab; aber er schraubte seine Empfindungen immer höher, versetzte sich in einen Liebestaumel, den er wirklich nie fühlte, und schrieb, halb zur Selbstbespiegelung, halb zur Bestrafung, „Selbstunterhaltungen", in denen er die „moralische Bekehrung eines Poeten" darzustellen gedachte. Ihm gegenüber war Cornelie ruhig und milde, hörte seine Bekenntnisse, die

Digitized by Google

zumeist gar nicht ihr, sondern vergangenen ebenso unwirklichen Schwärmereien galten, kühl, gelegentlich auch abwehrend an, verbat sich Annäherungen jeder Art und hielt sich auch dem tollen Phantasten gegenüber rein und unschuldig. Sicher kritzelte sie ihm keine Liebesbrieflein, hatte nicht die geringste Lust, sich in die Stelle der Laura zu versetzen, als sie ihm bei einem seiner gelegentlichen Besuche in Emmendingen ihr Exemplar der Gedichte Petrarca's lieh, und war von keinem unbefriedigten Verlangen nach ihm erfüllt, obwohl er sich einbildete, ein solches gespürt zu haben. Immerhin mochte ein von Lenz gewagtes verwegenes Wort Schlosser zu Händen und Ohren gekommen, irgend ein frecher, hoffnungheischender Blick des eitlen Schwärmers ihm nicht entgangen sein. Dergleichen konnte, schon weil Schlosser den Menschen kannte, der sich selbst zum Unglück lebte, keinen Sturm erregen, aber es mochte des ernsten Mannes Stirn verdüstern und das Unbehagen der stillen Frau vergrößern.

Die Ehe wurde mit zwei Töchtern gesegnet: Maria Anna (geboren 28. October 1774), welche nach ihrer Verheirathung mit dem Geheimen Rath Nicolovius ihrem großen Oheim näher trat und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ, die auch ihrerseits Goethe'sche Traditionen wohl pflegte; und Elisabeth Katharina (geboren am 10. Mai 1777), die mit dem Namen keinesfalls die Langlebigkeit der Großmutter geerbt hatte, denn sie starb schon in sehr jugendlichem Alter (Juli 1793).

Beide Kinder wurden nicht in Karlsruhe, sondern in Emmendingen geboren. Dorthin nämlich war Schlosser, nicht lange nach seiner Verheirathung, als Oberamtmann versetzt worden, vielleicht weil er, wie Goethe meint, seiner Schroffheit und Unbiegsamkeit wegen in die unmittelbare Umgebung des Fürsten nicht taugte, in Folge seiner Rechtlichkeit und Geschäftskenntniß aber zur Uebernahme eines ver-

Digitized by Google

antwortlichen Postens besonders geeignet erschien. Cornelie folgte traurig, sie zog, um Goethe's Worte zu gebrauchen, „an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte, in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend". Eine einzige große Freude empfand sie, als sie im Sommer des Jahres 1775 ihren Bruder wiedersah. Wie so oft, so hatte sie auch diesmal wieder die Rolle der Beichtigerin zu übernehmen. Während sie früher aber inniges Mitgefühl mit den Opfern von Wolfgang's Unbeständigkeit gehegt hatte, empfand sie über des Bruders Verlobung mit Lili Schönemann schweres Unbehagen und beschwor den Bruder, diese Verbindung abzubrechen. Er folgte, gewiß zu seinem Glücke, diesem Rathe und verdankte so der Schwester sein Lebensglück, wie er ihr ehedem den Antrieb zu schöpferischer Schriftstellerthätigkeit zu verdanken hatte.

Seit diesem Lichtblicke herrschte im Leben Cornelie's Dunkel. Die Einsamkeit drückte sie immer mehr. Der Bruder, der nach Weimar übergesiedelt war, fand in den vielfachen Amtsgeschäften und Zerstreuungen seines neuen Lebens nicht oft die Zeit, an die Schwester zu schreiben. (In dem genauen Verzeichniß der von Weimar aus abgeschickten Postsendungen sind nur drei an Schlosser und seine Frau gerichtete angegeben.) Er kannte ihre schlimme Lage und sein Unvermögen, ihr zu helfen. „O hätte meine Schwester," so klagte er der neuen Freundin Charlotte v. Stein (24. Februar 1776), „einen Bruder irgend, wie ich an Dir eine Schwester habe." Er wußte die Genannte und Auguste v. Stolberg zu bestimmen, der Schwester zu schreiben oder ihr gelegentlich einen seiner Briefe zu schicken, und erwirkte dadurch, daß Cornelie mit Charlotte in einen kurzen, vertraulichen Briefwechsel trat und Auguste wenigstens einen kurzen Dank für ihre Sendung zugehen ließ. Er bestimmte der Schwester neue Melodien und sendete ihr seine neu

Digitized by Google

entstandenen Werke. An den „Geschwistern" nahm sie gewiß innigen Antheil, wenn sie auch vielleicht nicht ohne Neid bemerkte, daß eine neue Geliebte nun mit dem holden Namen „Schwester" bezeichnet wurde; aber was sollte ihr „Stella", dieses hohe Lied der Liebe, diese Verherrlichung entfesselter Leidenschaft? Nicht gerade als Antwort auf diese Sendung, aber um dieselbe Zeit erhielt Goethe von der Schwester einen (nicht erhaltenen) Brief, der ihm, wie manche seiner Vorgänger, das Herz zerriß.

Cornelie kränkelte seit dem Beginn ihrer Ehe. Manchmal glaubte sie, der Gesundheit sich wieder freuen zu können, namentlich nachdem sie durch den berühmten Arzt Zimmermann behandelt worden war, aber bald wurde sie durch körperliche und seelische Schmerzen in diesem Wohlgefühl beeinträchtigt. „Hier sind wir abgeschnitten von Allem, was gut und schön in der Welt ist," so klagte sie in einem ihrer vertraulichen Schreiben an Frau v. Stein, in denen, recht bezeichnend für ihre Empfindung, niemals von ihrem Gatten die Rede ist. Die einzige Erwähnung desselben aber in der Antwort an Auguste v. Stolberg bewies weder Glücksgefühl noch Lebensfreude. „Meines Mannes Geschäfte," so schrieb sie, „erlauben ihm nur so wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt" (10. December 1776). Auch Schlosser's Briefe aus jener Zeit bekunden eine gewisse Zurückhaltung: sein Freundschaftsverlangen, das eine Zeit lang zurückgedrängt war, trat wieder hervor, bisweilen zeigten sich Vorboten von Todessehnsucht und Todesahnung. Ihm freilich war es beschieden, noch Jahrzehnte sich des Lebens zu freuen; Cornelie aber erholte sich nicht wieder. Sie war schon vor ihrer zweiten Entbindung sehr schwach; vier Wochen nachdem sie der zweiten Tochter das Leben geschenkt hatte, war sie nicht mehr.

Digitized by Google

Am 7. Juni 1777 starb Cornelie. Der trauernde Gatte, der ihr Alles gewährt hatte, was er zu spenden vermochte, und der sich weder die Unbefriedigtheit ihres Wesens noch das Unharmonische der beiderseitigen Charaktere zum Vorwurfe machen durfte, schrieb an seine Schweizer Freunde: „Unsere Hoffnung und Freude war umsonst. Mein armes Weib ist gestern gestorben. Ich kann Euch die Geschichte ihres Leidens nicht erzählen, es thut mir zu weh." Pfeffel, der räumlich und geistig dem Paare nahe gestanden hatte, schrieb trauernd: „Die edle gute Schlosserin ist nun ganz ein Engel . . . Weinen Sie eine Thräne auf den frischen Hügel und denken Sie dabei an Haller's großen Gedanken: kein Grab kann Geister decken."

Goethe wurde durch die Todesnachricht tief erschüttert. Er wurde um so tiefer bewegt, als er gerade damals im Glücksgefühl seiner Liebe, amtlicher und dichterischer Thätigkeit schwelgte. Er konnte für Schlosser kein Wort des Trostes finden und für seine Mutter nur das obenerwähnte nichtige, daß tiefer Schmerz kurz, Trauer aber lange währe. Er bezog aus einem kürzlich gemachten Gedichte die Stelle, daß die Götter ihren Lieblingen außer den unendlichen Freuden auch alle unendlichen Schmerzen ganz geben, auf seinen damaligen Zustand. Aber zu einer poetischen Würdigung der dahingeschiedenen Schwester kam er ebensowenig wie zu einer Schilderung des Zusammenseins mit der trauten Gefährtin oder zu einer dichterischen Gabe bei der Hochzeitsfeier.

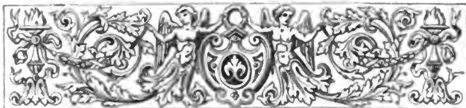
Was der Bruder im Uebermaß des Schmerzes versäumte, und was der unpoetische Gatte nicht zu thun vermochte, das that der unglückliche Lenz, der durch den Tod der Frau den letzten Halt verloren hatte. Er richtete an eine Freundin, Mad. Sarasin in Basel, einen Brief, in dem sich folgender poetischer Nachruf findet:

Digitized by Google

Wie Freundin fühlen Sie die Wunde,
Die nicht dem Gatten bloß, auch mir das Schicksal schlug,
Mir, der nur Zeuge war von mancher frohen Stunde,
Von jedem Wort aus ihrem Munde,
Das das Gepräge inn'rer Größe trug . . .
Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.
Ihr Zartgefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.



Digitized by Google



V.

Charlotte von Schiller[16]).

In der Schillerstraße zu Weimar, die früher Esplanade genannt wurde und, ehedem nur auf einer Seite bebaut, den Blick ins Freie und Grüne schweifen ließ, steht ein mäßig großes Haus; vier Fenster des ersten Stocks gewähren die Aussicht auf eine ruhige, ziemlich breite Straße; sie bieten noch heute dem Besucher durch ihre Anordnung und ihre Möbel den Anblick dar, welchen diejenigen empfingen, die Charlotte v. Schiller zur Zeit ihrer Ehe und während ihrer Wittwenschaft zu besuchen kamen. Noch heute das alte Spinett und eine altersschwache Zither, denen Charlotte's kunstgeübte Finger holde Töne zu entlocken vermochten, der runde Tisch vor dem Sopha, steife, nicht zur Ruhe einladende Stühle, der Arbeitstisch, an welchem sitzend Schiller unsterbliche Werke schuf, das Bett, auf dem er nach langen Leidensjahren den letzten Seufzer ausgehaucht. Ein Schauer wehmüthigen Gedenkens, schmerzlicher Erinnerung ergreift uns beim Betreten dieser Räume; es ist Alles so klein und eng, so armselig und unbequem; wer aber zu jener Zeit das Haus betrat, der merkte nichts von Armseligkeit, nichts von Unbequemlichkeit: das Abbild des Glückes, das er vor sich

Digitized by Google

gesehen, verließ ihn nie, und ein Strahl des Geistes, der von Schiller ausging, verklärte auch ihn.

Wenige Jahre vor seinem Tode zog Schiller in dies Haus; es hatte lange gedauert, bis er nach mannigfachem Herumirren den Segen einer geordneten Häuslichkeit erwarb. Aber auch die wahre Liebe hatte er erst kennen gelernt, als er Charlotte fand. Nach seiner ungesunden Neigung zu Laura, welche jene überschwenglichen lyrischen Producte zeitigte, die heute doch nur noch das Entzücken unreifer Jünglinge und schwärmerischer Jungfrauen ausmachen, war er in die Bande der Charlotte v. Kalb verstrickt gewesen und hatte mit ihr seine Sturm- und Drangperiode durchgemacht. Damals hatte er die „Freigeisterei der Leidenschaft" besungen, hatte wie ein Knabe nach verbotenen Früchten verlangt und wie ein Thor an den Gesetzen zu rütteln versucht, welche ihm den Besitz der Geliebten verwehrten, hatte sich in ohnmächtigen Anstrengungen verzehrt und war an sich und der Welt irre geworden.

Aus dieser unbehaglichen, entnervenden Stimmung wurde er durch einen Brief zweier Freundespaare gerissen, der ihn veranlaßte, seinen Wohnsitz von Mannheim nach Dresden zu verlegen, und der ihn statt unwahrer Liebe wahre Freundschaft kosten ließ. Einer dieser Briefschreiber, Chr. G. Körner, wurde sein intimer Freund und ein Berather der Seinigen; der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner ist eine der wichtigsten, leider noch immer nicht genügend gekannten Quellen zur Erkenntniß von Schiller's äußerem und innerem Leben.

Körner war „ein Mensch, auf den man sich ganz verlassen kann", ein pflichttreuer Beamter, ein zärtlicher Vater, ein aufopfernder Freund, ein vielseitiger reicher Geist, „er hatte," wie Schiller ihn einmal charakterisirte, „ein freies, kühnes, philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Fehler und Tugenden Anderer und ein ängstliches für

sich selbst". Die ganze Familie schien zum Glück geboren, und Jeder hatte ein besonderes Leid zu tragen; nach dem frühen Tode der beiden Kinder schrieb Dora Stock, Körner's Schwägerin: „Wir leben, weil Gott es will, aber wir leben um unseren Schmerz." Körner wurde Schiller's Gewissen und sein bester Rathgeber; er, der in Folge langsamer Arbeit und ewiger Störungen nur wenige kleine Aufsätze zu Stande brachte, war der ästhetisch gebildetste Kritiker und der beständige Ansporner zu eifriger Thätigkeit; er, der aus seinem eigenen beglückten Familienleben heraus auch Andere glücklich zu sehen wünschte, wurde Schiller's Berather und Vertrauter. An ihn schrieb Schiller kurze Zeit, nachdem er sich in Jena angesiedelt hatte, einen Brief, der zu seinen merkwürdigsten Geistesproducten gehört: eine Revision seiner Geistesthätigkeit, seines Gesammtzustandes, ein Ausruf der Verzweiflung und der Klage, daß er keine Dichterkraft mehr in sich spüre, der traurigen Resignation, nun als Lohnschreiber sein Brot zu verdienen. Nur eines könne ihn retten: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter, fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe."

Der Brief ist vom 7. Januar 1788; einen Monat vorher, am 6. December 1787, hatte er in ihrem Hause zu Rudolstadt Charlotte v. Lengefeld gesehen. Er war in Begleitung des jenem Hause nahe verwandten Wilhelm v. Wolzogen

Digitized by Google

widerwillig dorthin gegangen; der erste Eindruck, den er empfing, war entscheidend.

Charlotte ist die Tochter wackerer Eltern. Der Vater Karl Christoph (geb. 1715, gest. 1775), Oberforstmeister, tüchtig in seinem Fache, praktisch und theoretisch thätig, durch mehrere Berufungen ausgezeichnet und in einer Unterredung mit Friedrich d. Gr. durch das anerkennende Wort geehrt: „Er versteht es.“ Er verheirathete sich spät, mußte, nachdem er schon 1744 einen Schlaganfall gehabt, lange leiden, blieb aber stets heiter und angeregt, ein freundlicher Gefährte der Seinigen, denen er keine Stütze sein konnte. Die Mutter, Louise Juliane geb. v. Wurmb, war am 27. Juli 1743 geboren und starb hochbetagt am 11. December 1823. Sie hatte, kaum achtzehnjährig, die Ehe mit einem Manne geschlossen, der ihr Vater hätte sein können, genoß daher eine neue Jugend mit ihren Töchtern. Sie war eine ruhelose Natur, aber sie wußte, daß eifrige Thätigkeit sie ihre Kränklichkeit vergessen machte und ihr Ruhe des Gemüthes verschaffte; gern nahm sie daher, als ihre Töchter herangewachsen waren, die Stelle einer Prinzessinnen-Erzieherin und später die einer Oberhofmeisterin am Rudolstädter Hofe an. Sie liebte den Hof und bewegte sich gern in höfischen Kreisen; sie war stolz auf ihren Adel und konnte es schwer über sich gewinnen, eine ihrer Töchter einem Bürgerlichen zur Frau zu geben. Sie hatte Freude an klatschhaftem Gespräch, war nicht frei von kleinlichen Schwächen; sie war abergläubisch, frömmelte ein wenig, so daß sie nicht selten wegen ihres „Vorsehungsglaubens“ bespöttelt wurde und ihrer Tochter Karoline die Bemerkung entlockte: „Wenn die chère mère“ — so wurde Frau v. Lengefeld im Kreise der Vertrauten genannt — „nichts zu thun hat, muß sie sich mit Beten amüsiren.“ Aber sie besaß Charakter und Liebe, sie ließ sich von Grundsätzen strenger Moral leiten und zürnte, wenn diese verletzt

wurden; sie wünschte nichts sehnlicher als das Glück ihrer Kinder. Als sie ihre Einwilligung zur Verbindung Schiller's mit Charlotte gab, schrieb sie Ersterem, „meinem guten, lieben Schiller“, daß sie ihm ihr Liebstes und Bestes anvertraue, was sie besitze. Sie erwies sich den Vermählten stets hülfreich mit Wort und That und erntete für ihre Liebe reichen Dank. Denn es ist keine Phrase, wenn Schiller ihr einmal schreibt: „Ich ehre Ihr Gefühl, es ist zart und wahr, und wenn ich Sie rühren kann, so bin ich mit meiner Arbeit zufrieden,“ und wenn er von Weimar aus nach den schlimmen letzten in Jena zugebrachten Wochen seinen Dank in die Worte zusammenfaßte: „Ich werde es mein Lebtag nie vergessen, wie viel Sie uns Allen und mir besonders gewesen sind, und wie man einander eigentlich nur im Unglück erst kennen lernt; so hat diese schreckliche Zeit auch für mich das Gute gehabt, daß ich es in seinem ganzen Umfang fühlen konnte, was wir in unserer chère mère besitzen.“ Würdiger aber als Karoline sprach Charlotte von dem „kindlich reinen schönen Gemüth“ der Mutter und rühmte sie als Eine, die „Alles zurechtlegen und zum Besten kehren wolle“. Sie wußte sich auch in widrige Lage zu fügen, sie besaß Talent, Freundin und Genossin ihrer Töchter zu bleiben; sie erhielt sich jung bis in ihr hohes Alter, so daß sie noch zuletzt von Wilhelm v. Humboldt gerühmt wurde als „lebensfrisch, theilnehmend an den Freuden und Leiden Anderer“.

Von solchen Eltern wurde Charlotte am 22. November 1766 geboren. Sie verlor früh ihren Vater, dessen Liebling sie war, dessen letzte Jahre sie durch Zärtlichkeit und munteres Geplauder verklärt und von dem sie köstlichere Gaben als Schätze, Heiterkeit und Genügsamkeit geerbt hatte. Die Mutter, nun einzige Erzieherin, suchte die Tochter in die Laufbahn zu leiten, in der sie sich selbst glücklich fühlte, sie zu einer Stellung am Hofe fähig zu machen. Zu diesem

Digitized by Google

Zwecke unternahm sie mit ihr eine Reise in die französische Schweiz, wo Charlotte Französisch, die Sprache des Hofes, sich aneignen sollte. Der Zweck wurde erfüllt, die Sprache erlernt, zugleich aber der Natursinn des jungen Mädchens erweckt und ihre Lust erregt, das Bedeutende zu bewundern, die Größen der Vergangenheit und Gegenwart anzustaunen. Sie lernte Lavater kennen und, wie die meisten Zeitgenossen, die unter dem Zauber seines Wesens standen, ihn verehren; sie nannte ihn einen Engel und vermochte sich nicht zu denken, daß es Menschen geben könne, die seiner spotten; sie schwärmte in Vevey, einem Orte, „den jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rousseau'schen Dichtung erblickt". Durch die Erinnerung an Rousseau'sche Dichtung wurde vielleicht in ihr auch „die erste Liebe" erregt, der sie in folgenden echt mädchenhaften Versen Ausdruck gab:

O, wie oft erwacht in meinem Herzen
Liebevoll dein Bild!
Statt der Freuden fühl' ich bittre Schmerzen
Und mit Sehnsucht meine Brust erfüllt.

Jener Stunde dacht' ich weinend immer,
Da ich einst dich fand,
Dachte dein beim sanften Abendschimmer
Oft an meines blauen Flusses Strand.

Endlich heilte meiner Liebe Wunden
Die wohlthät'ge Zeit,
Und mein Herz hat wieder Ruh' gefunden,
Aber, glaube, nicht Vergessenheit.

Jedoch das Vergessen stellte sich bald ein trotz der pomphaften Versicherung des Gegentheils. Denn als sie zur Heimath zurückgekehrt war und in Weimar lebte, eine Hofstellung erwartend, zeichnete sie unter manchen Bewerbern, in deren Zahl sich auch Knebel befand, den jungen schottischen Capitän Heron aus, der ihr eine zarte Neigung entgegenbrachte. Vor seiner Abreise hatte er ihr einen Brief geschrieben, in welchem er den Eindruck bekundete, den sie

Digitized by Google

auf ihn gemacht, in Rücksicht auf seine unsichere Stellung aber auf weitere Ansprüche verzichtete; 1788 richtete er aus Madera an seinen Nebenbuhler und Leidensgenossen Knebel ein Schreiben, in welchem er nicht mit Unrecht die Verse der Herder'schen Romanze auf sich anwandte:

Und zum Schlusse dieses Festes
Kosten wir ein Glas Madera,
Süß und traurig, zum Gedächtniß
Aller unglücksel'gen Liebe.

Nicht mit Unrecht; denn vielleicht zu derselben Zeit, in welcher er diese Verse niederschrieb, erhielt Charlotte einen Brief, in welchem die Worte vorkamen: „Wie beneide ich Ihre Familie und Alles, was um Sie sein darf. Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edlen Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten! Man sollte lieber nie zusammengerathen oder nie mehr getrennt werden!"

Der Schreiber dieser Worte war Schiller, der in ihnen den Eindruck zusammenfaßte, den er bei seinem ersten Besuche in Rudolstadt empfangen hatte, wo ihm Charlotte sicherer und erquicklicher, in passenderem Rahmen und in wirkungsvollerer Umgebung als in Weimar entgegengetreten war. Versuchen wir ihr Bild zu zeichnen.

Charlotte war eine anmuthige Erscheinung, keine blendende Schönheit. Wir besitzen Bilder aus ihrer Jugendzeit, sie zeigen ein liebliches, anziehendes Gesicht, einen schönen Mund, der zu schmollen wußte — „unnachahmliches Schmollen" schreibt eine Freundin ihr zu —, glänzende Augen, das Antlitz umrahmt von einer Fülle blonder Locken. Charlotte war still; sie mußte von ihrer lebhafteren Schwester stets zum Sprechen angeregt werden; aber wenn sie sich an der Unterhaltung betheiligte, so bethätigte sie zwei Eigenschaften, die ihr bald die Herzen gewannen: sie verstand zu fragen und zu hören.

Digitized by Google

Durch solches Wesen gehörte sie zu den Frauen, denen gegenüber man nicht leidenschaftliches Verlangen empfindet, sondern Vertrauen und geschwisterliche Zuneigung; dem feurigen Liebhaber mochte sie kalt und theilnahmlos erscheinen; dem hingebenden Freunde und noch mehr der bekenntnißlustigen Freundin war sie eine aufmerksame Beichtigerin, stets bereit mit freundlichem Zuspruch.

Was sie sprach, zeugte von Thätigkeit und Verstand; sie las gern und viel; als Mädchen, Frau und Wittwe widmete sie einen bestimmten Theil des Tages vielseitiger Lectüre: „Ich könnte wochenlang leben," meint sie einmal, „ohne Lebende zu sehen, wenn mir die Blüthen ihres Geistes in ihren Schriften nur blieben." Aber auch in der Auswahl ihrer Lectüre zeigte sie die Fähigkeit des Anschmiegens, die in ihrem Wesen tief begründet war. Sie hatte unter den Schriftstellern keine Lieblinge, sondern wählte diejenigen, zu denen ihre Freunde sich hingezogen fühlten. So war es Schiller, der, als er ihr zuerst entgegentrat, sich mit historischen Dingen beschäftigte, leicht, sie für Geschichte zu interessiren. Sie las Montesquieu, dessen philosophischen Tiefblick sie bewunderte, Johannes v. Müller's Schweizergeschichte, dessen Bewunderung für die landschaftliche Schönheit seiner Heimath und für die Sitteneinfalt und Tapferkeit ihrer Bewohner sie mitempfand; sie bildete ihr Urtheil an den Alten, unter denen sie Plutarch mit besonderem Vergnügen las, dergestalt, daß sie Schiller zu einer Darstellung der großen Männer des Alterthums nach Art jenes Historikers veranlassen wollte, und daß sie ihn, den Alten, über Friedrich den Großen stellte, trotz aller sonstigen Verehrung des großen Königs, dessen historische Schriften denen des antiken Schriftstellers gegenüber sie bezeichnete als „einen Garten mit verschnittenen Alleen und Bäumen gegen einen schönen Hochwald". Sie bildete an diesen Schriften ihr Urtheil, denn sie begnügte sich nicht, die mitgetheilten Thatsachen in sich aufzunehmen,

Digitized by Google

sondern suchte diese in eigenartiger Weise zu betrachten, und sprach ihr Urtheil entschieden, aber ohne Heftigkeit aus.

Geringere Neigung als der Geschichte schenkte sie der Philosophie. Schon vor der Bekanntschaft mit Schiller hatte sie philosophische Schriften gelesen; durch Schiller wurde ihre Neigung und Lectüre auf ein bestimmtes Ziel gelenkt; von ihm veranlaßt, studirte sie Kant und hatte bald einmal Gelegenheit, für den von ihr Gelesenen und schnell Bewunderten einen Kampf zu bestehen.

Mehr aber als der Geschichte und Philosophie war der Poesie ihre Theilnahme gewidmet. Nach Schiller's Tode schrieb sie einmal, daß sie ihm um so besser habe folgen können, je mehr er sich in seinen späteren Jahren mit poetischen Productionen beschäftigt habe; in ihrer Jugend, so bekannte sie später, verschlang sie Romane und versuchte als Mädchen und noch als Frau mit keuschem Sinn, mit leichtem, wenn auch nicht sehr vielseitigem Talent das Gelesene nachzudichten, Fremdsprachliches zu übersetzen, kleine Erzählungen eigener Erfindung aufzuschreiben, literarische Arbeiten, die Schiller später zum Druck beförderte und einer Verbesserung für werth hielt.

Solche literarische Thätigkeit gehörte jedoch den Nebenstunden an; „den Strickstrumpf vergesse ich darüber nicht, der immer meine Hände mitbeschäftigt," bemerkt sie gelegentlich; sie selbst wäre sicherlich die Letzte gewesen, die den Namen einer Schriftstellerin für sich beansprucht hätte. Obwohl sie einmal als Forderung für sich aufstellte: „Zur Ruhe und Heiterkeit meiner Seele ist mir Einsamkeit und Beschäftigung nöthig", so wollte sie sich doch keineswegs in ihr Gelehrtenstübchen zurückziehen, sondern war bereit, vereint mit den Anderen ihr Leben zu genießen. Sie betheiligte sich daher ohne Unwillen an dem Leben des Hofes, an dem sie aufgewachsen war, bewegte sich mit Anmuth in den feinen, kleinen, wohl auch kleinlichen Kreisen, taugte freilich, wie sie

Digitized by Google

selbst bekennt, nicht für die großen Gesellschaften, sondern fühlte sich in ihnen leer und arm; verschmähte aber nicht die geselligen Vergnügungen und den Tanz, und zog sich durch solche unschuldige Mädchenneigungen wohl eine moralische Abhandlung des Freundes und, wie böse Zungen behaupten, später eine Abkanzelung des strengen Eheherrn zu.

Doch so gern sie an den Vergnügungen des Winters theilnahm, so jubelte sie, wenn der Frühling kam; auf dem Lande erzogen, mit der Natur vertraut, mochte sie das Grün der Wiesen, die bewaldeten Berge, die Saale, welche die Thäler durchströmte, nicht missen; sie konnte in dem städtischen flachen Weimar ihr ländliches, von Bergen umsäumtes Rudolstadt nicht vergessen; als Blumenfreundin pflegte sie die lieblichen Kinder der Natur im Garten und im Zimmer, sendete sie den Freunden und freute sich des Zusammenlebens mit ihnen durch solche lebendige Angedenken.

Die Natur war ihr die einzige beständige Freude und Freundin, da alle anderen vom Schicksal weggenommen werden können; „mich könnte," sagt sie einmal, „nichts so ganz niederschlagen, so lange ich das Gefühl für die Natur behalte." Und an einer anderen Stelle schreibt sie: „Die Natur ist die treueste Freundin und ein Symbol des höchsten innigsten Lebens. Wenn ihre Stürme, ihre Verheerungen die Werke der Menschen zerstören, so führt sie doch zur Harmonie in sich selbst, und indem sie ihren ewigen Gesetzen treu bleibt, bleibt sie es auch dem Gemüth, das sie zu fassen strebt."

Durch die Natur wurden fromme Gedanken in ihr erregt. Gottes Werk näherte sie dem Schöpfer. Charlotte gehörte zu jener Zeit, da starre Gläubigkeit und possenhafte Ungläubigkeit einander gegenüberstanden, zu der nicht eben großen Schar derjenigen, welche die Religion als eine Gefühlssache betrachten, welche glauben, weil sie durch ein inneres Bedürfniß dazu gedrängt werden, welche aber ungern

Digitized by Google

Worte darüber machen und schalkhaft spötteln über Diejenigen, welche die Vorsehung beständig im Munde führen. Sie war gläubig aus innerer Empfindung heraus, nicht etwa durch körperliche Hinfälligkeit oder schwere Schicksalsschläge zum Bekennen Gottes gedrängt; sie war gläubig, aber deswegen nicht begierig, einem Anderen ihre Ueberzeugung aufzuzwingen und das Bekenntniß des Anderen herabzusetzen; in ihren Glauben mischte sich ein wenig Schwärmerei, Ahnungen, abergläubische Ideen, aber Alles mit einem kindlich=naiven Anstrich, der den Andersdenkenden nicht verletzt.

Sie glaubte an Gott, aber sie vertraute ihm auch mit heiterem, frohem Muth; ihr sicheres Vertrauen hielt sie selbst in den trübsten Tagen ihres Lebens aufrecht und machte sie stark. Als Schiller in einem Briefe über das rauhe Klima klagte, rühmte Charlotte ihm gegenüber „die Widerstandskraft, die solche Hemmnisse erwecken". Sie sah wohl nach den Sternen, aber nur aus Wißbegierde, nicht aus Sehnsucht: „Die Welten da droben," so rief sie aus, „die ich nicht kenne, verleiden mir die, wo ich bin, gar nicht; es ist viel Gutes drin."

Denn sie war ein Weltkind mitten im Leben stehend, das Leben genießend und den Menschen ein Wohlgefallen. Neidlos, gut, offen und natürlich schenkte sie Liebe und erwarb sich Vertrauen; „Dein Herz ist groß und kann viel Liebe geben," hat Wilhelm v. Wolzogen einmal zu ihr gesagt. Und Wilhelm v. Humboldt erinnerte sie an ein Geschichtchen, „an sich nicht bedeutend," wie er selbst gesteht, „aber der Ton war so innig und herzlich, daß er mir noch vorschwebt. Es war in Eurer Eßstube, den Abend nach Tisch am Fenster, es war die Rede davon, ob Du wohl, um Einem zu helfen, in der strengen Kälte nach Erfurt zu Fuße gehen wolltest, und da wir Dir sagten, Du hieltest es nicht aus, da sagtest Du mit dem Tone, den ich noch höre: Ich versuchte es doch." Diese Güte war der Grundzug ihres Wesens. Als Schiller für

Digitized by Google

die Griechin im „Geisterseher“ von ihr das Porträt einer Schönheit verlangte, die nur durch Antlitz und Gestalt, nicht aber durch ihre Seele den Beschauer bezauberte, da erwiderte sie, daß sie sich Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht denken könne ohne innere Wahrheit und Güte. Und als eine Freundin in einem Roman die Worte las: „Ich habe noch Niemanden vergessen,“ da trat Charlotte's Bild ihr lebendig vor die Seele.

Sie verstand zu lieben, aber sie verstand auch zu hassen. Denn sie haßte den Feigen, der sich selbst zum Knecht herabwürdigte, und den Tyrannen, der gern über Unfreie gebot. Deshalb mochte sie an einem Hofe nur dann leben, wenn ihr die Menschen daselbst wegen ihres Werthes gefielen, nicht aber bloß durch ihre Stellung imponirten; deshalb jubelte sie, als sie, fast ein Kind noch, aus den kleinlichen Verhältnissen des damaligen Deutschland heraustretend, in der Schweiz freie Bürger sah; deshalb klagte sie, als Deutschland das schwere Joch Napoleon's zu tragen hatte, und frohlockte, als deutscher Heldenmuth die Befreiung errang.

Mit solchen Eigenschaften ausgestattet, trat sie Schiller entgegen; er, der schnell Entzündliche, war vom ersten Augenblicke an entflammt. Aber wenn sonst seine schnell erregte Gluth ebenso schnell verrauchte, so wurde diese zum nährenden, sein Leben erhellenden Feuer. Es hat sich ein Albumblatt erhalten, ziemlich aus dem Beginn der Bekanntschaft, 3. April 1788, das die hold erblühte Neigung poetisch verklärt. Auf diese stille Erklärung folgte, bis zur Hochzeit, ein eifrig geführter Briefwechsel, der noch heute verdient, gelesen zu werden; Emilie v. Gleichen-Rußwurm, die Tochter des edlen Paares, hat diesen 1856 unter dem Titel „Schiller und Lotte“ zum ersten Mal herausgegeben. Es ist ein anmuthiges Werk, das der Herausgeberin Ehre macht und das Paar verklärt, das es zu Worte kommen läßt; es zeigt die würdigste schönste Mischung von Freundschaft und Liebe,

Digitized by Google

aber keine Verzweiflung und Leidenschaft. Goethe's Liebesbriefe gleichen manchmal dem tosenden überstürzenden Bach, der in seiner Hast, zum Ziele zu gelangen, Alles mit sich fortreißt, aus seinen Ufern tretend, das Land überschwemmend, als Beherrscher des Erdreichs dahinzieht und majestätisch in gewaltigem Strom seine Wellen dahinbrausen läßt. Schiller's und Lotte's Liebesbriefe gleichen einem klaren See, von milden Lüften bewegt, von warmer Sonne bestrahlt, an dessen Ufern holde Blumen und Früchte wachsen, einladend zum Verweilen, einladend zum Genuß. Dort die entfesselte Gewalt eines von heftiger Gluth entzündeten Herzens, titanische Kraft, die auch den Himmel stürmen zu können meint und mitleidslos wie jene aus dem Himmel zur Hölle herabschleudert; hier die friedliche Ruhe reiner Seelen, der schöne Gleichklang edler Geister: kein Mißton stört die herrliche Melodie. Beide sind so einig in ihren Empfindungen, ja in ihren Ausdrücken, daß zwei Briefe, der eine aus Weimar, der andere aus Rudolstadt, beide vom 26. Januar 1789, mit denselben Worten beginnen; Lotte schreibt: „Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zusammengefühlt," und Schiller: „Heute habe ich mich zum ersten Mal wieder der Natur gefreut." Mit einem Gefühl unnennbaren Behagens durchlesen wir diese Blätter; wir fühlen alsbald: hier sind Menschen, die für einander geschaffen sind, denen nichts hindernd in den Weg zu treten, die nichts zu trennen vermag. Freundschaftsworte wechseln mit Ausdrücken zärtlicher Liebe, die Angelegenheiten der Literatur werden behandelt, Bücher werden geliehen und zurückgegeben, freundliche Worte des Dankes und eingehende Besprechungen ausgetauscht, die kleinen Vorgänge des Hauses ebenso wie die großen Ereignisse der Zeit besprochen.

Am 3. August 1789 fand in Lauchstädt die Verlobung statt, nachdem der intime Briefwechsel schon länger als ein Jahr das Paar geeint hatte. Niemals wurde der Bund

Digitized by Google

gestört, niemals das gegenseitige Vertrauen erschüttert, und doch waren zwei Veranlassungen gewesen, die minder starke Gemüther zum Straucheln oder Fallen gebracht hätten.

Die eine war die Erinnerung an die Vergangenheit. Schiller bekannte die Fehler seiner stürmischen, etwas leichtsinnigen Jugend. Es war die Rede davon, daß das junge Paar, da Schiller durchaus nicht in Jena bleiben wollte, nach Mannheim zöge, aber Schiller verwarf den Gedanken, weil er die Geliebte sonst auf den Schauplatz hätte führen müssen, wo er „mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgewandelt". Und als wollte diese miserable Leidenschaft sich in ihrem ganzen Elend zeigen, kam an Charlotte ein anonymer Brief, der als Erzeugniß der sich als treulos Verlassene gerirenden Charlotte v. Kalb galt, in welchem der arglosen Braut thörichte Warnungen ins Ohr geraunt wurden.

Die andere war die verzwickte Lage der Gegenwart. Man hat Schiller's Verhältniß wohl eine Doppelbrautschaft genannt. Denn neben der ruhigen, sinnigen Charlotte stand ihre ältere, lebhafte und leidenschaftliche Schwester Karoline, die dem Alter nach, durch die Lebhaftigkeit ihres Temperaments und ihre literarischen Neigungen trefflich zu Schiller paßte, die, unbefriedigt in ihrer Ehe mit einem Herrn v. Beulwitz, ketzerische Ansichten über Eheleben hegte und aussprach, eine Seelengemeinschaft mit einem Freunde, der nicht ihr Gatte war, träumte und etwa wie Goethe's Stella oder andere leibhaftigere, greifbarere Vorbilder jener Zeit eine Ehe zu dreien zu führen keineswegs als ein Verbrechen betrachtete. Wenn Schiller, selbst ein Phantast, das phantastische Weib „Engel" nannte, seine Briefe an beide Schwestern zugleich richtete, so mochte Charlotte von bangen Ahnungen ergriffen und von Zweifeln an sich und dem Glücke ihrer Zukunft erfüllt werden. Diese Zweifel sprach sie oft in schlichten, rührenden Worten aus, z. B. in dem Briefe vom 3. Januar

Digitized by Google

1790: „Es werden noch ruhige Tage kommen, wo ich Dir, hoffe ich, das Gefühl meiner Liebe recht klar, recht fühlbar machen kann. Es könnte mich oft drücken, wenn ich nicht den unwandelbaren Glauben an Deine Liebe in meiner Seele trüge, daß ich so wenig Dir sagen, ausdrücken kann, wie mein Herz Dich umschließt, mein Geliebter, und ich könnte zuweilen deswegen fürchten, daß Dein Herz meine Liebe nicht so heiß auffassen könnte, wie ich sie Dir möchte fühlbar machen." Aber diese Zweifel, die sich manchmal geradezu zur Entsagungsmanie steigerten, wurden durch Schiller's freundliche Worte, besonders auch durch den zärtlichen Zuspruch einer Freundin Karoline v. Dachröden, die später Wilhelm v. Humboldt's Gattin wurde, zerstreut, Charlotte lernte ihren inneren Werth erkennen und den unversiegbaren Schatz echten Glücks, welchen sie ihrem Gatten bot.

Und so hinderten die Erinnerung an die Vergangenheit und die peinlichen Zweifel der Gegenwart nicht die Entwicklung einer schönen Zukunft. Es dauerte nicht lange, so wurde auch der Widerstand der chère mère besiegt, theils durch die Aussichten, welche der Koadjutor Dalberg Schiller machte, theils durch das freilich winzige Gehalt, welches Goethe für Schiller vom Herzog Karl August erwirkte. Im December 1789 traf die Zustimmung der Frau v. Lengefeld ein, am 22. Februar 1790 fand in Wenigenjena, still und einfach, vor wenig Zeugen, in einem unscheinbaren Kirchlein eines kleinen Dorfes, die Trauung statt.

Unmittelbar nach der Hochzeit begaben sich Schiller und Lotte nach Jena, wo doch Schiller's eben befestigter Professur wegen der Aufenthalt genommen werden mußte.

Die Ehe war eine voll glückliche. Sie wurde weder durch Eifersucht noch durch Schmerzen gestört, die Gatte der Gattin bereitete; die Sorgen, welche durch Krankheiten und äußere Unfälle verschiedener Art erregt wurden, verbitterten den Beiden nicht das Zusammenleben, sondern

Digitized by Google

stärkten ihre Liebe und festigten das Band, welches sie umschloß. Ihr Glück wurde erhöht durch ihre Kinder, von denen vier, zwei Söhne und zwei Töchter, am Leben blieben. Weder Schiller noch Lotte sind expansive, wortreiche, äußerliche Naturen, die von ihrem Innenleben viel reden und die Welt zum Zeugen nehmen müssen ihres häuslichen und innerlichen Wohlbehagens; dem Freunde aber, welchem Schiller sein Unbehagen, sein Leid geschildert hatte, drückte er nun in freudigster Weise sein Behagen aus: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin." Und an Huber, den damals mit Körner so eng verbundenen Genossen, schrieb Schiller (23. August 1790): „Uebrigens dachte ich Deiner sehr oft und mit herzlicher Sehnsucht, Dich wieder zu sehen, mit Dir auch die schönere Epoche meines Lebens zu theilen, wie Du manche finstere Stunde mit mir theiltest. Ich hatte mir wohl in schwärmerischen Augenblicken ein schönes Ideal von Lebensfreude in diese Lebensperiode hineingeträumt, aber wenn ich bedenke, wie viel alle diese Schöpfungen der Phantasie in der Wirklichkeit verlieren, so muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal von häuslichem Glücke so unverfälscht und so lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tage verjüngt sich dieses Gefühl der Freude in meinem Herzen, und die glückliche Existenz eines holden, lieben Wesens um mich her, dessen ganze Glückseligkeit sich in die meinige verliert, verbreitet ein sanftes Licht über mein Dasein. Aber wie kann ich Dir eine Schilderung davon zu geben hoffen? Diese ruhige, diese gleichförmige Glückseligkeit, die sich über Alles, was ich vornehme und was ich um mich sehe, sanft und still ergießt, kannst Du mir nachempfinden,

Digitized by Google

aber kann ich Dir nicht beschreiben." Schiller ist kein lyrischer Dichter, er drückte daher nicht, wie Goethe es that, sein Glück in Versen aus, aber es ist gewiß kein Zufall, daß er von nun an in seinen Dramen nicht mehr ungesunde, schwärmerische Wesen, sondern gesunde, tüchtige Hausfrauen schilderte, die frei von Hausbackenheit und Pedanterie ihrer Pflicht leben und Freude und Behagen um sich verbreiten. Wir suchen bei ihm nicht, wie bei Goethe, die Modelle, nach denen er arbeitete, aber wir mögen uns denken, daß die Amanda, an die er „das weibliche Ideal" richtete, die pflichtmäßig Geliebte und die Liebeswerte, seine Gattin ist und daß für sie folgende Verse bestimmt sind, die wirklich völlig auf sie passen:

Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Nicht Schiller's Leben und Schaffen ist zu erzählen, sondern von seinem Hause ist zu reden, denn das Haus bedeutet die Frau. Jung, lebenslustig, gesund, wie die Hausfrau war, liebte sie die Geselligkeit; auch Schiller war dem Gespräche mit Freunden nicht abgeneigt, das die Arbeit wohlthätig unterbrach und frische Kraft zu erneuter Thätigkeit geben sollte. Aus diesem Grunde entschlossen sich beide, junge Leute an ihrem Mittagstische theilnehmen zu lassen, und sie hatten das Glück, unter diesen jungen Männern solche zu finden, die nicht bloß Gefährten für die kurze Essenszeit, sondern treue, sorgsame Freunde fürs Leben wurden.

Von diesen, unter denen sich klangvolle Namen befinden, z. B. der Historiker Fichard und der Philosoph Niethammer, schlossen sich zwei besonders eng an Charlotte an und führten Jahre lang einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihr: Bartholomäus Ludwig Fischenich und Fritz v. Stein.

Fischenich (1768—1831) wurde ein vortrefflicher, hochgestellter Jurist, er war ein herzlicher Mensch, ein treuer Freund, ein guter Sohn, der sich noch im späten Alter mit

Digitized by Google

Innigkeit des seelenvollen Ausdrucks erinnerte, mit dem seine Mutter ihm das „Vaterunser" vorgesprochen hatte. „Es war ihm Ernst um die Wissenschaft und das Gute," mit diesen kurzen Worten hat ihn Schiller treffend charakterisirt. Er war Professor in Bonn, dann Richter in den Rheinlanden, später in Berlin; überall bewährte er Patriotismus und Charakter. Er wußte es zu hindern, daß die Bonner Professoren noch vor der definitiven Entscheidung über die Zukunft des kölnischen Landes den von den Franzosen verlangten Huldigungseid schwuren; er verlor selbst in der Zeit allgemeiner Kopflosigkeit und jäher Fahnenflucht auch der Standhaften nicht sein deutsches Bewußtsein; er war einer der Ersten, die nach Verdrängung der Franzosen, welche er stets gründlich gehaßt hatte, sich den Deutschen zuwandte. Mit Schiller hatte ihn die gemeinschaftliche Verehrung für Kant verbunden; demgemäß wünschte er, da er hörte, Schiller arbeite an einem Drama, „daß er einmal das Ideal eines sittlichen Mannes nach Kantischen Grundsätzen, den Triumph der Moralität über die Klugheit darstellte und diesen herrlichen Anblick durch die verschiedenen Gradationen der menschlichen Handelsweise contrastirte." Mit Charlotte kam er bald in jenen heiteren, neckischen Umgangston, der gebildeten jungen Männern gleichalterigen verheiratheten Frauen gegenüber so wohl thut und so wohl ansteht, besonders wenn er nur eine Folge wahrhafter Schätzung der Persönlichkeit des Anderen ist. Aber es blieb nicht bei heiteren Neckereien, Fischenich wurde vielmehr der treue Berather der Wittwe, ihr Sohn, wie sie ihn wohl scherzhaft genannt hatte, ein Bruder der verwaisten Schiller'schen Kinder, der in geschäftlichen Angelegenheiten der Frau, in den Berufssorgen der Söhne Rath spendete und mit schneller, hülfreicher That beistand, und die liebevolle Weise, mit der er der jungen Frau entgegengetreten war, auch der alternden gegenüber immer bewährte.

Digitized by Google

Fritz v. Stein (1773—1844) hieß, obwohl er seinem Alter nach eher denn Fischenich als Sohn hätte bezeichnet werden können, „das Brüderchen“. Schon als Knabe hatte er mit Charlotte, die freilich damals schon ein erwachsenes junges Mädchen war, gespielt, und erinnerte sie später „an die Zwetschenbäume, an denen sie ihre Entsagung üben wollte“; als Jüngling behielt er den kameradschaftlichen Ton bei, der niemals in Leichtfertigkeit umschlug, sondern von Liebe und Achtung für beide Gatten erfüllt war, dermaßen, daß er entzückt in die Worte ausbrach: „Eine Frage ist es, ob es mir wieder irgendwo so wohl geht.“ Auch an ihm bewährte sich ein Schiller'sches Wort: „Für den Stein stehe ich, daß er glücklich wird in der Welt.“ Nicht glücklich in dem gemeinen Sinne, daß ihm Freude überall entgegenkam und Schätze von allen Seiten winkten, sondern in dem Sinne, daß er überall, auch in der Fremde, die er niemals überwand — „Wieviel entbehrt, wer, wie ich, sein Vaterland verlassen hat,“ klagte er — in höchstem Maße seine Pflicht that, in Erfüllung dieser Pflicht Genüge fand und durch die hohe Anerkennung der Leiter des Staates ausgezeichnet wurde.

Aber nicht bloß diejenigen, die längere Zeit im Schiller'schen Hause zu leben das Glück hatten, auch diejenigen, die nur kurz darin verweilten, priesen das Glück des Dichters und den Werth seiner Gattin. Ein eigenthümliches Zeugniß solcher Lobpreisung ist uns erhalten. Unter den auf kurze Zeit im Schiller'schen Haus Eingekehrten befand sich Joh. Bapt. Lacher (1776—1809), ein schwärmerischer Jüngling, von den Freiheitsideen jener Zeit mächtig angeregt, der wirklich, wie Schiller ihm gewünscht hatte, unter französischem Kittel ein deutsches Herz trug, ein liebenswürdiger, alle Herzen gewinnender Mensch, von dem Lavater in seiner Sprache nicht mit Unrecht sagen konnte: „Ist es nicht, als ob Gott uns in einem solchen Gesichte erschiene.“

Digitized by Google

Von der Erlaubniß, an Schiller zu schreiben, die dieser ihm gegeben, hatte er niemals Gebrauch gemacht; kurz vor seinem Tode (er starb in der Schlacht von Eßling) schrieb er aber an Charlotte einen Brief, aus dem einzelne charakteristische Worte hier folgen mögen: „Wie Feuerzüge flammen noch seine letzten Worte in meinem Inneren, und lebendiger als am Abend meines Ausfluges aus Jena steht sie noch da vor meinen Augen, die hohe Gestalt des ewig Verklärten! Aber auch heilig sind Sie mir, die Sie das beneidenswerthe Loos hatten, in Ihrer Person unserem unsterblichen Sänger den überirdischen Himmel eröffnet zu haben, worin er nichts erblicken konnte, als jene erhabenen Ideale, die sein Feuerpinsel der Nachwelt zum Beispiele vormalte! Ein Sternbild erster Größe schimmern Sie mir auf meiner dunklen Laufbahn, und nur Ihrem Lichte getreu, verzage ich nicht, an das Ziel zu gelangen, wo die Sonne in vollem Glanze leuchten wird!“

Das ruhige Jenaer Leben wurde von dem unruhigeren Weimarer Treiben abgelöst. Am 3. December 1799 zog die Familie nach Weimar. Charlotte verließ nicht gern das durchaus ländliche Universitätsstädtchen; sie hätte am liebsten die Residenzstadt vermieden, wo, nach ihrer Meinung, „der Geist des Leichtsinns Alles mit sich fortreißt und man muthiger wird“. Sie selbst hatte wenig Lust und geringe Gelegenheit, ihren Muth zu bewähren. In dem Verkehr mit den Großen, die ihr Hauptquartier damals in Weimar aufgeschlagen hatten, war sie schüchtern, ohne linkisch zu sein. Sie trat nicht gern in den Vordergrund, obwohl man ihr die Ehre des Vortretens gern gönnte, ja, ihr dazu verhelfen wollte.

Ihr hübsches Talent, die Dinge um sich herum humoristisch zu schildern, verwerthete sie nur einmal. Zu den wirklichen Größen Weimars hatten sich auch manche eingebildete gesellt; A. v. Kotzebue war nach Weimar gekommen in dem Wahne,

Digitized by Google

dort wie anderwärts eine Rolle zu spielen. Aber seine Versuche, in den engen Kreis zu gelangen, der sich um Goethe versammelte, waren kläglich gescheitert, und kleinlich, wie er war, meinte er, für diesen Schimpf an Goethe Rache nehmen zu können. Zu diesem Zwecke gedachte er Unfrieden unter den Dioskuren zu säen und, um den Olympier besonders schwer zu kränken, Schiller zu krönen. Aber Schiller gab sich zu der Komödie nicht her; Schiller's Büste und der Saal, in welchem die Krönung vor sich gehen sollte, wurden im letzten Augenblicke verweigert, und der jämmerliche Versuch nahm ein jammervolles Ende. Ein solcher Vorgang bot Stoff genug zu humoristisch-satirischer Behandlung; Charlotte wußte in ihrem Schwank: „Der verunglückte 5. März 1802", den Gegenstand nicht vollständig zu behandeln. Aber sie schilderte ganz hübsch den Wirrwarr der Verhältnisse, das Stutzen der Gesellschaft, die Verlegenheit des selten verlegenen Veranstalters des Festes, der unter dem Namen Firlefanz geschildert und verspottet wird, und die Geschicklichkeit, mit der sich dieser seiner fatalen Lage zu entwinden sucht und den Vorschlag macht, da man nun doch einmal zum Krönen versammelt sei, so möge man bei dem Mangel eines anderen tauglichen Objects ihn selber krönen.

Die frohe Stimmung jedoch, aus der heraus dies heitere Stückchen geboren wurde, blieb nicht bestehen. Schiller's Leiden nahm einen immer bedrohlicheren Charakter an. Er war glücklich und zufrieden, schaffensfreudig und geisteskräftig, aber der Körper versagte dem nimmer matten Geiste seinen Dienst. Wenn von irgend einem Menschen, so kann man von Schiller sagen, daß er auf dem Höhepunkte seines Ruhmes, im Vollgefühle seines Glückes gestorben ist. „Immer besser, immer heiterer" waren die letzten deutlich vernehmbaren Worte, welche er sprach; mit seiner letzten Kraft drückte er die Hand der treuen Gefährtin, mit der er die glücklichsten Stunden seines ziemlich freudenarmen Lebens verbracht hatte.

Digitized by Google

Schiller war todt, Charlotte stand allein. Aber nein, sie stand nicht allein. Denn die Freunde des Mannes waren oder wurden die Freunde der Frau. In der werthvollen dreibändigen Briefsammlung „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", die zur Erkenntniß von Charlotte's Beziehungen das wichtigste Material bietet, sind die Briefe nicht allgemein nach chronologischer Reihenfolge, sondern nach den einzelnen Briefschreibern und nur innerhalb dieser chronologisch geordnet; es ist ergreifend, zu beobachten, wie bei einem jeden dieser Correspondenten das unerwartete Ereigniß tragisch, erschütternd wirkt und mit ernsten Klagelauten betrauert wird.

Schiller war todt, die Theilnahme zeigte sich von allen Seiten. Aber die Theilnahme bekundete sich nicht bloß in Trostesworten, die, mochten sie noch so innig gefühlt und schön ausgedrückt sein, doch nur die Trauer der Hauptleidtragenden verstärken konnten, wenn sie sie auch für den Augenblick trösteten und erquickten. Die Theilnahme war vielmehr thatkräftig und nachdrücklich, trotz der trüben Zeiten, die damals für Deutschland eintraten. Allen voran in werkthätiger Theilnahme zeigte sich Cotta, der das wahrhaft edle Benehmen, das er Schiller gegenüber gezeigt hatte, auch der Wittwe und ihren Kindern bewahrte, die Söhne am liebsten zu sich genommen und bei sich erzogen hätte, und durch Geldzahlungen, die für jene Zeit bedeutend waren, seiner Pflicht in vollem Maße nachkam. Auch Andere zeigten sich rührig, z. B. der wackere Zacharias Becker, obwohl er von Schiller in Xenien und Briefen sehr schlecht behandelt worden war. Er suchte die Theatervorstände aller Orten anzuregen, Benefizvorstellungen für die Hinterbliebenen zu veranstalten, und brachte durch derartige Aufführungen in Berlin, Wien, München und vielen kleineren Orten eine erkleckliche Summe zusammen, freilich lange nicht genug, um seinen ursprünglichen Plan auszuführen und ein Landgut, einen dauernden Besitz

Digitized by Google

für Charlotte anzukaufen, „denn ich möchte die heiligen Ueberreste unseres Geliebten auf dem Eigenthum seiner Hinterlassenen wissen".

Charlotte war über den Verlust untröstlich. Ihre Hoffnung, ihr Stolz, ihre Freude und Stütze waren dahingegangen. Sie, die bisher Schmerzen muthig und allein getragen, ja noch für Andere Trostesworte übrig gehabt hatte, sie wühlte nun in ihrem Schmerze und wollte, daß Andere ihn mit ihr empfänden. „In mir ist's," so schrieb sie nicht lange nach Schiller's Tode, „das Andenken meiner Geliebten immer zu nähren, denn unterdrückter Schmerz ist's allein, der mich unruhig macht und das Gemüth uneins mit sich selbst. Mir hilft weder Ueberredung noch Versuch, mich zu zerstreuen; ein stilles Sammeln des Gemüths und das Leben in der Erinnerung kann mir allein das Gegenwärtige erträglich machen." In der Erinnerung an den Verstorbenen schöpfte sie Kraft, weiter zu leben, ihre vier Kinder des Vaters würdig zu erziehen.

Nach Schiller's Tode begann für Charlotte ein Leben, in dem nichts vorgeht. Sie blieb fürs Erste dauernd in Weimar. Ihr dortiger Aufenthalt wurde nur von Reisen unterbrochen, die sie zum Besuche ihrer Söhne unternahm, oder solchen, die sie antrat, um den Spuren Schiller's z. B. in Mannheim, in Stuttgart, nachzugehen. Allmählich bildete sie sich wieder einen Umgangskreis, in dem sie sich wohl fühlte. Zwei Frauen standen ihr besonders nahe: Charlotte v. Stein und Karoline v. Wolzogen.

Charlotte v. Stein (1742—1827) war damals nach Jahren und Gemüthslage nicht mehr diejenige, welche ein Jahrzehnt lang Goethe's Muse und guter Genius gewesen war. Sie war verlassen und verstimmt; das Wort, das sie selbst über sich sprach: „Ich bin durch Goethe's Abschied für alle mir noch bevorstehenden Schmerzen geheilt worden, ich kann Alles dulden und Alles verzeihen," bewahrheitete sie in

Digitized by Google

keiner Weise. Denn sie duldete wenig und verzieh nichts. Sie war es hauptsächlich, welche die bösen Geschichten über das „Mamsellchen" (Goethe's Gattin) aufbrachte. Sie war pessimistisch gestimmt und betrachtete in dieser Stimmung das Leben, die Politik und die Literatur. Sie haßte die Franzosen und konnte sich nicht einmal für die Revolutionsbewegung begeistern. Sie las viel, hatte aber für das Wissenschaftliche keinen Sinn: „Was ich nicht verstehe, das lasse ich bescheiden liegen," und mochte sich in der Kritik nicht durch bestimmte Grundsätze der Berufsrecensenten, sondern durch das eigene Gefühl leiten lassen. Sie liebte Lottchen ungemein und schrieb ihr einmal: „Wer Ansprüche auf Ihr Herz hat, geht nicht fehl; Sie sind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinsten Verdacht hatte."

Stellte Frau v. Stein für Lottchen den Anfang ihrer Weimarer Jahre dar, so repräsentirte ihr Karoline v. Wolzogen (1763—1847), Lottchen's ältere Schwester, die Erinnerung an die gemeinsam verlebte Kinderzeit. Auch sie verbreitete nicht viel Freude um sich her. Sie hatte viel Trübes erfahren: von ihrem ersten Mann, Herrn v. Beulwitz, war sie 1794 geschieden worden; ihren zweiten, Wilhelm v. Wolzogen, verlor sie früh; ihren Sohn aus dieser zweiten Ehe, durch den angeregt sie das schöne Wort gesprochen hatte: „Die Freude an dem Kinde, die Sorge um dasselbe ist die nie versiegende Poesie für die Mutter," sah sie vor sich sterben. Sie war in Allem das Gegentheil der Schwester. Statt wie diese den Hof, die adelige Gesellschaft zu lieben, nannte sie ihn einen Ort, „wo die Albernheiten und Schiefheiten fest geworden sind". Statt des Anlehnungsbedürfnisses jener besaß sie eine eigensinnige Selbständigkeitssucht, ein stolzes Vertrauen in ihre Kraft, das in dem Grundsatze gipfelte: „Mir kann Niemand helfen als ich selbst." Charlotte war einseitig in ihrer Liebe und klammerte sich so fest an den

Digitized by Google

Geliebten an, daß sie mit seinem Verluste Alles verloren zu haben glaubte; Karoline liebte, nach Lotte's scharfsichtiger, aber nicht milder Charakteristik, „so oft und doch nicht recht, denn wahre Liebe ist ewig wie das Wesen, aus dem sie entspringt; und eben weil sie nie liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen.“ Charlotte war beständig, wie in ihrer Neigung, so in ihrem Aufenthalt und ihrer Beschäftigung, man konnte sie die verkörperte Ruhe nennen; Karoline war die lebendige Unruhe, in ewiger Aufregung, in unaufhörlicher Selbstquälerei, „sie sucht“, wie Charlotte sagte, „die Ruhe immer, die sie nicht erreichen kann“, und „sie strebt immer von da weg, wo sie ist“. Und während bei Charlotte trotz aller Leiden, die sie erfuhr, die Lebensfreude überwog, und trotz mancher Irrthümer das Wahrheitsstreben herrschend war, konnte Karoline sich eine Grabschrift schreiben, in welcher die ersten beiden Verben besser als das dritte ihr Wesen charakterisiren: „Sie irrte, litt, liebte.“

Aber neben dem Alter fehlte die Jugend nicht, neben der Schwermuth nicht die Heiterkeit, neben dem Verzicht auf das Leben nicht die Hoffnung auf die Güter des Lebens, die freilich früh genug geknickt wurde. Es war die weimarische Prinzessin Karoline (1786—1816), die als Erbgroßherzogin von Mecklenburg in jugendlichem Alter starb. Zwischen ihr und Charlotte bildete sich ein Verhältniß seltener und schönster Art. Karoline war ein jugendlich-anmuthiges Wesen, eine Schülerin Herder's, „in deren klaren Augen sich alle Gestalten des Lebens rein abspiegelten“, eine Fürstin, die bei allem Bewußtsein ihrer hohen Stellung nicht in stolzer Absonderung von den niedriger Stehenden thronte. Charlotte wurde ihre Freundin, während des Weimarer Aufenthalts ihre Beratherin, ohne je ein amtliches Verhältniß zu ihr zu haben, nach der Abreise der Fürstin ihre treue Berichterstatterin aller weimarischen Vorgänge, die ihr

Digitized by Google

Urtheil leitete und nicht selten ihre Wahl bestimmte. Die Correspondenz beider, der Fürstin und der keineswegs durch hohe Stellung ausgezeichneten Frau, ist ein sehr liebliches Geplauder, und mag die „treue unterthänige Loloa" ihre verständigen, gemüthvollen Berichte schicken oder die Fürstin ihre „beste Loloa" zur Fortsetzung ermuthigen oder von eigenen Geschicken erzählen, überall weht in den Briefen der Zauber einer jugendfrischen Zeit, der Freude am Leben und der Begeisterung für das Gute und Schöne.

Auch in der Literatur jener Zeit, unter den Männern, welche in Weimar lebten und in Charlotte's Gesichtskreis standen, waren Alter und Jugend vertreten; hier aber war es freilich nicht die Jugend, welche der sonst für das Neue, sobald es gut war, sehr empfänglichen Frau Freude und Erquickung gewährte. Vielmehr durfte sie auf diese ihr Wort anwenden: „Die Jugend außer meinem Hause erfreut mich selten, sie ist anmaßend, unwissend und leer." Freilich war dieser harte Ausspruch auch durch die Stellung des jungen Geschlechts zu und gegen Schiller beeinflußt. Schon bei dessen Lebzeiten war der Gegensatz der Jungen gegen Schiller laut geworden; nach Schiller's Tode hatte sich der Widerspruch der Romantiker nur gesteigert. Schon aus diesem Gegensatz erklärt sich die Abneigung Charlotte's gegen die Chorführer der Romantik, die Brüder Schlegel, die sie einem Skorpionsgeschlecht vergleicht, „das mit seinen Zangen das Schöne und Große erdrücken möchte". Aber auch die Dichter der Schicksalstragödie gefielen ihr nicht, sie fand für dieselben recht bezeichnende Ausdrücke, wie „Schreckensmänner, Piff-Paff-Poeten"; sie sprach von dem Pseudoparnaß, den diese Dichter bewohnen; sie verglich die neue Schule mit Goethe's „Zauberlehrling": sie vermöchten wohl mit ihrer Phantasie neue, merkwürdige Gestalten hervorzurufen, aber es fehlte ihnen die Macht und das Wort, die Ordnung, welche sie gestört, wieder herzustellen.

Digitized by Google

In der That hatte sich der Parnaß entvölkert. Herder war gestorben; Wieland, der sich nach Schiller's Tode Charlotte's freundlichst annahm, war sehr alt. Von den Männern zweiten Ranges bewährte sich Knebel als treuer Freund. Schiller hatte ihn nicht leiden mögen, ihm war „sein fataler süßer Ton“ ebenso zuwider, wie seine „Liebe zur Neuheit“; seine Unproductivität, die bei ihm in seltsamster Verbindung mit Selbstüberschätzung und herbem Absprechen über Andere stand, ebenso unangenehm wie sein ausschließliches Werthlegen auf Aeußerliches; er hätte, wie Schiller meinte, das Goldmachen angefangen, hätte er nicht gefürchtet, sich dabei rußig zu machen. Charlotte gegenüber bewahrte er eine rührende Anhänglichkeit, sein etwas frauenzimmerliches Wesen machte ihn zum vortrefflichen Briefschreiber, sein Allerweltsinteresse und seine Bekanntschaft mit den verschiedensten Kreisen zum gesuchten und musterhaften Berichterstatter.

Mochte aber Charlotte an der Jugend kein Gefallen finden und den Verlust mancher Alten, die sie geliebt hatte, beklagen, noch blieb ihr Einer in seiner Größe und unnachahmlichen beneidenswerthen Jugend: Goethe. Schon in ihrer Kindheit war sie durch ihre Verbindung mit der Stein'schen Familie Goethe nahegetreten und von ihm freundlich beachtet worden; als sie Schiller's Frau wurde, war sie es, die durch ihren Liebreiz die Widerstrebenden zu einander führte und durch ihre stets gleich bleibende Güte und wahrhafte Liebenswürdigkeit die selbstbewußten und kampfbereiten Naturen zusammenhielt. Sie lauschte gern den Männergesprächen und gab, wenn gefragt, auch ihre Meinung ab; wenn Schiller krank war, führte sie für ihn die Feder. Trotzdem sie, durch Frau v. Stein beeinflußt und durch ihre Auffassung von Sittlichkeit angetrieben, Christiane Vulpius abgeneigt war, duldete sie die Annäherung August's v. Goethe zu ihrem Sohn, aus der eine herzliche Freundschaft erwuchs;

Digitized by Google

als August nach Frankfurt zum Besuch der Großmutter ging, schrieb sie ihm, diese (Frau Rath) kennen zu lernen, sei nicht der kleinste Wunsch, der in ihrem Herzen lebe. Sie fühlte sich Allem nah, was Goethe's Namen trug, und hatte auch erwartet, in ihrem Schmerz von Goethe getröstet zu werden; als Goethe aber, selbst krank und durch die entsetzliche Nachricht tief gebeugt, sich seiner Gewohnheit nach zu stiller Sammlung zurückzog, da wurde sie unwillig: „das Schonen des Gefühls ist mir schmerzlicher als eine Ergießung des Gefühls.“ Goethe aber besaß die göttliche Gabe, durch ein Wort oder einen Blick den Unwillen zu bannen, unfreundliche Mienen in freundliche zu verwandeln. Charlotte war bald versöhnt und blieb bis zu ihrem Tode mit Goethe in herzlichem Verkehr. Er blieb ihr der „Meister“, über den sie alle Nachrichten begierig sammelte und besonders der in Mecklenburg weilenden weimarischen Prinzessin mittheilte, sie war entzückt von jedem Billetchen, von jeder Sendung, die sie von Goethe erhielt; sie las mit Begierde jedes seiner neuen Werke — gehörte sie doch zu dem auserwählten Kreise, dem Goethe aus seinen und anderen Schriften Vorlesungen hielt — und vertiefte sich mit immer neuem Interesse in die älteren; sie urtheilte über die Schriften mit Verständniß und Wärme und wagte es bisweilen, Goethe selbst ihr Urtheil vorzulegen und ihrer Begeisterung Ausdruck zu verleihen. „Sie haben,“ so schrieb sie einmal 1797, wahrscheinlich nach Empfang von „Hermann und Dorothea“, „uns unsichtbar wie die Gottheit Ihre Gabe mitgetheilt. Und ich habe in stillem Gemüth meine Rührung verwahrt und Ihnen meine heiligsten Gefühle gewidmet. . . Sie haben mich um Vieles reicher gemacht, denn ich eigne mir einmal Alles, was Sie hervorbringen, zu und ergötze mich dreifach daran. Dies gewähren Sie mir mit freundlichem Herzen, hoffe ich, gern, weil es zu meinem Glück gehört, Theil an Ihnen nehmen zu können in jeder Epoche Ihres Lebens und Ihres Geistes.“

Digitized by Google

So sehr sie Goethe verehrte und bewunderte, so ließ sie sich nicht zu einseitigem Goethecultus hinreißen, sondern bewährte sich ihrem eigenen Gatten gegenüber als eine wahrhaft Mitstrebende, seine Production mit Antheil betrachtend und fördernd. Des Unterschieds zwischen beiden Meistern war sie sich wohl bewußt, aber sie hütete sich, einseitig einem den Vorzug zu geben, vielmehr schrieb sie: „Trotz allen Redens über dramatische Kunst müßt Ihr beide Geister Euren eigenen hohen Weg gehen und durch die That das Raisonnement zum Schweigen bringen. Ich bin wie Rahel; wie sie ihre Hausgötter vor Feinden verbarg, so bewahre ich die Meinung über meine Freunde und ihre Producte und führe Krieg mit fremden Göttern.“ Wie sie ihren Gatten bei dessen Lebzeiten neben Goethe gewürdigt hatte, so wagte sie es, den Todten selbst gegen Goethe zu vertheidigen. Goethe hatte seinen Aufsatz „über das deutsche Theater“, in welchem von Schiller's dramatischen Bearbeitungen und jugendlichen Dramen die Rede war, Charlotte im Manuscript, vor seinem Abdruck im „Morgenblatt“, zugeschickt und sie um ihr Urtheil gebeten. Charlotte stimmte den Ausführungen zu, hatte aber ein Bedenken. „Nur eine Stelle,“ schrieb sie an Goethe in einem erst neuerdings bekannt gewordenen Briefe, „könnte ich anders wünschen, weil sie gegen meine Ueberzeugung spricht. Denn so gut ich weiß, daß die früheren Werke Schiller's nicht nach den Regeln und Forderungen der Kunst sind und nicht für die Schranken der angenommenen Meinungen berechnet, so möchte ich doch aus Ihrem Munde nicht gern vernehmen, daß Sie diese Werke Productionen der Rohheit wie des Unwillens nenneten.“ Ist es schon merkwürdig, daß sie den Muth hatte, dem verehrten Meister eine solche Einwendung zu machen, so ist es noch merkwürdiger, daß Goethe theilweise auf die Bemerkung einging, das Wort „Rohheit“ in „Ungeduld“ verwandelte, so daß wir jetzt in jener Abhandlung den Satz lesen: „Die Räuber,

Digitized by Google

Kabale und Liebe, Fiesko, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck."

Goethe war ihr fast der einzige Vertreter der schöneren Vergangenheit. Sonst vermißte sie das alte Geschlecht, mit dem sie groß geworden war, die alte Literatur, an der sie Geist und Gemüth gestärkt, und die alte Zeit, in der sie sorglos mit den Gefährten sich an dem Augenblick ergötzt hatte. Denn nun war des Ergötzens ein Ende, trübe Zeiten waren über Deutschland gekommen. In Charlotte's unmittelbarer Nähe wurde die Schlacht von Jena geschlagen, durch welche nicht nur der weimarische Staat arg geschädigt, Preußen zertrümmert, sondern ganz Deutschland für mehrere Jahre der Herrschaft des fränkischen Imperators unterworfen wurde. In solch' peinvoller Lage war es ihr einziger Trost, daß Schiller das Grausige nicht mehr erlebte; sie beneidete gelegentlich die Gestorbenen, denen man ein tandem felix zurufen konnte; sie mochte die Worte Attinghausen's auch auf sich anwenden:

> Unter der Erde schon liegt meine Zeit,
> Wohl dem, der mit der neuen nicht muß wandeln.

Aus den trüben Wolken blickte allmählich die heitere Sonne hervor, nach den Tagen der Schmach schlug endlich die Stunde der Befreiung. Gerade in diesen Jahren eines großartigen inneren nationalen Umschwungs, in den Zeiten der Vorbereitung einer niegesehenen Volkserhebung wirkten Schiller's Dramen mächtig. Hatte er auch nie einen speciell historisch-deutschen Stoff behandelt, so hatte er besser und wirksamer als so viele teutonische Barden das Nationalgefühl zu erregen verstanden. Mit Recht sagte Schimmelmann von ihm: „Er hat Alles prophetisch geahnt; er kannte den germanischen Geist und wußte ihn zu erwecken." Und es war nicht bloß eine vorübergehende Aufwallung im Theater, sondern eine dauernde Erregung fürs Leben, wenn Schiller's Worte gehört oder gelesen wurden:

Digitized by Google

Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.

Charlotte war auch in ihren vaterländischen Empfindungen und Hoffnungen eine würdige Genossin Schiller's. Wohl fürchtete sie zuerst, daß der große Moment ein kleines Geschlecht finden würde, und hätte, sie, die dem Soldatenwesen, „dem beweglichen Müßiggang“, höchst abhold war, eine innere Befreiung gern den äußeren Kämpfen vorausgehen gesehen. Aber da nun der frische Aufschwung erfolgte, die Nation als eine heldenmüthige sich zeigte, da nahm sie die kleinen Leiden willig auf sich, die jeder Einzelne tragen mußte; sie hätte gern allen Preußen etwas Gutes angethan, da ihr die Nation so heilig sei. Heroisch trug sie selbst Schwereres, das ihr persönlich bereitet wurde. Denn als ihr Sohn Karl sich freiwillig dem Heere stellte, da erklärte sie freudig: sie wolle sein Streben nicht unterdrücken, für das Vaterland etwas zu leisten. Sie haßte, ja verachtete die Franzosen und stellte Napoleon in den Mittelpunkt ihres Hasses, sie jubelte über die deutschen Siege und konnte der Klage kein Ende finden, da Napoleon, der Verschwundene und scheinbar Vernichtete, von Elba aus triumphirend wieder erschien. Lange hatte ihre Dichtkunst geschlummert; nun wachte sie auf im Dienste des Vaterlandes. Manches hübsche Gedicht erschien von ihr in den Zeiten des Freiheitskrieges; wenigstens eines unter ihnen, zum 18. October 1814, verdient aufbewahrt und mitgetheilt zu werden:

Auf den Höhen glänzt die Flamme,
Und von Berg zu Berge zeige
Sich der Freiheit heil'ger Glanz.
Spät noch sei der Enkel Stamme
Dieses Zeichen hoch geheiligt.
Denn es gab uns schöne Hoffnung,
Wie aus tiefer Thäler Nacht
Mühsam sich der Wandrer suchet
Eine Höhe zu erspähen.

Digitized by Google

Nieder stürzet, hohe Eichen,
Gebet eure Zweige uns!
Ach, so viele Krieger fielen,
Um den Tag uns zu erkämpfen.
Fallen muß die heil'ge Kraft,
Ihrer dankbar zu gedenken.
Denn auch sie erstehn nicht mehr!
Aber in dem Herzen lebet,
Was die Völker, geb' es Gott,
Friedlich an einander knüpfet,
Und der Liebe Flamme schlinge
Sich um Herzen, die es fühlen,
Daß es Glück ist, frei zu sein.

Denn eben das unterscheidet Charlotte's Gefühl von dem landläufigen Patriotismus jener Zeit und ist bei ihr als einer Frau doppelt merkwürdig, daß sie sich nicht mit der Thatsache des Sieges begnügte und nicht einen Moment sich nationaler sog. patriotischer Ueberhebung schuldig machte, sondern daß sie alle diese Kämpfe von höherem Standpunkte aus betrachtete und in ihnen nur die Vorbereitung für eine Aera des Völkerfriedens und der Völkerfreiheit sah. Denn sie meinte, daß in dem gewaltigen Ringen sich die Deutschen mündig gemacht und durch ihre wackeren Anstrengungen einer anderen besseren Behandlung würdig gezeigt hätten; „daß die Völker höhere Ansichten gewinnen, wird auch die Fürsten begeistern." Daher war sie beglückt von den constitutionellen Versuchen, die an manchen Orten gemacht wurden, und freute sich über die freiheitlichen Bestrebungen der Jugend in so hohem Grade, daß sie sogar deren Ausschreitungen beschönigte. Die traurigen Folgen dieser Ausschreitungen ahnte sie nicht, aber als die ersten schlimmen Wirkungen sich zeigten, trauerte sie in tiefem Schmerze.

Sie hatte bald Grund genug zur Trauer, denn die Zeit der Reaction hielt ohne jede Schüchternheit, gleich mit dem vollen Triumphe roher Gewalt, ihren Einzug in Deutschland. Mit der Zeit der Reaction kam aber auch die Periode

Digitized by Google

literarischer Unfruchtbarkeit, die Zeit schwerer Verluste für sie und ihr Haus. Goethe zog sich bei zunehmendem Alter immer mehr in die Einsamkeit zurück, ihre geliebte Erbprinzessin starb im Jahre 1816, und am 11. December 1823 mußte sie den Tod ihrer Mutter beklagen. Frau v. Stein wurde immer kränker, Karoline v. Wolzogen immer ungenießbarer. Mit dem Tode der Mutter, die sich wunderbar jung und frisch erhalten hatte, waren die Bande zerrissen, die sie an Thüringen fesselten. Nun zog sie zu ihrem Sohn nach Köln, mußte sich aber, da sich das Augenleiden verschlimmerte, an dem sie schon lange krankte, in dem benachbarten Bonn einer Operation unterwerfen, die sie muthig ertrug und glücklich bestand. Wenige Tage darauf aber wurde sie von einem Herzschlag getroffen, der ihrem Leben am 9. Juli 1826 ein Ende machte.

Sie wurde von ihren Freundinnen und Kindern aufs Innigste beklagt. Der Sohn Ernst schrieb: „Das Betrübteste ist geschehen. Die vortreffliche Frau ist nicht mehr. Doch habe ich ihre Stimme noch gehört, ihre Hand noch gefaßt und aus ihrem Munde noch Worte des Dankes und der Theilnahme vernommen. Dieser Mund ist geschlossen." Die Schwester Karoline klagte: „Das Schwerste, was ich noch erleben konnte, hat Gott über mich verhängt. Die letzten traurigen Lebenstage hoffte ich an der Seite der lieben Charlotte zu beschließen. Nun ist auch sie vor mir hinüber. Dank dem Ewigen, daß ihr Ende so sanft war, wie ihr Leben." Besonders aber gibt es einen Brief, den bei Gelegenheit des Todes die ältere Tochter Emilie an die jüngere Karoline richtete und der wie eine vielfache Variation klingt über die rührenden Trauernoten: „Unsere herrliche Mutter." Da aber im Verlaufe dieser Darstellung Charlotte's Worte häufig angeführt wurden, so mag sie, die sich selbst gut kannte, sich auch zum Schluß mit einem Satze charakterisiren. Jener oft angeführten Fürstin, der weimarischen Prinzessin

Digitized by Google

Karoline, hatte Charlotte eine Stickerei geschickt, in welcher die Farben blau und schwarz besonders stark vertreten waren. Ihre Sendung begleitete sie mit den Worten, die ihr Wesen gut ausdrücken: „Blau ist die Farbe der Beständigkeit und der Treue, Schwarz ist die Farbe des Schmerzes; Treue und Schmerz ist das Loos meines Lebens.“



Digitized by Google



VI.

Dorothea Schlegel.

Dorothea Veit-Schlegel, die älteste Tochter des jüdischen Popularphilosophen Moses Mendelssohn, hat während ihres Lebens unter zwei schweren Vorwürfen gelitten, dem einen, sie habe durch ihre Taufe das Andenken ihres Vaters verletzt, dem andern, sie habe durch unsittliches Leben die Würde der Frau erniedrigt. Diese Vorwürfe sind auch nach dem Tode der Vielgeprüften von den Meisten wiederholt worden, nur von den Katholiken nicht, die in Dorotheens Uebergang zum Katholicismus eine Sühnung ihres jüdischen Unglaubens und in der religiösen Stimmung ihrer letzten Jahre eine Buße für ihr unregelmäßiges Leben während der Jugendzeit erblickten. Vielleicht indessen findet auch der Historiker, der nicht eine Rechtfertigung, sondern eine Erklärung der Handlungen und des Wesens bedeutender Persönlichkeiten sucht, in den mächtig wirkenden Verhältnissen mehr als in der Schuld der Einzelnen den Grund seltsamen, oft unwürdig scheinenden Gebahrens.

Dorothea Mendelssohn ist am 24. October 1763 in Berlin geboren; sie war erst 15jährig, als sie an Simon Veit verheirathet wurde. Der Bund war kein Bund der Herzen — die jüdischen jungen Mädchen von damals wurden vor Eingehen

Digitized by Google

einer Ehe durchaus nicht nach ihrer Meinung gefragt, — aber er hätte kein unglücklicher zu werden brauchen. Veit war ein eifriger Jude, ein thätiger, vom Glück begünstigter Kaufmann, ein gebildeter Mann, der in Dingen der Kunst ein feines Verständniß bewies, vor Allem ein hochsinniger Mensch, der seinen edlen Sinn und seine thätige Theilnahme auch Denen gegenüber bekundete, die ihm bitteres Leid angethan hatten. Die Ehe war mit Kindern gesegnet; zwei Söhne, Johannes und Philipp, blieben am Leben und haben sich später einen hochgeachteten Namen verschafft. Das Wesen des Mannes, die Existenz der Kinder hätte einer bloß ihrer Pflicht lebenden Frau genügen müssen; für Dorothea, ihre Zeit- und Gesinnungsgenossinnen genügte sie nicht.

Die jüdischen Mädchen und jungen Frauen, zumal die Töchter wohlhabender oder reicher Familien, geistvoll oder schön oder beides zusammen, außer Dorothea z. B. Henriette Herz und Rahel Levin, die beide nicht des Zufalls wegen genannt werden, sondern weil sie wirklich mit Jener in eine Reihe gehören, waren durch ihre Stellung zu einer eigenartigen Entwickelung gelangt. Sie lebten in Häusern, in denen die angesehensten, durch Würde und Geist ausgezeichneten Christen verkehrten, in einer geistigen Luft, die noch ganz von einem schwachen Hauche des Lessing'schen Odems, von einer etwas nüchternen Verstandesaufklärung erfüllt und getränkt war. Berlin, wie überhaupt der Norden Deutschlands, hatte sich von der im Süden so üppig wuchernden Sturm- und Dranglitteratur fern gehalten, Werther fand statt Bewunderer nur Spötter. Indessen, die zurückgehaltene, mühsam zurückgedrängte Bewegung brach sich endlich Bahn. War bisher die Phantasie unterjocht worden, so sollte sie nun als unbedingte Herrscherin schalten; die äußerliche Ehrbarkeit, die man bei den Vätern gesehen, wurde verlacht. In diese geknechteten Seelen zog das Bewußtsein von freier Menschenwürde ein, und doch mußte man täglich sehen, wie ohnmächtig man

Digitized by Google

nicht nur dem Pöbel gegenüberstand, sondern wie rechtlos man im Staate lebte; man las in Goethe's Jugendschriften und Dramen — war doch die Stella zuerst in Berlin gedruckt worden, und veranstaltete doch ein speculativer Buchhändler in Berlin den ersten Nachdruck von Goethe's Schriften — von der überwältigenden Kraft der Liebe, die ohne Scheu an den gefestetsten Lebensverhältnissen, selbst an der Ehe rüttelte, von der Selbstbestimmung des Weibes, das dem Manne als ebenbürtige Genossin zur Seite stehen solle. Sah man sich aber in seinem Hause um, so gewahrte man nichts von Leidenschaft, nichts von Freiheit; die praktischen, emsig thätigen Ehemänner hatten nichts von Romanhelden oder Theaterprinzen an sich, und der Beruf der Frau war nicht Liebe, so wenig ihre Stellung ihnen aus freier Wahl geworden war, sondern Pflicht. Und um die Wankenden vollends zum Falle zu bringen, erschienen die Verführer, geniale junge Männer, voll Geist und Leben, Männer in hohen amtlichen Stellungen oder von bedeutendem literarischen Ruf, schön oder kräftig, Jünglinge, die in der Welt und mit der Welt gelebt hatten und den frischen Hauch des Lebens, nicht die dumpfe Luft der Gasse und des Geschäfts mitbrachten. Alle diese Frauen fielen, nach dem Sinn strenger Moral, denn sie alle, der engen Verhältnisse, die mädchenhafte Sittsamkeit oder eheliche Pflicht bestimmte, überdrüssig, schlossen sich an Fremde an und suchten, geistig oder sinnlich mit ihnen vereint, die Befriedigung jenes Sehnens, das Ehe- oder Familienleben ihnen unausgefüllt ließ.

Dorotheens Versucher war Friedrich Schlegel. Als er nach Berlin kam (1797), wurde er bald durch Schleiermacher und dessen Freundin Henriette Herz bei Dorothea eingeführt. Dorothea ergab sich ihm. Für Schlegel war die Knüpfung eines solchen Verhältnisses nur ein Versuch, seine Lüsternheit zu befriedigen; er war damals der Hohepriester der Sinnlichkeit und verlangte nach einer Frau, die ihm Göttin und

Digitized by Google

Opfer zugleich war; für Dorothea war es ein Reiz, der stärker war, als ihre moralische Kraft, ein dämonischer Zwang, dem sie unterlag. Das Zusammenleben beider konnte erst mit einem Schein von Rechtmäßigkeit beginnen, nachdem die Scheidung von Veit ausgesprochen war; dies geschah 1798. Eine Zeit lang lebten beide in Jena, dann in Paris, wo die Ehe von einem protestantischen Pfarrer eingesegnet wurde, dann in Köln, wo beide Gatten zum Katholicismus übertraten (1808). Sie lebten sodann dauernd in Wien bis zu Schlegel's Tode (1829); nur zwei Jahre der Zwischenzeit brachte Dorothea bei ihren Söhnen, die sich zu tüchtigen christlichen Malern ausgebildet hatten, in Rom zu; in Gemeinschaft mit dem begabten Philipp, der, wenn auch nicht die Religion, so doch den Namen seines Vaters beibehalten hatte und dem zweiten Mann der Mutter niemals die rechte kindliche Gesinnung bezeigte, verbrachte sie ihre letzten Lebensjahre in Frankfurt am Main und starb daselbst 1839.

Der Schritt, der Dorothea aus dem festgefügten Leben ihrer ersten Ehe entriß, sie in das geniale Treiben der Romantiker versetzte, des Lebens Noth und Mühen kennen lehrte, ist später von ihr sehr bereut worden. Bereut in dem Sinne, daß sie erkannte, sie habe heilige Institutionen durchbrochen, die Niemand ungestraft verletzen dürfe, sie habe einem Manne, dessen Geistes- und Herzensgaben sie schmählich unterschätzt, Lebensglück und Lebensfreude geraubt, — denn Veit bewährte sich in hochherziger Art als Freund und Wohlthäter der Frau, die ihn verlassen hatte, und blieb der treu besorgte Vater der Söhne, die durch ihr Abwenden vom väterlichen Hause und vom väterlichen Glauben sein Herz zerrissen hatten —, nicht aber in dem Sinne, daß sie nun Alles vom Gesichtspunkte der Religion betrachtete, oder gar in dem Sinne, daß sie die Liebe zu Schlegel aus ihrem Herzen schwinden fühlte. Manche an Simon Veit gerichtete Liebesworte sind Beweis dafür, wie wehe ihr die schmerz-

Digitized by Google

erfüllte Einsamkeit des wackern Mannes that, z. B. die hübschen, eine Geldbörse begleitenden Verse:

Der Irrthum nie mißbraucht und nie den Schwachen,
Auf Freundes Kosten nie den Reichthum mehret,
Der schnöden Vortheil waget zu verlachen,
Verschmähend tief, was Redlichkeit nicht lehret,
Den Klugheit nur und Fleiß zum Reichen machen,
Der den erworbnen Schatz stets milde leeret —
Zum Füllhorn wird die Gabe seinen Händen,
Das tief bewahrt, um reicher dann zu spenden.

Daß sie aber nicht bloß als fromme Katholikin, der die Ehe ein Sakrament ist, sondern als reife Frau, der die Jugendthorheiten eben als Thorheiten erscheinen, ihren früheren Schritt betrachtete und verdammte, lehrt ihr Ausspruch: „Wie beschämt finde ich mich, wenn ich die Fehler und Sünden meiner Jugend bedenke, und wie ich schon im reifern Alter mit Heftigkeit Alles von mir stieß, was mir mißfiel, Alles an mich riß, was mein leidenschaftliches Herz begehrte.“

Daß sie aber Schlegel liebte, nicht etwa bloß in dem Rausch der ersten Leidenschaft, sondern bis ans Ende, nicht bloß in der pflichtmäßigen Gewöhnung der Genossin, sondern in der hingebenden Zärtlichkeit der Gattin, dafür ist ihr ganzes Leben ein deutlicher Beweis — dafür sprechen Aeußerungen aus den verschiedensten Zeiten. Ihm, „der tief und groß an jeder Sache das Gute herauszufinden weiß“, ihm, dem sie „den männlichen Enthusiasmus für das Wahre und Göttliche“ zuschreibt, ihm schreibt sie 1807, also zehn Jahre nach ihrer Vereinigung: „Deine Blicke sind wie Sterne, die Boten der Sonne, Zeugniß und Bürge ihrer Rückkehr. Denke selber, wie trostlos dunkel meine Wanderschaft geht, wenn sie mir nicht leuchten.“

Von Friedrich Schlegel besitzen wir bis auf einen einzigen, fragmentarisch erhaltenen (1809) keinen Brief an Dorothea. An seiner treuen Gesinnung für die Frau, die

Digitized by Google

ihm Alles geopfert hatte, ist nicht zu zweifeln. Doch berührt es nicht angenehm, daß er in seinen an Andere gerichteten Briefen der Lebensgefährtin so wenig gedenkt. So ist z. B. in seinen kürzlich (1889) veröffentlichten Briefen an den Bruder nicht allzu viel von ihr die Rede.

Ein paar Male erwähnte er allerdings seiner „Freundin“, gedachte ihrer Krankheit, ihrer Abschreiberthätigkeit, sprach wohl auch davon, daß sie ihm das Leben in Berlin erträglich mache, aber das ist so ziemlich Alles. Auch später spielte Dorothea, die übrigens noch während des Jenenser Zusammenlebens von Friedrich einmal „die Veit“ genannt wurde (dort heißt es dann „die vielen unangenehmen Briefe nach Berlin“, die einzige Andeutung der durch diese Verbindung entstandenen Mißverhältnisse), eine nicht sehr bedeutende Rolle. Nur selten bricht Friedrich's inniges Gefühl für die stille Dulderin durch. Als Philipp Veit 1813 sich unter die Freiwilligen einreihen ließ, schrieb der Stiefvater, der übrigens den andern Stiefsohn lange (oder immer?) mit Sie anredete: „Du kannst leicht denken, daß es ihr weh gethan hat, den Philipp von sich zu lassen.. Aber Du weißt auch, wie entschlossen sie immer zu allem Rechten.“ Wahrlich, ein karges Wort der Anerkennung.

Sie dagegen möchte, wie sie einmal mit sehr bezeichnendem Ausdruck sagt, „sein Geselle werden“, d. h. das ausführen, was er für sie zurechtgelegt, sein Thun verstehen und unterstützen, mitthätig sein an seinen Arbeiten. Dies Streben hat sie in redlicher Weise erfüllt; sie verfertigte Uebersetzungen für ihren Mann, lernte mit ihm und für ihn, sie versuchte in seine Ideen einzugehen und wie er zu schriftstellern.

Nur eine größere Probe selbständiger schriftstellerischer Arbeit ist von ihr erhalten, und zwar aus der ersten Zeit, aus dem wilden Taumel des Liebelebens, eine Apotheose ihres Helden und eine Verklärung der Liebe, der Roman „Florentin“.

Digitized by Google

Dieser Roman ist selten recht gewürdigt worden; selbst in Haym's lehrreichem Werke über die „romantische Schule" erfährt er nicht die richtige Behandlung. Man betrachtet ihn meist fälschlicher Weise als ein Gegenstück zu Friedrich Schlegel's „Lucinde"; am weitesten geht wohl Wolfgang Menzel, der über den Roman nur zu sagen hat, daß „der Held in ihm als Maler ein etwas zahmerer Ardinghello ist, der sein weibliches Modell schwängert und nachher in Raserei geräth, weil sie das Kind abtreibt. Dann ein das poetische Recht herstellender schöner Traum von Kindern".

Der Roman „Florentin" erschien Berlin 1801, als „erster Band" bezeichnet, herausgegeben von Friedrich Schlegel. Florentin ist ein junger Mann, über dessen Herkunft und Geburt tiefes Dunkel herrscht. Er soll von den Pfaffen zum Geistlichen erzogen werden, entflieht jedoch, aus Unlust zu diesem Berufe, seinen Erziehern, schließt sich auf seinen Wanderungen, auf denen er von geheimen Aufsehern überwacht wird, aufs Innigste an einen Freund Manfredi an, mit dem er manches Antigeistliche zu unternehmen versucht, geht nach Rom und wird hier Maler. Seines römischen Aufenthaltes wird er aber überdrüssig, als er den verbrecherischen Leichtsinn seiner Geliebten, einer Römerin, erkennt, die wohl die Freuden einer freien Ehe begehrt, aber deren Pflichten nicht auf sich nehmen will, durchzieht als Spielmann, als Vagabund einen großen Theil von Europa, gepeinigt von einem schwer lastenden Gefühl innerer Leere und doch erfüllt von der Ahnung einer höhern Bestimmung, eines großen Lebensberufs, zu dem er sich durch den Kampf für die Freiheit der Amerikaner vorzubereiten gedenkt. Eines der Abenteuer, das er auf seinen Streifereien besteht, wird für sein ferneres Leben wichtig: er rettet nämlich den alten Grafen Schwarzenberg auf der Jagd nach einer wilden Sau, wird in das Haus des von ihm Geretteten aufgenommen und findet in dem Schwiegersohn des Hauses, dem jungen Grafen Eduard, einen

Digitized by Google

Freund, in dessen Braut Juliane ein Mädchen, das sein Herz in gewaltige sündliche Erregung bringt, in der frommen Tante Clementine, wie es scheint, seine Mutter, die freilich auch nun noch das Geheimniß seiner Geburt ängstlich zu wahren beflissen ist. Die drei jungen Leute schließen sich rasch einander an, sie machen gemeinsame Ausflüge, Juliane in Mannskleidern; einmal werden sie vom Regen überrascht, finden in einer Mühle Zuflucht und vertreiben sich die Zeit mit Erzählen von Geschichten aus Wirklichkeit und Geisterreich. Die Neigung Florentin's zu Juliane wird auch von Anderen bemerkt, sie erwirkt ein eifersüchtiges Gespräch zwischen den beiden Verlobten und erzeugt im Herzen Juliane's eine heimliche Neigung, die zwar der leidenschaftlichen Verehrung Florentin's keineswegs entspricht, aber ihr fernere Nahrung zu geben völlig geeignet ist. Daher entflieht er am Hochzeitsmorgen, nachdem er von der Braut eine von ihr gestickte Brieftasche zum Andenken erhalten, und sendet der geliebten Gemiedenen einen Brief, in dem es heißt: „Des Schicksals Schläge stählen und geben Kraft, sich aufzurichten, indem sie niederbeugen, aber der Menschen kleinliche Mißverhältnisse und Mißverständnisse zerstören grausam das Gemüth. Ich segne meinen Eintritt in Euren Kreis, aber ich gehe, damit ihn Niemand verwünsche. Lebe wohl, Eduard, gedenke meiner! Juliane, wer Sie sieht, wird Sie kennen, wer Sie kennt, muß Sie lieben; wer Sie liebt, kann nie aufhören. Bleiben Sie glücklich!"

Florentin reitet in die Stadt, von seiner ersten Liebesleidenschaft nicht so sehr erfüllt, daß er nicht alsbald eine neue Liebelei mit Betti, der Nichte der Frau Clementine, beginnen könnte. Dieses Mädchen ist aber mit einem Rittmeister von Walter verlobt, von dessen rohem, großsprecherischem, edler Kunst und höherm Lebensgenuß feindlichem Wesen sie viel zu leiden hat, wird angebetet von einem Andern, dem Doctor, einem ernsten, feinen, für Musik begeisterten Mann.

Digitized by Google

Dieser wird Florentin's Freund, obwohl er viel idealer und schwärmerischer ist als er; der Rittmeister sein Feind, theils weil er das von ihm begehrte Wesen besitzt, theils weil er in seinen Leidenschaften und Fehlern sein eigenes, freilich verzerrtes und verrohtes Abbild ist. In Folge dieser Feindschaft kommt es, natürlich aus kleinlichen Veranlassungen, zwischen den Gegnern zum Kampfe; auf Betti's Hülfegeschrei kommt der Doctor; die Kämpfenden werden getrennt. Unterdeß sind Eduard und Juliane, wahrscheinlich auf ihrer Hochzeitsreise, zur Stadt gekommen. Der Roman schließt: „Eduard ging dem Doctor im Garten nach; da sie nun daselbst Alles still fanden, so gingen sie von der andern Seite der Terrasse am See hinunter und suchten an dem bestimmten Ort den Kahn, der zur Ueberfahrt immer bereit war; da sie ihn aber nicht fanden, vermutheten sie sogleich, daß Florentin sich nach dem Hause des Doctors übergesetzt hatte. Sie eilten zurück, ließen anspannen und fuhren hinaus. Florentin war nirgends zu finden."

Man sieht aus dieser Darlegung, daß der Inhalt des Romans dürftig ist. Indessen, nicht die Erzählung, sondern die Charakterschilderung ist die Hauptsache. Für die Nebenpersonen nun genügen wenige Striche; mit Vorliebe und Geschick ist nur der Hauptheld Florentin geschildert. Dieser, in dem neugierige Kritiker wohl zeitgenössische Persönlichkeiten, z. B. Eduard d'Alton, zu sehen meinten (vgl. unten S. 139), braucht nicht nothwendig Friedrich Schlegel zu sein; er ist das Ideal der Männer und Frauen der damaligen Romantik, „der schöne Leichtsinn", wie er einmal im Roman selbst genannt wird, ein Thatenlustiger, der thatenlos durch's Leben geht, ein Sinnenmensch, der kein Bedenken hat, eine Frau auf Probe zu nehmen, und ein so geringer Verehrer des festen Gefüges der menschlichen Gesellschaft, daß er sich kein Gewissen daraus macht, einem Mörder, dessen Schuld er erkennt, durchzuhelfen. „Er hat die zarteste Schen für die Sinnenfreiheit anderer Personen", heißt es

einmal von ihm, aber er verlangt diese Freiheit auch für sich. Es ist theilweise das Thema der Wahlverwandtschaften, das hier berührt wird; auch hier sind es beide Male verlobte Mädchen, nach denen der Held begehrt, und derentwegen er äußere Leiden und innere Schmerzen zu ertragen hat. Die Sühne jedoch, die in Goethe's Roman dem Vergehen folgt, bleibt hier fort, wobei dann freilich zu bedenken ist, daß der Roman unvollendet ist und eben wegen der bald eintretenden Veränderungen in den sittlichen und religiösen Anschauungen der Verfasserin nicht in der Weise, wie er begonnen war, hätte vollendet werden können. Aber allerdings, der sittlichen Hoheit der Goethe'schen Darstellung gegenüber herrscht hier eine bemerkenswerthe Frivolität, nicht bloß darin, daß in Gegenwart von Frauen bedenkliche Dinge erzählt, sondern darin, daß sie von einer Frau erfunden und berichtet werden. Es geht schon ziemlich weit, wenn Florentin, von einem galanten Abenteuer in Venedig sprechend, auch die kleinen Details des Umgangs berührt; aber es grenzt ans Unbegreifliche, wenn derselbe, von seinem römischen Leben referirend, meldet, er sei verheirathet gewesen, und auf die verwunderte Frage des einen Zuhörers: „wirklich getraut?“ mit dem schlechten Witz antwortet: „Wahrscheinlich traute sie mir, und ich habe ihr nur zu viel getraut.“

Nach solchen frivolen Stellen indessen darf man den Roman nicht beurtheilen. Er soll keine Verklärung der Sinnlichkeit und keine Verherrlichung gemeiner Lust sein. Vielmehr ist er eine Darstellung der peinigenden Unzufriedenheit mit den Zuständen der Welt und des mächtigen, unklaren Verlangens nach anderen, besseren Verhältnissen, sodann eine Lobpreisung wahrhafter, Herz und Sinn gefangennehmender Liebe. Ersteres, das in der Gesammtschilderung der Persönlichkeiten zum Vorschein kommt, zeigt sich auch in einzelnen Aeußerungen, z. B. einer Rede Florentin's: „O alle ihr Vortrefflichen, Auserkorenen, ihr wißt doch mit euern

Digitized by Google

angestrengtesten Kräften nichts Anderes zu thun, als die zahllosen Plagen zu erleichtern, die ihr einander zufügt! Unter meiner plumpen Hand aber zerrisse das künstlich gefügte Gebäude, dessen Thürme sich prahlend in die Wolken heben, während sein Fuß im Treibsande wankt. Möchte es mir nur einst gelingen, mir eine niedere, feste Hütte zu erbauen, die Sturm und Wogen trotzt und auch dem Rütteln meiner eigenen muthwilligen Hand widersteht!"

Letzteres offenbart sich namentlich in Briefen und Gedichten, welche, nicht ohne Absicht, in das Werk eingestreut sind. Einige der letzteren (S. 36—40, 251—255), obwohl sehr schön, sind zu lang, um mitgetheilt zu werden; nur zwei Strophen (S. 76 f., 78) mögen hier Platz finden. Die eine spricht von dem Ungemach, das die Liebe bereitet, und lautet so:

Sie ist mir fern, wie soll ich Freude finden!
Ich kann dem Kummer nur mein Leben weih'n.
Wie um den Baum sich üppig Ranken winden,
Die Nahrung raubend seiner Krone dräu'n,
So, fern von dir, mich Sorg' und Unmuth binden,
Daß keine Erdenlust mich kann erfreu'n.
Fragt nicht, warum mein Sinn so rastlos eilt;
Für mich ist nirgends Ruh, als wo sie weilt.

Die andere preist das Glück der Liebe und hat folgenden Wortlaut:

Ich bin dir nah, wie soll die Wonn' ich fassen,
Die mir aus deinen lieben Augen winkt!
Als sollt' ich nimmermehr dich wieder lassen,
Wenn voll Verlangen Herz an Herz nun sinkt,
So soll mein Arm den holden Leib umfassen,
Indeß mein Mund der Liebe Thränen trinkt.
O Glück der Liebe, seliges Entzücken!
Geschenk der Götter, Menschen zu beglücken!

Die Sprache des Werkes ist schön, die Schilderung an manchen Stellen von hervorragender Bedeutung, sowohl dann, wenn die Schriftstellerin schalkhaft und munter ist, z. B. in den Gesprächen des Müllers und der Müllerin, die während

Digitized by Google

des Aufenthalts der drei jugendlichen Gesellen in der Mühle geführt werden, oder wenn sie ernst und von dem Gegenstand selbst ergriffen ist, z. B. in der wunderbaren Schilderung der Kirchenmusik, welcher die fromme Clementine beiwohnt, und des Eindrucks dieser Musik auf ihr Gemüth.

Trotz dieser und anderer Schönheiten fand der Roman nur bei den unbedingten Parteigängern völlige Anerkennung. Die Großen verhielten sich kühl dagegen; Schiller rühmte nur das Mechanische darin, „die hohle Form", und Goethe schloß sich diesem Urtheil an.

Daß Caroline Schlegel, die ihrer Schwägerin überhaupt nicht hold war, auch dies ihr Werk, nicht übermäßig günstig beurtheilte, versteht sich von selbst. Außer kleinen hämischen Bemerkungen über den Roman findet sich aber in ihren Briefen eine längere Stelle, die literarhistorischen Werth hat, weil sie Streiflichter auf die Modelle fallen läßt, welche Dorothea in ihrer Dichtung benutzte. Caroline schreibt nämlich einmal an W. A. Schlegel (Caroline hgg. v. Waitz, II, 122; Jena 6. Juli 1801): „Lieber Wilhelm, welch ein Spaß! In diesem Augenblick wird mir ein Brief gebracht, ob er hier ins Haus gehöre, à Mr. Eduard d'Alton ches Mr. le Professeur S., und weiß ich freylich was daran ist. Eduard ist der Liebhaber, den Mad. V[eit] vor einigen Jahren hatte, das Urbild vom Florentin, dessen Portrait sie besaß und dessen Geschichte sie Augusten so überflüssig erzählte. Sie wurde nachher etwas dafür bestraft — jene Zeilen, die Florentin Julianen zurückläßt, hatte ihr dieser Eduard geschrieben, und da sie nun das Manuscript vorlas, erkannte Auguste sie sogleich und berief sie mit dem herzlichsten Unwillen darüber, daß sie so Preis geben könne was ihr Jemand geschrieben, den sie lieb gehabt hätte, sie sagte ihr gradezu: Pfui, Mad. V., nun kann ich Sie gar nicht mehr leiden! Die V. wollte einlenken, leugnen, daß die Zeilen wirklich von dem Eduard kämen, aber das machte es

natürlich für Auguste nicht besser, und die Lektüre wurde ganz aufgehoben. Dieser Eduard Alton war schon einmal zu Friedrichs Zeit in Berlin und ging damals nach Amerika — jetzt ist er mit ihnen von Leipzig hergekommen. Mir ist übrigens unbegreiflich, woher das Gespräch mit Henriette kommt."

Eine andere Kritik aus diesem Kreise, die gleichfalls erst vor einigen Jahren (1879) zum ersten Male gedruckt worden ist, soll hier mitgetheilt werden, weil sie von einer hochbegabten und feinsinnigen Frau, Charlotte von Schiller, herrührte. Sie lautet so: „Ich muß gestehen, der Roman hat mich erfreut, trotz seines ragouts aus Meister, Sternbald u. s. w. Es ist doch ein eigenes zartes Wesen darin, das Einem Interesse erweckt. Es ist artig zusammengestellt; man sieht auch den Diebstahl nicht so sichtlich, d. h. absichtlich, sondern nur, daß diese Idee ihr sehr lebhaft war, und sie keine andere Form des Darstellens aufsuchen mochte.

„Der Held ist mir fatal, und die Geschichte von ihm selbst, zumal die Geschichte seiner Liebschaft in Rom, ist mir so widrig. Man sieht das ungebundene Gemüth der Verfasserin darin, die sich aus Freigeisterei über das Sittliche hinwegsetzt . . .

„Und mich wundert es eigentlich, daß manche Dinge nicht stärker ausgesprochen sind, und sie hat die zarte Weiblichkeit doch nicht zerstört in sich oder den Ausdruck dafür sich erhalten. Einen gebildeten Verstand sieht man in demselben. Nach ihren Briefen von ehedem hatte ich mir immer mehr Tiefe als Fläche erwartet, aber das Ganze hat etwas sehr Gefälliges, das Einen besticht und einen angenehmen Effect macht."

„Nach ihren Briefen von ehedem." Das Wort ist höchst charakteristisch für die Frauen jener Zeit. Ihnen war es ein Bedürfniß, Briefe zu schreiben, es bildete einen Theil ihrer Lebensaufgabe. Manche brachten es in dieser Thätigkeit zu

Digitized by Google

hoher Vollendung, wie die anmuthig plaudernde, geistreich räsonnirende Caroline Schlegel, Dorotheens viel umhergetriebene Schwägerin, vielleicht an Weltklugheit und Scharfsinn ihr überlegen, an Herzensbildung und Aufopferungsfähigkeit tief unter ihr stehend; oder wie Rahel, die eine Welt von Gedanken in ihren Briefen niederlegte, über Alles originell dachte und vor dem krassesten Urtheile nicht zurückscheute: eine Frau, deren Herz so groß war, wie ihr Geist, deren Feuerseele auch im Alter stets aufs Neue emporzulodern schien. Mit diesen ihren Zeitgenossinnen und Schicksalsschwestern läßt sich Dorothea an geistiger Selbständigkeit nicht vergleichen; sie steht nicht wie jene im ersten Treffen, aber sie will auch nicht dort stehen; sie lebt nur für sich und die Ihrigen, sie denkt nicht an die Fernstehenden und nicht an den Ruhm.

„Ich bin ganz unschuldiger Weise," bekennt sie einmal, „berühmt geworden: bloß durch mein Leben, eine Art von ausgezeichnetem Schicksal; aber ich that Alles, was ich that, ohne alle Absicht auf Ruhm, oder um berüchtigt zu sein, sondern ich bekenne es ehrlich ganz unbefangen, bloß zu meiner eigenen Selbstzufriedenheit, ohne nur im Geringsten an die Welt zu denken."

Trotzdem sind ihre Briefe, von denen zwei Bände gedruckt worden sind — ein dritter, der vor nun 16 Jahren versprochen wurde, steht noch immer aus — durchaus der Veröffentlichung werth. Es sind Briefe und Betrachtungen, denn auch Tagebuch-Einzeichnungen sind bei einer Frau des 18. Jahrhunderts selbstverständlich, die ein selbständiges geistiges Leben verrathen und eine Fülle origineller Betrachtungen enthalten. Die Erzählerin des „Florentin" hat die Sprache in ihrer Gewalt; sie weiß realistisch, manchmal sogar nicht ohne Derbheit, darzustellen; sie findet leicht den poetischen Ausdruck.

Aber zwischen der Verfasserin des Romans und der

Digitized by Google

Schreiberin der meisten Briefe ist ein großer Unterschied. Damals war Dorothea ein Weltkind gewesen, das vom Judenthum nichts wissen wollte; nun ist sie eine Gläubige, die nicht nur äußerlich den Religionswechsel vollzogen hat, sondern innerlich von tiefster Sehnsucht nach dem Katholicismus erfüllt ist. Indessen ist sie weit entfernt von dem Eifer der Apostaten, sich von ihren früheren Religionsgenossen abzuwenden, vielmehr empfindet sie lebhaft die den Juden durch Wort und That angethane Schmach und ist empört von einer Behauptung des Moniteur, daß alle Juden, einige wenige Aufgeklärte ausgenommen, Wucherer seien. Sie ist tief religiös; in ihrem Durchdrungensein von religiösen Gesinnungen leugnet sie die Möglichkeit des Unglaubens; nur den Zweifel, die Ungewißheit hält sie für möglich, aber nicht für existenzberechtigt, denn sie sei eine niedrige Stufe, von der man sich zu einer höhern erheben müsse. Wie Friedrich Schlegel, und mit ihm alle Vertreter der Romantik, lange vor seinem wirklichen Uebertritt katholische Gelüste hatte, so ist auch sie in ihrem Herzen dem Katholicismus zugethan, lange bevor sie das Glaubensbekenntniß abgelegt hat.

Daß es überhaupt zu dem Ablegen eines solchen kam, ist hauptsächlich ihre Schuld oder ihr Verdienst, denn Schlegel zauderte, theils aus Rücksicht auf seine alte protestantische Mutter, theils aus Bedenken vor dem Gerede der Welt. Als der Schritt dann geschehen war (April 1808), jubelte sie; in einem Briefe an ihren Mann (Pfingsten 1808), heißt es: „Voriges Jahr waren wir zusammen in der hohen Messe im Dom; ich konnte mich damals der Thränen nicht enthalten, als ich neben Dir kniete und den heiligen Geist um seine Gaben anrief und um Hülfe bat zu unserem Vorhaben. Du frugst mich, warum ich geweint hätte, ich hatte aber keinen rechten Muth, es Dir zu sagen, ich ward aber erhört! Dieses Jahr vergieße ich frohe Thränen des innigen Dankes für mein großes, nie verdientes Glück.“ Diese Gesinnung

Digitized by Google

blieb ihr, nicht bloß in dem ersten Enthusiasmus des Convertiten; sie erfüllte ihr Leben und Denken. „Die Kirche," so heißt es einmal, und ähnliche Ausführungen finden sich sehr zahlreich in ihren Briefen, „ist allein das wahre Licht der Wahrheit und Weisheit; Alles, was Menschenwitz sonst erdacht in Philosophie und Speculation, muß wie kunstvolle Gänge durch mancherlei Eingänge in den Mittelpunkt des Lichts, in den allein seligmachenden Glauben der Kirche zusammenführen; geschieht dies nicht, so ist es ein Irrgang, der uns in zweckloser Verworrenheit bald tiefer, bald äußerlicher umherleitet, bis er uns wieder hinausführt, wo wir uns wieder in derselben Leere ausgestoßen sehen, von wo wir zuerst einen Eingang gesucht." Weltliche Studien standen in ihrer Meinung tief unter geistlichen; sie warnte vor der Afterphilosophie und mahnte zur Betreibung der heiligen Philosophie; nur in der Gemeinschaft der Geweihten sei das Heil; „unter dem hochmüthigen, streitsüchtigen Pöbel aber wird der Messias nicht erwachen." Trotz dieser geistlichen Gesinnung sah sie, die Tochter Mendelssohn's, der ja auch ein Priester seines Gottes war, ohne Geistlicher zu sein, nicht in dem geistlichen Stande das einzige Heil, vielmehr war sie es, die ihren beiden Söhnen die aufkeimende Neigung zum Priesterstande zerstörte. „In einem jeden Stande," so schrieb sie dem Einen, „hat Christus uns die Macht verliehen, uns und unser Leben ihm zu heiligen und was wir in seinem Namen beginnen und mit seiner Hülfe ausführen, das ist geistlich und heilig."

So gehörte sie der Welt an und betheiligte sich an den Angelegenheiten der Welt. Sie war dem Vaterlande ergeben und mahnte zu seinem Dienste. Vaterland war ihr nun freilich nicht ihr Geburtsland Preußen, gegen das sie vielmehr seiner stark ausgeprägten protestantischen Tendenz wegen eine Art Widerwillen hatte, dergestalt, daß sie von einem preußischen Muth nichts wissen wollte und selbst die

Digitized by Google

Aufopferung der Königin Luise für „Theatermuth“ erklärte; auch nicht das zu ihrer zweiten Heimath erkorene Oesterreich, das durch seine Institutionen zu wenig ihrer freiheitlichen Auffassung entsprach, sondern Deutschland. In den Zeiten von Deutschlands tiefer Schmach empfand sie Jammer und Elend, als wären es ihre eigenen. „O mein armes Land!“ so lautet eine Tagebuchinschrift aus dem Juni 1807 — „Wer bin ich, daß ich ein Vaterland zu haben glaube? O, armes Deutschland, arme Welt! Du leidest so schwer, so bitterlich und weißt es nicht, warum, und suchst die Ursache hier und dort und findest sie nicht, weil du sie nicht in dir selber suchst? O wer dir doch die Augen öffnete; wo ist der Prophet? Er könnte dir mehr nützen, als tausend Heere, als gräßliche Schlachten.

„Denn die Gegenwart ist für dich verloren, und du kannst nur für die Zukunft ringen, und wer soll dich lehren, wie du es thun sollst? wer erzieht deine blinde, wieder Kindheit gewordene Unvernunft? Wird kein Prophet kommen, der den künftigen Helden, den künftigen Retter bildet? Das wäre eure rechte, eure glorreiche Bestimmung, ihr Dichter und Weisen, und ihr wäret mehr als Zehntausende, die nicht wissen, was sie thun sollen und nicht, für wen und nicht für was.“ Sie apostrophirte dann sehr lebhaft gegen die bei den Verzweifelten damals sehr verbreitete Meinung, daß durch die Tödtung Napoleon's das Heil erlangt werden könne, theils in der Ueberzeugung, daß jeder Mord eine Sünde sei, theils in dem Glauben, daß nur langjährige innere Buße und Besserung die Schande verwischen könne, die durch eigene schwere Verschuldung erzeugt worden sei.

Zum Schlusse dieser merkwürdigen Prophezeihung heißt es dann: „Betet, lernt, lehrt, arbeitet der Zukunft treu in die Hände, die glanzvoll leuchten wird; dazu allein ist die Gegenwart jetzt bestimmt. Ihr Kleingläubigen, was wollt ihr eure reinen Hände an ihn legen! Seht ihr denn nicht,

Digitized by Google

daß er selbst sein Grab gräbt, daß er seinem Untergange selbst entgegen gehen muß? Oder meint ihr, die Geister der Hölle würden ihn allein sonst verschonen, meint ihr, der Wald von Dunsinan würde nicht kommen; der Mensch würde ausbleiben, der nicht vom Weibe geboren ward, um ihn zu schlagen."

Trotz dieser Anschauungen, die eine eigenthümliche Mischung politischer Erkenntniß und Voraussicht und schwärmerischer, mit mancherlei mythologischen Spielereien verbrämter Messiashoffnungen verrathen, gehörte Dorothea zu den Frauen, die bei dem nun wirklich beginnenden Völkerkampfe die Jünglinge zur Erfüllung ihrer patriotischen Pflichten anspornten und die keine Klagen darüber erhob, daß auch ihre beiden Söhne dem Rufe des Vaterlandes folgten.

Nun verfolgte sie mit ängstlicher Spannung, der Angst der Mutter und der Sorge der Patriotin die Entwicklung des Riesenkampfes; sie verzagte nicht bei den ersten Niederlagen, jubelte bei den Siegen, waren ihr doch diese Erfolge nicht bloß Triumphe der Waffen, sondern Scenen des großen Gottesgerichts, das eintreten mußte, und Bürgschaften für eine freiheitliche Entwicklung des Vaterlandes.

Denn eben die Freiheit lag ihr am Herzen. Sie verlangte Preßfreiheit, sie begehrte eine gesunde Entwicklung der Volksrechte; ihr Haß gegen Napoleon war nicht die Empörung der Deutschen gegen den französischen Imperator, sondern die Abneigung der freiheitlich Gesinnten gegen den Tyrannen. Daher war sie schon lange, bevor der Hauptschlag geführt worden, Napoleon's erbitterte Feindin, selbst da sie in Paris lebte, auch den unmittelbar auf sie einwirkenden Lockungen des Glanzes und der Macht widerstehen mußte, und war entzückt über das muthige Auftreten Carnot's gegen den Kaiser (1804).

Sie unterschied indessen streng zwischen wahrer und falscher Freiheit; der Zustand, der bei den Franzosen herrsche,

Digitized by Google

sei libertinage, nicht liberté, Zügellosigkeit im Reden, aber nicht wirkliche Freiheit des Handelns.

Jedoch, Dorothea war nicht eine ausschließliche, nicht einmal eine vorwiegend politische Natur. Vielmehr trat das literarische Interesse durchaus bei ihr in den Vordergund; ihre Briefe, mehr noch ihre Tagebücher wimmeln von Bemerkungen über Schriftsteller und neu erschienene Werke.

Sie schwärmte nicht bloß für die Schriften ihres Mannes, sondern war besonders eingenommen für die poetischen Productionen der jüngeren Romantiker, Fouqué und Eichendorff. Während ihr Friedrich unter den Menschen wie eine Orgel unter den Instrumenten erschien, war ihr Tieck eine Harmonica, zu der man die Stimmung mitbringen muß, und auf der man nur wenige Stücke spielen kann; von Jean Paul meinte sie, er fasse oft die beiden äußersten Enden zusammen und glaube dann das Weltall zu umfassen, und ein ander Mal, er sei wie ein Handwerker, der mit rauhen, ungewohnten Händen irgend einen Schmuck oder Kopfputz anfasse, den er nicht gern verderben möchte.

In dieser Weise hatte sie an den Berühmtheiten ihrer Zeit Manches auszusetzen, ebenso wie sie, die von Autoritätsglauben völlig Freie, Meisterwerken der vergangenen Zeit ziemlich kühl gegenübertrat, z. B. den Muth hatte, Pascal's „Gedanken" herzlich langweilig zu finden. Mit noch geringerer Scheu wagte sie sich an die Berühmtheiten zweiten Grades. Th. Körner gefiel ihr gar nicht, theils wegen seiner Nachahmung Schiller's, für den sie wie die Romantiker überhaupt keine rechte Würdigung besaß, theils wegen seiner allzu flüchtigen Production. Seine Ernennung zum Wiener Theaterdichter begleitete sie mit den harten und ungerechten Worten: „Das wird nun wohl so viel heißen, als: er wird früher noch, als sonst geschehen wäre, recht sanft wieder eindämmern in die allerkotzebueschste Gewöhnlichkeit. Ohne diese Fortuna, die er wohl seiner Handfertigkeit und seinem fami-

Digitized by Google

liären Umgang mit den Schauspielern verdankt, hätte er sich doch wohl noch um einige Stufen höher bringen können." Auch Werner, der Schicksalstragöde, behagte ihr sehr wenig; trotzdem sie den „24. Februar" als sein vollendetstes Werk erklärte und ihn selbst als Dichter anerkannte, gestand sie, er sei ihr durchaus antipathisch und erläuterte dies Bekenntniß mit den Worten:

„Es ist kein Leben, kein warmer Hauch, keine Natur, kein Glauben und kein Gefühl, keine andere Bewegung, als die man bei einem todten Frosch noch durch den Galvanismus hervorzuckt. Es ist die Sünde und die kalte, kalte Hölle. Pfui!"

Während in solchen und manchen anderen Urtheilen eine gewisse objective Meinung zum Ausdruck kam, tritt häufig genug die völlig subjective Stimmung hervor. Niemals entschiedener als in der Beurtheilung von Friedrich's Bruder, des August Wilhelm von Schlegel, gegen den in Friedrich's Hause ein ähnlicher Antagonismus bestand, wie in Wilhelm's Hause gegen Friedrich und die Seinen. Nie ist Dorothea schärfer und wahrer, als wenn sie von Wilhelm redet, wenn sie einmal bedauernd von ihm sagt: „Er verdient es nicht, so viel Talent zu haben," und ein ander Mal mit beißender Ironie bemerkt: „Er ist ein großer Kritiker; schade, daß er kein Urtheil hat."

Auch über Goethe sprach sie viel. Dorothea hatte in Berlin im Kreise der Goethe-Enthusiasten gelebt und war durch ihren zweiten Mann in denselben Kreis gebannt geblieben; trotzdem hatte sie niemals zu den unbedingten Goetheschwärmern gehört.

Allerdings war sie über alle Maßen entzückt, als sie (1792) Goethe zuerst sah; sie dünkte sich erhoben, als sie von ihm durch einen Blick ausgezeichnet wurde und mit ihm spazieren gehen durfte. „Er hat einen großen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben

10*


Digitized by Google

mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment." Andererseits war sie später, nachdem Goethe Schlegel's Verdienst um die altdeutsche Malerei nicht anerkannt und heftige Aeußerungen gegen das Christenthum gethan hatte, sehr erbittert gegen ihn, so daß sie sich, nachdem sie ihm Gemüth, Liebe, Jugendkraft abgesprochen, zu der Aeußerung verstieg: „Eine Stelle ist darin [in einem übrigens gar nicht von Goethe herrührenden Aufsatz] über das Christenthum als Gegenstand der Malerei; diese ist nicht allein das klare, kecke Geständniß seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Schreibart so über alle Maßen platt und bierbrudergemein, daß ich beim Lesen heftig darüber erschrocken bin; es war mir zu Muthe, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Koth zu wälzen." So heftig jedoch diese Aeußerungen sind, so zeigen sie doch noch Reste jener alten Verehrung und waren anderntheils vorbereitet durch frühere Andeutungen. Dorothea übertrug nämlich nicht spätere Anschauungen auf eine frühere Periode, wenn sie in der Zeit ihres ausgeprägten Goethehasses die Behauptung aussprach: „Ich habe, seitdem ich Goethe kenne, immer ein Mißtrauen gegen ihn gehabt." Denn in der That, trotz aller Verehrung, die sie Goethe zollte, erkannte sie von vornherein Manches an ihm, das sie zu einer vollkommenen Uebereinstimmung und Bewunderung nicht kommen ließ. Schon aus der frühesten Zeit, ziemlich kurz nach der oben mitgetheilten Aeußerung über die erste Begegnung, stammt eine höchst merkwürdige Tagebucheinzeichnung, welche die Doppelstellung gut charakterisirt: „Für mich ist der ‚Meister' ein Buch, das ich verehre, studire, immer wieder und wieder lese, das mir nicht vom Tisch und nicht aus dem Gedächtniß kömmt, das aber meiner innersten Natur so gerade entgegen ist, daß ich wohl sagen muß: Ich verstehe es nicht. Goethe selber macht mir den Eindruck wie der ‚Meister'." Ihr, der

Digitized by Google

leidenschaftlich erregten, der subjectiven, mit einem Worte der romantischen und religiösen Natur konnte das klare, objective, classische, heidnische Wesen Goethe's nimmermehr zusagen.

So gerne nun auch Dorothea über literarische Dinge dachte und sprach, so wollte sie doch der Zunft nicht angehören, nicht unter den berühmten Frauen glänzen, sondern setzte ihren Ehrgeiz darein, im Hause zu wirken und den Ihrigen zu leben. Sie war eine ausgezeichnete Mutter, die der schwierigen Aufgabe, die Söhne in kindlicher Liebe zum Vater (Veit) zu erhalten und ihnen Achtung und Verehrung für den väterlichen Freund (Schlegel) einzuflößen, vollkommen genügte, sich jedes kleinen und großen Erfolges der Söhne erfreute und trotz allen Stolzes, den sie über dieselben empfand, sie in ihrer Bescheidenheit zu erhalten wußte, an allen ihren Bestrebungen den innigsten Antheil nahm, eifrigst beflissen, sie zur Wahrheit anzuleiten und in der Wahrheit zu festigen. Sie war für Schlegel eine vortreffliche Gattin. In ihr war nichts Freigeistiges, nichts Emancipationslüsternes. Sie verlangte für die Frau keine Vorrechte, weder moralische noch etwa gar politische; als Aufgabe der Frau erschien ihr, die Herrschaft im Hause zu üben und Interesse, ja Theilnahme an den Geschäften des Mannes zu zeigen. Durch solche Theilnahme aber sollte die Frau nur Genossin, nicht Herrin werden. Zur Charakterisirung dieser Stellung brauchte Dorothea ein Wort, das die rasch über sie Aburtheilenden gewiß nicht von ihr erwarten. „Und er soll dein Herr sein. — Diese Worte des Schöpfers sind nicht Moralgesetz, sondern Naturgesetz und als solches liebevolle Warnung und Erklärung. Es können Frauen durch die unvernünftige Herrschaft der Männer unglücklich sein; ohne diese Herrschaft sind sie aber auf immer verloren, und das ohne alle Ausnahme.“

Sie sprach aus Erfahrung. Sie selbst hatte seitens ihres ersten Gatten, obwohl dieser ein verständiger, edel denkender

Digitized by Google

und hochherzig handelnder Mann war, jene Herrschaft nicht gefühlt, d. h. jene geistige Superiorität, der man sich beugen muß, und deshalb war sie verloren. Aber sie erkannte ihre Schuld. Ihr Leben war ihr eine Buße. In strenger Pflichterfüllung, in dem ernsten Sinn, den wahrhaft religiöse Gesinnung weiht und heiligt, suchte sie die große Schuld vergessen zu machen, die nicht allein ihr anzurechnen ist, sondern den düsteren Verhältnissen, in denen sie lebte. In diesem Sinne durfte sie auf sich die Verse der Maria Stuart anwenden, die von ihrer Hand geschrieben sich in ihren Papieren vorfanden:

Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen: falschen Schein
Hab' ich verschmäht mit königlichem Freimuth.
Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen: Ich bin besser als mein Ruf.[17])



Digitized by Google



VII.

Karoline von Günderode[18]).

„Wie beträgt man sich in Hinsicht Deiner Autorschaft gegen Dich? Ich fürchte die Gemeinheit meiner Vaterstadt.“ Also schrieb 1804 Lisette Nees von Esenbeck geb. von Mettingh an ihre intime Freundin Karoline von Günderode.

Die Schreiberin, eine Frankfurterin, lebte damals, jung verheirathet, mit ihrem Gatten, dem bekannten Naturforscher in Sickershausen bei Würzburg; die Adressatin, zwar nicht in Frankfurt, sondern in Karlsruhe geboren 1780, lebte seit 1786 in der Nähe Frankfurts, seit 1797 in dieser Stadt, als Insassin des evangelischen Cronstettischen Damen-Stifts. Im Sinne der Schreiberin und Adressatin bedeutet „Gemeinheit“ in unserer Stelle: Gleichgültigkeit, ja Verachtung gegen die Hauptideen der Romantik.

Darin hatte die Schreiberin gewiß Recht, daß Frankfurt für das romantische Treiben kein rechtes Verständniß besaß. Ein Sitz der Romantik, wie etwa Jena, Heidelberg, Würzburg und zu gewissen Zeiten Berlin, wurde Frankfurt niemals. Die wenigen Romantiker, die Frankfurt entstammten, die

Digitized by Google

Geschwister Brentano, von denen unten noch die Rede sein muß, blieben zur Zeit der Reife, ja schon als sich ihnen die Schwingen regten, nicht in Frankfurt; ihre romantische Neigung schrieb sich gewiß nicht vom Vater her, dem wackern, aber recht unromantischen Herrn Peter Brentano, wenn auch italienisches Blut in seinen Adern floß, sondern von der Mutter, der schönen und unglücklichen Maximiliane, die schon von ihrer Mutter Sophie La Roche, der Romantikerin vor der Romantik, Natur und Eigenart empfangen hatte.

Eine erschöpfende Definition der Romantik läßt sich nicht geben, und eine noch so umsichtig gegebene wird nie vollständig auf eine eigenartige, ganz ausgebildete Persönlichkeit passen. Wenn daher auch Manches, was die Romantiker kennzeichnet, z. B. ihr Widerwille gegen Schiller, oder Anderes, ihre Hinneigung zum Mittelalter, ihr Liebäugeln mit dem Katholicismus, bei Karoline von Günderode nicht zutrifft, so theilt sie vielerlei mit den Romantikern: Vaterlandsliebe, Naturschwärmerei, Schwelgen in Freundschaft und Liebe. Besonders darin jedoch war sie den Romantikern verwandt, daß die Phantasie bei ihr vorherrschte über den Verstand, daß sie, dem wirklichen Leben entfremdet, sich ein unwirkliches, ein eingebildetes gestaltete. Ging sie auch nicht so weit, wie manche ihrer romantischen Schwestern, sich über die bürgerliche Moral hinwegzusetzen und sich ganz ihrer Leidenschaft hinzugeben, so ging ihr Begehren doch über das Gewöhnliche heraus; als sie jedoch erkannte, daß sie das Ziel ihrer Sehnsucht nicht erreichen könnte, gab sie sich selbst den Tod. So ist ihr Leben ein Abbild der Zeit. Auch ihr Dichten stellt sie, ohne ihr einen Platz unter den Höchstbegnadeten zu gewähren, doch würdig neben die Begabteren unter ihren Schwestern. So lohnt es sich wohl, auf Dichten und Leben des merkwürdigen Mädchens, das bisher selten wirklich gewürdigt wurde, einzugehen.

Digitized by Google

I.

Die Dichtungen der Karoline von Günderode erschienen nicht unter ihrem Namen, sondern unter dem Pseudonym „Tian". 1804 wurden als Buch „Gedichte und Phantasien", 1805 „Poetische Fragmente" veröffentlicht, gleichfalls 1805 zwei Dramen in Daub und Creuzer's Studien Bd. I, 1806 ein Drama in dem Frankfurter Taschenbuch für dieses Jahr. Drucklegung der nicht in Zeitschriften publicirten Beiträge bei einem Frankfurter Drucker übernahm der schon genannte Nees von Esenbeck. Vielleicht war er es auch, der das Pseudonym beschaffte, und der in die Jenaer Literaturzeitung, die damals unter Goethe's Aufsicht erschien, eine warme Empfehlung seiner Schutzbefohlenen einrückte, ohne ihren Namen zu nennen. Aber dieses Schweigen nützte ebensowenig wie das Lob. Trotz des Schweigens wußte man allerwärts — denn damals war das literarische Interesse wirklich ein allgemeines —, daß eine junge Frankfurter adelige Dame sich unter dem Pseudonym verbärge. Trotz des Lobes, das auch Goethe, freilich in einem Briefe und auch nur bedingt, unterschrieb, hatten die Schriften keinen lauten Erfolg. Sie wurden vielmehr in Kotzebue's Zeitschrift „Der Freimüthige", dem hauptsächlichen antiromantischen Organ, bekämpft, vor allen Dingen aber zeigten sie das geringe Maß ihres Erfolges dadurch, daß sie nicht neu aufgelegt wurden. Sie sind, trotzdem sie 1857 in einer Sammlung vereinigt wurden, heute ziemlich verschollen. Damals freilich erhielten sie von Kennern und Eingeweihten große Lobsprüche. Einer von ihnen, Clemens Brentano, der gewiß den Werth von Dichtungen zu schätzen wußte, dessen bewußte Absicht aber in Allem, was er sprach, seine wahre Meinung nicht leicht erkennen läßt, rühmte an diesen Gedichten „hohen Ernst, Tiefsinn, wunderschöne Sprache, Gehaltenheit und die oft ganz classische Kunstvollendung", ja er meinte sogar, „daß noch kein Weib so geschrieben, so empfunden habe".

Digitized by Google

Karolinens Dichtungen zerfallen hauptsächlich in lyrische und dramatische. Letztere, von denen drei in Sammelwerken und einer ernsten Zeitschrift, die sonst derartigen poetischen Eindringlingen verschlossen blieb, erschienen, sind unbedeutend. Sie entbehren des echten dramatischen Lebens; die Dichterin dachte nicht an die wirkliche Bühne, die sie wenig gekannt zu haben scheint — die Frankfurter Stiftsdamen sollten das Theater nicht besuchen —, und empfing weder Anregung noch Beeinflussung von lebenskräftigen Vorbildern. Bemerkenswerth an diesen Dramen ist, daß die Dichterin ihre Vorwürfe nicht den kleinlichen Gegenständen des Tages entnimmt, sondern großen, gewaltigen Thaten. Daher ging sie bei der Auswahl ihrer Stoffe in alte, fast fabelhafte Zeiten zurück, wandte sich zu ausländischen Völkern, z. B. den Hunnen, Mongolen, Indern, und wählte bedeutende Persönlichkeiten zu Hauptpersonen ihrer Stücke, darunter den Propheten Mohammed. Ihre Dramen sind in Versen, nur eines in Prosa, auch dies aber mit mancherlei Chorgesängen, die, wenn sie etwa durch Schiller's „Braut von Messina“ veranlaßt wurden, hinter ihrem Vorbilde gar weit zurückblieben. In allen ihren Dramen handelt es sich fast ausschließlich um Liebe. Zweimal kommt sogar verbrecherische Geschwisterliebe vor. Das eine Mal löst sich die Sache friedlich, indem der Liebende, ein Sultan, erkennt, daß seine Geliebte, die er für seine Schwester hielt, aber doch, auf Grund der Autorisation durch ein Hindugesetz, zu seiner Gemahlin erheben wollte, nicht seine Blutsverwandte sei, sondern die Tochter eines von ihm zum Tode verurtheilten Verschwörers, die schon aus diesem Grunde ihm versagt bleiben muß. Das andere Mal stößt die Schwester, die ebensowenig wie der Bruder etwas von der Blutsverwandtschaft weiß, diesen zurück, da sie seine Liebe nicht erwidern kann, und das Ganze endet mit allgemeinem Schrecken und Mord. Denn das für die Dichterin Kennzeichnende ist eben, daß ihre Liebesstücke ausschließlich

Digitized by Google

Liebestragödien sind, in denen entweder der Stand oder politische und Familienverhältnisse eine Vereinigung des Liebespaares unmöglich machen, oder in denen die Leidenschaft einseitig von dem Manne genährt wird, während das Weib, ob nun in andere Bande verstrickt oder nicht, diesem Bewerber gegenüber gefühllos bleibt. Alle diese Schilderungen aber bleiben eindruckslos, weil sie ihre Quelle nur in der Phantasie, nicht in der Wirklichkeit, im wahrhaft Erlebten oder Angeschauten besitzen. Es wird dem Leser schwer, an die Echtheit des Gefühls bei der Dichterin zu glauben. Selbst Mohammed, oder Mahomet, wie sie schrieb, sonst ihr reifstes dramatisches Werk — neuerdings ist auf ihr bisher unbeachtet gebliebenes Drama „Nikator" besonderes Gewicht gelegt worden, das aber erst recht gewürdigt werden kann, wenn es in einem Neudruck vorliegt —, bei dem, wie man spürt, die Dichterin ihre ganze Kraft zusammennahm, um mit der Seele bei der Dichtung zu sein, übt auf den Leser keine rechte Wirkung. Ihm muß es vielmehr als eine Reihe von Bildern erscheinen, denen man nur fleißiges Studium und gewissenhafte Lectüre anmerkt. Aber die Hauptperson ist kein tragischer Held, sondern ein öder Declamator. Seine Unterredungen mit Omar und Anderen gemahnen fast an briefliche oder mündliche Unterhaltungen Karolinens mit ihren andersdenkenden Freunden und Freundinnen. Daß auch hier ein Liebesabenteuer eingeflickt ist, in dem der Prophet sich Anfangs nicht eben sehr groß und zum Schluß, freilich da es zu spät ist, sehr edelmüthig zeigt, macht diese seltsame Kriegs- und Prophetentragödie, in der das ganze ereignißvolle Leben des Religionsstifters geschildert werden soll, nicht gerade genußreicher.

Bedeutender als im Drama war Karoline in der Lyrik; über diese ihre lyrischen Dichtungen urtheilte Clemens in dem schon angeführten Briefe mit folgenden Worten: „Ich habe durch diese Lieder eine wunderbare Hochachtung vor dieser

Digitized by Google

wahrhaft begeisterten Sängerin erhalten", und mit den ferneren: „sie haben mir viel Gutes und Veredelndes gewährt." Und Bettina, die auch das Trostspendende der Lieder hervorhob, fügte über ein besonderes Lied die Worte hinzu: „Es hat einen herrlichen Himmel mit leicht gefärbten, leicht hinziehenden Wolken, es ist so hingeflogen, es ist eine Poesie der Poesie darin, oder vielmehr, die Poesie hat sich hier vermählt und abermals vermählt."

Aber auch wir Fernerstehenden, die wir mit nüchternerem Sinn als die Engverbundenen urtheilen, werden das Lob nicht sparen. Die Sprache der Gedichte ist im Ganzen einfach, die Reime sind gewandt, abgesehen von gelegentlichen Härten ziemlich rein. Nirgends werden in ihnen die flüchtigen Gegenstände des Tages, niemals wird die Politik behandelt; auch Religiöses ist nur gestreift.

Das Heimathsgefühl der Dichterin, ihre Freude an der Natur gibt sich gelegentlich zu erkennen, aber eigentliche Naturschilderungen werden selten versucht; dagegen wird mehrfach die Wirkung der Natur auf das Gemüth dargethan. Der Dichterin Schwermuth dämpft sich im Hinblick auf das blühende Leben der Natur; die innere Freude wird erhöht durch ein Anschauen des fröhlichen Werdens und Gedeihens.

Die Freundschaft, obgleich sie der Sängerin hohes Gut war, fand in ihrer Poesie keine Verklärung. Umsomehr wußte sie, deren Leben Verlangen nach Liebe und Leid durch Liebe war, von der Liebe zu sprechen. Aehnlich wie ihr Geschick sind die Töne, die sie anschlägt, dumpf und trübe, nicht hell und klingend. Wohl vermag sie die Süßigkeit des Kusses zu besingen und die Seligkeit des Genusses zu preisen, aber da, wo dies hauptsächlich geschieht, in einer eigenartigen, man kann fast sagen, männlich kräftigen Behandlung des Don Juan-Stoffes, mischt sich die Süßigkeit mit der Bitterniß und schließt mit dem Tode, mit der Ermordung des allzu glücklichen Frauenbesiegers. Mehr aber als Freude am Genuß

Digitized by Google

der Liebe schildert sie die Pein, die selbst glückliche Liebe hervorbringt. Eins ihrer schönsten Lieder — es ist später mit Unrecht der Helmine von Chezy zugeschrieben worden —, das mit den Worten anhebt: „Ist Alles stumm und leer", variirt den traurigen Gedanken: „Kann Lust so schmerzlich sein, Untreu so herzlich sein."

Aber das Liebebedürfniß war so stark in ihr, daß es sich nicht durch trübe Lebensauffassung verscheuchen und durch traurige Erfahrungen bannen ließ. Vielmehr wird eine gewisse Unbeständigkeit von ihr angerathen: „Die Liebe wandert, wenn sie nicht vergeht." Den mannigfachen Mahnungen, das Leben zu genießen, nicht in schwächender Wollust, sondern in weiser Benutzung des Tages, der Stunden, in rechter Freude über die gebotenen Gaben, entspricht ihr Wort: „Betrogener Liebe Schmerz soll nicht unsterblich sein."

Doch ist ihr Liebe nicht das Einzige und nicht das Höchste; nach Schönheit und Wahrheit vielmehr steht ihr heißestes Verlangen. Trotz dieses Verlangens jedoch muß sie sich bescheiden, weil das Ewige nicht für die Menschen ist. Daher predigen ihre Gedichte Entsagung; vergebens ringt sie mit aller Kraft gegen die Allmacht der Vergessenheit. Sie muß sich vielmehr mit dem resignirten Bekenntniß bescheiden, daß auch den Weisesten völlige Klarheit nicht zu Theil werde, und daß das Wissen der Meisten nur darin bestehe, sich der Vergänglichkeit bewußt zu werden. Ihr eigenes Glaubensbekenntniß mögen die Worte sein, mit denen in einem ihrer schönsten Gedichte: „Wandel und Treue", eben jenem, das Bettina in dem oben angeführten Urtheile so enthusiastisch pries, Narciß sich von Violetta hinwegreißt. Sie lauten:

Drum laß mich, wie mich der Moment geboren,
In ew'gen Kreisen drehen sich die Horen,
Die Sterne wandeln ohne festen Stand;
Der Bach enteilt der Quelle, kehrt nicht wieder,
Der Strom des Lebens woget auf und nieder
Und reißet mich in seinen Wirbeln fort.

Digitized by Google

Sieh' alles Leben! es ist kein Bestehen,
Es ist ein ew'ges Wandern, Kommen, Gehen,
Lebend'ger Wandel. Buntes, reges Streben!
O Strom! in dich ergießt sich all mein Leben!
Dir stürz' ich zu, vergesse Land und Port.

Bei dieser Lebensauffassung war für die Dichterin die Poesie das einzig Tröstende; nur dadurch behielt für sie das Leben einen Reiz. Diese heilige Bedeutung drückte sie in den schönen Versen aus, die sie „An Clemens" überschrieb, und in denen sie sich bescheiden ihrem Meister, dem Meister der Lyrik unterordnete. Sie schilderte, wie zu ihr, der Träumenden, die Poesie tritt und auf jenen Dichter hinweist, in dem die Dichtung verkörpert und vollendet sei:

Dein Lied war eine Strahlenkrone,
Die sich um deine Stirne wand,
Die Töne eine Lebenssonne,
Erleuchtend der Verheißung Land.

Der Liebe Reich hab' ich gesehen
In deiner Dichtung Abendroth;
Wie Moses auf des Berges Höhen,
Als ihm der Herr zu schaun gebot.

Er sah das Ziel der Erdenwaller
Und mochte fürder nichts mehr sehn.
Wohin, wohin soll ich noch wallen,
Da ich das Heilige gesehn?

II.

Wäre Karoline von Günderode nur Dichterin gewesen, so hätte, trotz der Bedeutung einzelner Poesien, ihr Ruhm ihre Lebenszeit schwerlich überdauert. Daß sie noch heute genannt wird, verdankt sie ihrer Persönlichkeit und ihrem Geschick. Beides hängt eng zusammen, da das Geschick zwar ein freiwilliges, von ihr selbst gewähltes, doch durch ihre Lebensumstände und ihr Wesen bestimmtes war.

Karoline hatte ihren Vater früh verloren. Dieser, einer vornehmen, aber nicht sehr begüterten Familie entsprossen,

Digitized by Google

hatte in einer kurzen Beamtenlaufbahn, die ihn nicht die oberen Sprossen betreten ließ, keine Schätze gesammelt. Auch seine Schriftstellerei hatte, wenn sie ihm überhaupt Ertrag brachte, gewiß nicht viel abgeworfen. Daher ließ er, als er 1786 nach achtjähriger Ehe starb, seine Familie in keineswegs glänzenden Verhältnissen zurück. Diese Familie bestand aus der Mutter, von der wir wenig erfahren, und fünf Töchtern; dazu trat wenige Monate nach dem Tode des Vaters ein Sohn, Hector, der das Geschlecht weiter fortführte; er starb in Frankfurt a. M. 1862. Die Mutter zog aus Karlsruhe, der ihr fremden Stadt, wo sie mit ihrem Gatten gelebt hatte, nach Hanau. Karoline als die Aelteste mußte vermuthlich in einem Alter, in dem sonst Kinder sorglos spielen, dem ganzen Reiz eines ungestörten, dem Wachsthum einer Pflanze vergleichbaren Lebens sich hingeben dürfen, eine gewisse Aufsicht über die jüngeren Geschwister übernehmen. Statt zu träumen, mußte sie thätig sein. Statt entfernt zu werden von Allem, was Ernst und Nöthe des Lebens betraf, wurde sie zur Erkenntniß der Schwere des Daseins gedrängt. Finanzielle Abmachungen von ihrer Hand mit ihrem Vormund oder Vermögensverwalter, in denen sie die Rechte der Ihrigen vertheidigte, haben sich erhalten. Sie erkannte frühzeitig, daß sie arm war, und verlor durch diese Erkenntniß Heiterkeit und Frohsinn. Es ist wohl anzunehmen, daß ihr schon erwähnter überaus früher Eintritt in das Cronstettische Stift — zu 17 Jahren, während das Alter für die 12 mittellosen Frauen und Jungfrauen auf 30 Jahre festgesetzt war — eine besondere Vergünstigung war, die man als Ausnahmefall der Tochter eines angesehenen Hauses angedeihen ließ.

Zur Armuth aber gesellte sich Kränklichkeit. Aus den Briefen ihrer Freunde und aus ihren eigenen gelegentlichen Berichten geht hervor, daß sie sehr viel an den Augen litt, daß sie häufig von Husten geplagt wurde, daß sie sich über Kopfschmerzen beklagte. Sie war ein schönes Mädchen mit

blauen Augen, braunem Haar, aber schon ihr Aussehen und ihre Gestalt mochte dem erfahrenen Arzt oder auch nur dem scharfsinnigen Beobachter Bedenken einflößen. „Ihr Wuchs war," wie eine Freundin sich ausdrückte, deren Stärke freilich nicht in der anschaulichen Schilderung lag, „hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man es mit dem Wort schlank ausdrücken könnte." Sie war vielfach kränklich und wurde durch diese Kränklichkeit in ihrer Stimmung beeinflußt, in ihrer Thätigkeit gehemmt. Lesen und Schreiben, diese nothwendigsten Thätigkeiten einer Schriftstellerin, wurden ihr durch Kopfschmerzen oft erschwert, durch den Zustand ihrer Augen oft geradezu unmöglich gemacht.

Armuth und Kränklichkeit, die so weit geht, daß sie die selbstgewählte Beschäftigung aufhält, ja geradezu hindert, sind böse Lebensbegleiter. Um so schlimmere, wenn ihnen nicht ein tüchtiger Vorrath von Lebensheiterkeit, überschäumender Jugendlust entgegentritt. Ein solcher Vorrath war aber Karolinen nicht zu Theil geworden. Sie nahm das Leben ernst. Schon als Kind hatte sie an den Zerstreuungen, die ihr in Hanau zu Theil wurden, keine rechte Freude. Später, als Insassin des Stifts, blieben ihr, obwohl sie oft und lange Zeit durch Reisen abwesend war, rauschende Vergnügungen versagt. Sie war gerne allein, wenn sie auch keineswegs einsam lebte. In den letzten Jahren ihres Lebens war sie in schwärmerischer Freundschaft mit Bettina Brentano, der um ein Jahr jüngeren Frankfurterin, verbunden. Aber auch Altersgenossinnen treten uns mannigfach entgegen, die zu ihrem vertrauten Kreise gehören. Man kann sagen, diese Freundinnen waren eifersüchtig auf Karoline, sie machten sich gegenseitig ihre Liebe streitig; jede von ihnen meinte, die Freundin ganz zu verstehen, und wünschte sie ganz zu besitzen. Unter diesen Freundinnen mögen wenigstens einige genannt werden: Pauline und Lotte Servière, die gerade in den letzten schwersten Momenten um Karoline

Digitized by Google

waren, die beiden Schwestern v. Leonhardi, von denen die eine, Karoline, verheirathete v. Barkhausen, eine Zeit lang innige Vertraute der Unverheiratheten war, Elisabeth (Lisette) v. Mettingh, später verehelichte Nees von Esenbeck, und ihre Cousine Susanna v. Heyden, beide verwandt mit der Klettenberg'schen Familie. Diese Letztere behauptete nach Karolinens Tode: „Kein Mensch kannte diesen Engel so wie ich"; von der anderen, der früher bereits genannten Lisette, haben sich viele Briefe erhalten, die, wie sie Lisette als eine unterrichtete, geistig begabte, sehr thätige und praktisch-kluge Frau darstellen, zugleich die große Intimität bekunden, die zwischen der jungverheiratheten, in ihrem Eheglück schwärmenden Frau und dem Mädchen herrschte. Karoline besuchte ab und zu die Freundinnen, lebte auf deren Gütern und wurde von ihnen verwöhnt und verhätschelt.

Trotz dieses Reichthums an Freundschaft war sie nicht glücklich. Vielleicht mochte der Anblick von Gesundheit und Freude sie mehr verstimmen als erfreuen. Mit Ernst und Trübsinn dachte sie an den vorzeitigen Tod ihres Vaters, an das schnelle Dahinsterben dreier Schwestern (1794—1802) in sehr jugendlichem Alter. Es scheint nicht, daß sie mit der überlebenden Schwester, die sich 1804 verheirathete, in besonderer Intimität lebte; der Bruder war zu jung, um ihr nahezustehen. Gerade eine der frühverstorbenen Schwestern, Charlotte, besaß dagegen ihre ganze Zärtlichkeit; „in ihr," so drückte sie sich einmal aus, „fand ich eine Seele, die in den wichtigsten Gegenständen so sehr einerlei Meinung mit mir war." (Vgl. unten S. 172.) Durch solche trübe Lebenserfahrungen wurde die ernste, schwermüthige Auffassung Karolinens bestärkt. Das Gefühl ihrer Kränklichkeit und Armuth trat erschwerend, verstimmend hinzu. „Die Dämmerung liegt auf meiner Seele, wie auf jenen Büschen," charakterisirt sie sich einmal, und an einer anderen, ebenso wie jene von Bettina berichteten Stelle: „Es gibt ein Verstummen der Seele, wo Alles todt ist in

der Brust.“ Bei dieser Stimmung konnte, ja mußte die Sehnsucht nach einem gänzlichen Verstummen sich erzeugen. „Früh sterben“, das war der Wunsch, den die Vertrauten manchmal von ihr hörten. Sie besaß einen Dolch, mit dem sie manchmal gefährlich gespielt haben soll. Denn nicht fremd war ihr der Gedanke, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, wenn ein natürlicher Tod sie nicht von ihren wirklichen oder eingebildeten Leiden befreite.

Woher aber stammten diese Leiden? Sie war schön, geistreich, und doch blieb sie, während eine ihrer Freundinnen nach der anderen zur Ehe schritt, allein. Vielleicht hätten alle die erwähnten Eigenschaften: Armuth, Kränklichkeit, Unfähigkeit zur praktischen Thätigkeit, Lebensüberdruß, sie nicht so unglücklich gemacht, wenn nicht ihre Unbeständigkeit, ihre unbestimmte, das Object beständig wechselnde Liebessehnsucht hinzugekommen wäre. Ist denn ihr schon angeführtes Wort: „Die Liebe wandert, wenn sie nicht vergeht“ im Munde eines jungen Mädchens ein passendes Wort? Sollte nicht vielmehr der schöne Bibelspruch: „Die Liebe hört nimmer auf“ in erster Linie Anwendung finden bei dem jungen Mädchen, das, seiner Gefühle inne geworden, sich zum ersten Mal als Weib erkennt? Und doch würde man irre gehen, wenn man Karoline, der man wegen des angeführten Ausspruchs vielleicht den Titel einer „keuschen deutschen Jungfrau“ zu versagen sich berechtigt glaubt, etwa unter die Koketten rechnen wollte. Sie ist dies ebenso wenig, wie sie ein Mädchen ist, das erst dann, wenn sie den ihr bestimmten Bräutigam umarmt, sich ihrer Gefühle bewußt wird. Sie ist vielmehr ein weibliches Wesen, das kraft seiner Anlehnungsbedürftigkeit, kraft seines Ueberschusses von Hingabe, der männlichen Stütze nicht entbehren kann. Sie sehnt sich nach einem Wesen anderen Geschlechts, als nöthig zu ihrer Ergänzung. Man bedenke, daß sie als Kind den Vater verlor, daß sie viel herumgestoßen wurde, daß sie keine älteren Geschwister

Digitized by Google

besaß und doch ihren jüngeren gegenüber zu wenig Altersabstand hatte, als daß sie etwa Führerin hätte sein können, um dieses Verlangen nach einem Manne zu begreifen. Dazu kam, daß sie gern und viel las und bei dieser Lectüre, trotzdem Fichte und Schelling einen Bestandtheil davon ausmachten, — ein Correspondent fragte sie einmal, ob sie sich getraue, Schlegel's kritische Schriften zehnmal hinter einander zu lesen — auf Lyrik, Roman, Liebesdrama hingewiesen wurde. Wir dürfen, auch ohne authentische Belege dafür vorweisen zu können, als Lectüre der jungen Mädchen von damals, also an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, die Uebersetzungen der italienischen Ritterepen durch Gries, italienischer und spanischer Gedichte durch Schlegel, Shakespeare, gleichfalls in der Uebersetzung des Letztgenannten, und Jean Paul's Romane bezeichnen. Aber bei Karoline haben wir sogar Belege dafür, daß ihr die Werke der beiden ersten Arten nachdrücklich empfohlen wurden, und zwar von Personen, denen sie unbedingt zu folgen pflegte, daß Jean Paul's Schriften von ihr begeistert gepriesen wurden. Welche Empfindungen mußte sie aber nun aus den genannten, so verschiedenen Schriften schöpfen und in sich aufnehmen? Sinnenreiz, Leidenschaft, Schwärmerei. Die letztere triumphirte. Auch ihr mochte der Jean Paul'sche „hohe Mensch" vorschweben, der hochgeborne, fehlerlose Jüngling, der sich zu einer armen, leidenden Jungfrau herunter neigt und sie beglückt, indem er sie zu sich emporhebt. Aber nicht ganz unbetheiligt mochte das sinnliche Element sein, das in den gluthvollen italienischen Canzonen und in den wolluftathmenden Ritterepen lebte, in denen Liebe und Sinnengenuß einziges oder Hauptthema waren. Und erschreckend ragte hinein die gewaltige Leidenschaft, wie sie in den Dramen des großen Briten dämonisch verkündet wurde.

Aus diesen Bestandtheilen setzte sich Sehnsucht und Liebeslust des armen Mädchens zusammen, das seinen Lebensfrühling

Digitized by Google

schwinden sah, ohne daß der Liebesfrühling kam. Sie schwärmte und wurde angeschwärmt, aber man verehrte sie mehr, als man sie liebte. Einen Katalog Derer, denen sie nahe zu treten wünschte, könnte man nach den Berichten der Zeitgenossen aufstellen, aber man müßte dabei mehr als billig der Klatschsucht nachgeben. Drei Männer jedoch müssen genannt werden, die, schon durch ihren Namen bedeutsam, in Karolinens Geschick merkwürdig, theilweise verhängnißvoll eingriffen.

Der erste ist ein Frankfurter, F. K. Savigny, der große Jurist. Auch er war einmal jung, und in dieser Frühzeit tritt er uns entgegen. „Das Günderödchen ist sehr gut, aber gar schwach!" Mit diesem Wort, das er freilich als Dictum anderer Leute bezeichnete, hat er ihr Wesen nicht übel charakterisirt. Als Siebzehnjährige liebte sie, die früher schon, wie sie bekennt, geliebt hatte, den angehenden Juristen. Sie schien verzweifelt, als er ihrer nicht achtete. Doch vermuthlich war er schon anderweitig gefesselt. Aber es entspann sich zwischen ihm, der 1804 Gundel Brentano, Bettinens Schwester, heirathete, und Karoline ein eigenartiges Verhältniß, das zwischen Liebe und Freundschaft bedenklich schwankte. Die Anrede „Fräulein" wurde bald mit „Günderödchen" vertauscht; „Sie" verwandelte sich in „Du". Karoline wurde Hausfreundin des Savigny'schen Paares; sie lebte bei den jungen Gatten, während diese ihre Honigmonde auf dem Trages bei Hanau verbrachten. Es war gewiß ein rein geistiges Verhältniß, bei dem es indessen nicht an herzlichen Worten und Blicken fehlte. Savigny nennt die Freundin „mein Hämmelchen" und beschreibt sich als einen, „der auf Dich los geht, um Dich herzlich zu küssen und zu drücken!" Solche Liebesbrocken eines anderweitig Gebundenen, dem man aus derartigen Aeußerungen nicht den Vorwurf der Untreue schmieden darf, konnten der Hungernden nicht genügen.

Da trat ihr Clemens Brentano entgegen. Ein wahrer Dichter, eine Feuerseele. Er muß auf Frauen einen großen

Digitized by Google

Eindruck gemacht haben; er gewann viele, erschreckte die meisten. Ihm war es freilich, wenn er sich nicht kraft seiner Phantasie in eine Leidenschaft hineinredete, meist um den Genuß zu thun; er eilte schnell von Blume zu Blume. Karoline ehrte den Dichter, wie die früher angeführten Verse ihres Gedichtes zeigen, und fürchtete den Menschen. Sie scheute vor seinen Blicken und entsetzte sich vor seinen Worten. Clemens war seit Kurzem mit einer Frau verheirathet, die er leidenschaftlich liebte; da schrieb er Karoline, wenn das Ganze nicht ein freches, verwegenes Spiel ist, einen Brief voll Liebesraserei, wie ein jungvermählter, vor Sehnsucht erzitternder Gatte kaum seiner Frau schreiben durfte. Karoline, schon durch Freundinnen vor Clemens' Begehrlichkeit und zugleich Unwahrheit gewarnt, mußte sich beleidigt zurückziehen. Sie hatte Savigny begehrt, erlangte aber statt Liebe nur Freundschaft; sie ward von Clemens verlangt und wandte sich empört von ihm; nun klammerte sie sich leidenschaftlich an Creuzer und ward von ihm abgeschüttelt.

Creuzer, der Philologe und Archäologe, der Romantiker unter den Gelehrten, war Professor in Heidelberg, vorher in Marburg. Er war in Heidelberg durch Daub, mit dem er eng befreundet war — Daub's Frau, Sophie Blum, stammte aus Hanau und war mit der Günderode'schen Familie gut bekannt —, mit Karolinen, die ihre Freundin Sophie besuchte, in Beziehung gebracht worden (August 1804). Auch Creuzer war, wie Savigny und Clemens, verheirathet, aber nicht mit einer jungen, liebreizenden Frau, sondern mit einer älteren Dame, einer Wittwe, die ihm mehrere Kinder in die Ehe gebracht hatte. Er fühlte sich in der Ehe nicht glücklich. Trotzdem wäre sein Lebensweg wohl glücklich verlaufen, wenn ihn das Schicksal nicht mit Karolinen zusammengeführt hätte. Er interessirte sich für die poetischen Arbeiten des jungen Mädchens und trug zu deren Verbreitung bei; er sah mit Behagen das anmuthige, jugendliche Geschöpf und schenkte der Kränklichen

Digitized by Google

und Verstimmten sein Mitleid. Aber sie, der Mitleid nicht genügte, forderte Leidenschaft, wie sie diese dem berühmten Gelehrten entgegentrug, nicht etwa weil er verführerisch und glücklich, sondern weil er häßlich und unglücklich war.

Sie hatte den Gegenstand ihrer Liebe gefunden, aber sie sah das Ziel in die Ferne gerückt. Eine Zeit lang mochte beiden ein Briefwechsel genügen. Dieser Briefwechsel galt lange für gänzlich verloren. Seit September 1894 gehören Creuzer's Briefe der Heidelberger Universitätsbibliothek an und sind soeben, als dieser Bogen mir in Revision vorlag, auszugsweise erschienen. Der Briefwechsel begann wenige Tage nach der Bekanntschaft und schloß am 27. Juni 1806. Vermittlerin für Karoline war die getreue Susanne, die einzige, der Creuzer traute, für diesen ein Heidelberger Freund. Noch einmal war Caroline in Heidelberg, Creuzer mehrere Male in Frankfurt, ja, wie es scheint, noch zuletzt drei Wochen vor der Katastrophe. In den Briefen wechselt leidenschaftliches Stammeln mit kühler Reflexion, wildes Begehren mit schmerzlichem Entsagen. Frau Creuzer war bald bereit, den Mann frei zu geben und sich scheiden zu lassen, bald schien sie willig, als mütterliche Freundin dem Hause vorzustehen, in das Karoline als wirkliche Gattin einziehen sollte — zu ihren haushälterischen Tugenden hatte selbst Creuzer nur geringes Zutrauen —, bald suchte sie, unmittelbar nachdem sie freundliche Worte an Karoline gerichtet hatte, das Verhältniß zu zerstören. Aber auch die Liebenden schwankten. Im Allgemeinen kann man aus den Briefen Creuzer's entnehmen, daß Karoline die Leidenschaftlichere war. Sie lebte, trotz ihrer dichterischen Bestrebungen, für die in neuester Zeit merkwürdige, bisher ganz unbekannte Proben gefunden worden sind, nur in ihrer Liebe, er war, trotz seiner oft heftig aufwallenden Leidenschaft, ein unermüdlicher Arbeiter, der sich selten so weit vergaß, daß er in seinen Vorlesungen ihre Verse citirte. Sie gehörte ihm ganz an, ohne Bedenken, er

Digitized by Google

hatte Bedenken vor sich und vor den Menschen. Er war, gewiß ohne Grund, eifersüchtig, er hatte, mit bestimmtem Hinweis auf seine Häßlichkeit, keine Sicherheit, daß er ihr genügen würde.

Zu einer Ehe konnte es aber auch aus anderen Gründen nicht kommen. Die Familie Karolinens widersetzte sich. Savigny, der die Familie zur Einwilligung bestimmen sollte, that dies nicht nur nicht, sondern hielt die Scheidung für unrecht, weil Creuzer's Frau sie nicht aus freiem Antrieb gewollt habe. —

Von Karolinen besitzen wir aus jener Zeit wenig Aeußerungen; ein sehr merkwürdiger, erst unlängst veröffentlichter Brief mag hier folgen, der, in einer der Perioden geschrieben, in der sie der Entsagung widerstrebte, ihre ganze Stimmung gut kennzeichnet.

„Ihr Brief, lieber Daub, hat mir mehrere Stunden des peinlichsten Kampfes bereitet, aber verzeihen Sie mir, aus diesem ist die der Ihrigen entgegengesetzte Ansicht wieder neu und kräftig hervorgegangen. Ist das eine rechte Ehe, wenn zwei Wesen sich gänzlich verstehen und lieben, sich besitzen und besessen werden, wenn das innerste, heiligste Leben des Einen sich nur von dem Andern entzündet und nährt? und wenn das eine rechte Ehe ist, so ist die eine Sünde an der Natur, die zwei Gemüther, die sich einander nicht genügen, nicht verstehen und lieben, in eine peinigende Fessel schlägt, in welcher das Herz des Einen sich in unbefriedigter Sehnsucht qualvoll verzehrt; und warum, weil es sich einmal irrte, mag es verschmachten, wer fragt nach dem heimlichen Aechzen des gemißhandelten Herzens, wenn nur der Mensch nicht gleich darüber stirbt, so beruhigen sich Alle, meinend, es werde sich schon geben; aber es gibt sich nicht, und viel schlimmer ist es, so leben als sterben. Können Sie glauben, die Frau würde nun glücklich sein, wenn ich entsagt hätte? wahrlich, es kann ihr nicht wohl sein im Bewußtsein, daß sie einen

Digitized by Google

Mann zwinge, ihr zu bleiben, dessen ganzes Wesen sich wegsehnt von ihr, und selbst dann, wenn sie ihn so behaupten wollte, besäße sie ihn nicht, denn man besitzt nur, von dem man geliebt wird, oder sie besäße ihn wie der Kerker den Gefangenen; und wenn es so schwer ist, einen solchen Besitz aufzugeben, ihr, die doch noch einer andern schönen Zukunft in ihren Kindern entgegensieht, muß dann nicht das Herz zerbrechen, das dem Einzigen entsagen soll, das geliebt wird und liebt? Aber vielleicht würde er sie nachher wieder lieb gewinnen? — C — hat mir oft heilig versichert, daß schon lange ehe er mich gekannt habe, eine öde Leere, ein Sehnen nach einer Liebe, wie sie ihm gezieme, ihm bewußt gewesen sei; und nun, nachdem er die Liebe hat kennen lernen, nun sollte er lieben, was ihm vorher nicht genügte? — Es ist mir deutlich geworden, daß durch mein Entsagen keinem gründlich geholfen würde, wohl aber mehrere unglücklich würden.

„Daß wir uns lieben mußten, wie wir uns kennen lernten, das war nothwendig, ich mache mir keinen Vorwurf darüber; ich habe gefehlt, als ich ihm das erste Mal erlaubte zu hoffen; nun aber, da ich ihn und mich mit dieser Hoffnung so vertraut gemacht habe, und Entsagen wäre keine gute That, wenn ich denn auch sündige, so will ich wenigstens gegen ihn rein bleiben, ihm leben oder sterben, ich lasse mir selbst keine andere Wahl mehr. Und wenn Hoffen so frevelhaft wäre, so würde er es nicht können; er hat den heiligsten Sinn, ich kann nicht vortrefflicher sein wollen als er ist; thun was ihn erfreut, das ist mir Tugend, Pflicht und Recht, das gibt mir frohes Bewußtsein; aber thun, was ihn quält, das ist ewiger Vorwurf und nagende Pein und würde mir den Himmel vergiften.

„Sind Sie unzufrieden über mich, so lassen Sie es unsern Freund nicht entgelten, bleiben Sie ihm immer gut, man kann der Liebe und Freundschaft nicht würdiger sein als er ist.

„Leben Sie wohl.“

Digitized by Google

Da nun aber auf eine Ehe nicht zu hoffen war, so dachte Karoline auch daran, gemeinsam mit dem Freunde in den Tod zu gehen. Aber für diesen Plan fand sie in Creuzer gewiß keinen Verbündeten. Denn während sie — die folgenden Brieffragmente sind im Frankfurter Conversationsblatt 1862 zuerst gedruckt — ohne Hinblick auf ein gemeinschaftliches Sterben, schrieb: „Ich habe den größten Theil der Nacht bei einer tödtlich Kranken gewacht; wie widrig ist es doch für ein großes Herz, an einem langsamen Uebel nicht zu brechen, nein, langsam zu erstarren. Diese Aussicht ist mir entnervend, aber nicht der Tod, den ein muthiger Entschluß ruft," — empfing sie darauf von Creuzer die Antwort: „Der Gedanke, sich durch Vernichtung des Leibes früher zu nahen dem Ewigen, der Sie beherrscht, ist unrichtig, selbst nach den Grundsätzen der Philosophie, die Ihnen so lieb ist." Er hing am Leben und wünschte dieses Leben in irgend einer Art gemeinsam mit der Freundin zu verbringen und zu genießen.

In dieser Lage heckte sie einen Plan aus, der nur aus der Zeit und aus den Ideen der Romantik zu begreifen ist. Sie dachte daran, Männerkleider zu tragen und, von Allen ungekannt, mit Creuzer in Heidelberg zu leben. Jeder sinnliche Gedanke scheint ihr dabei fern gelegen zu haben. Sie wollte nur wie ein intimer Genosse um den Mann sein, den sie nicht lassen konnte. Solch' gefährliche Gedanken zerstörte die kluge und gute Lisette Nees. Sie hielt der Freundin vor, daß sie mit der Ausführung derartiger Pläne Thorheit und Verbrechen begehen würde. Thorheit, weil sie doch erkannt werden und dadurch sich und Creuzer unheilbar compromittiren würde; Verbrechen, weil Creuzer als Mann, als Liebender sich an der Freundschaft nicht genügen lassen könnte; lehne sie sein weiter gehendes Ansinnen ab, so würde er ihr widrig, gewähre sie es, so müßte sie in den Tod gehen. Das Uebertragen der Phantasie aus dem Gebiete der Kunst in die des bürgerlichen Lebens würde sich rächen. „Du

Digitized by Google

fürchtest," so hieß es in dem überaus merkwürdigen Schreiben, „den Tod nicht, aber für wen würdest Du eigentlich sterben?"

Im Frühjahr 1806 wurde Creuzer zurückhaltender, unwillig, daß Karoline in seine wissenschaftlichen Pläne nicht genug einging, sie, die doch lateinisch, selbst griechisch seinetwegen lernte, erregt über ihre Umgebung, besonders gegen Bettina, von der sich Karoline, dem Freunde zu Liebe, zurückzog. Neben Kosewörten fing er an Scheltreden zu senden. Er setzte mit grausamer Kühle die Verhältnisse auseinander (23. Juni 1806): heirathen könnten sie sich nicht, ihrer beiderseitigen Verhältnisse halber, darum müßte er den Gedanken erwägen, daß sie einem Andern angehöre; geschähe das nicht, so würde er versuchen, einzurichten, daß sie in seiner Nähe lebte. „Lieben darf ich mir erlauben, aber nicht der sich selbst vergessenden Liebe vollen Besitz." Und noch kühler am 26. Juni: „Du kannst Dich nicht in mein bedingtes Leben hineindenken, deswegen ist es Dir ein Räthsel." Wenige Tage später, am 29./30. Juni, besuchte Creuzer Karoline in Frankfurt; man kann sich denken, daß diese letzte mündliche Aussprache den Gegensatz verschärfte, Karolinens, der Leidenden, Aufregung erhielt.

Kaum nach Heidelberg zurückgekehrt, verfiel Creuzer (14. Juli) in eine schwere Krankheit, in der seine Frau ihn opferwillig pflegte. Durch diese Treue gerührt, erklärte er, halb genesen, ihr sein Vergehen, erhielt ihre Verzeihung und beauftragte seinen Freund Daub, die Versöhnung und die dadurch nothwendig gewordene Zurücknahme seines Eheversprechens Karolinen kundzuthun. Daub schrieb Karoline nicht direct, sondern rief die Vermittlung der schon genannten Freundin Susanna v. Heyden an.

Der erste Brief Daub's, der ausdrücklich von einer schweren Krankheit spricht, an der Creuzer „seit einigen Tagen darniederliegt", enthielt die dringende Bitte, Creuzer's

Digitized by Google

„bestimmt und entschieden erklärten Willen", daß das Verhältniß vernichtet sei, an Karoline mitzutheilen. Susanna fand diesen Brief zu hart; Karoline müsse, so meinte sie (19. Juli), wenigstens ein directes Zeichen von des Freundes Hand haben; dieses forderte sie oder Karolinens Bild, dessen Zurückgabe ein deutliches Zeugniß sei, oder die Angabe der bestimmenden Ursache des Schrittes. Ja, sie fürchtete, Creuzer sei gestorben und hätte der Freundin gern den Trost gewährt, daß er mit Liebe für sie gestorben sei. Erst nach einem neuen, freilich nicht erhaltenen Briefe Daub's entschloß sie sich, da Creuzer wünschte, daß die früher Geliebte unverzüglich unterrichtet würde, ihr Alles ungeschminkt mitzutheilen; „sie muß," klagte die Treue, „also den Kelch mit aller seiner Bitterkeit schmecken." In diesem Briefe (an Daub) erbat sie „Päckchen und die Briefe", d. h. wohl Karolinens Bild und die von ihr geschriebenen Briefe. Es ist nicht unmöglich, daß sie diese letzteren erhalten hat, und so wäre es wohl denkbar, daß auch Karolinens Briefe wieder zum Vorschein kämen.

Susanna schrieb, wie sie selbst mittheilt, mit verstellter Hand an Lotte Servière, mit der sich Karoline seit dem Frühjahr 1806 bei Winkel am Rhein aufhielt, damit diese sie vorbereite. Aber Karoline, die mit Angst auf Nachrichten von Creuzer wartete, mochte sie nun von seiner Krankheit unterrichtet sein oder nicht, erbrach den gar nicht an ihre Adresse gerichteten Brief. Und so empfing sie, trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Freundin, die Nachricht nicht durch ein milderndes Gespräch, sondern in directer, niederschmetternder Art. „Sie entfärbte sich," wie ihre Mutter berichtete, äußerte aber nichts. Nach einer Weile empfahl sie sich heiter der Freundin und erklärte, sie wolle spazieren gehen. Sie kam nicht wieder. Im abendlichen Dunkel an dem verschwiegenen Ufer des Rheins stach sie sich den Dolch ins Herz (27. Juli 1806).

Digitized by Google

So endete das schöne, hochbegabte, unglückliche Mädchen, ein echtes Opfer der Romantik. An der Stelle, wo sie sich ums Leben gebracht hatte, wurde sie begraben. Auf ihr Grab ward ein Stein gesetzt, mit Versen eines indischen Dichters, die sie sich selbst zur Grabschrift gewählt. Darin nahm sie Abschied nicht von den Menschen, sondern von Erde, Luft, Feuer und Wasser, mit denen sie gelebt zu haben erklärte, und denen sie „mit Ehrfurcht freundlichen Dank" sagte. Aber auch von ihnen nahm sie ohne Wehmuth Abschied:

„Und ich gehe zur andern Welt, euch gerne verlassend."

III.

Dem vorstehenden Aufsatze seien einzelne ungedruckte Stücke theils von Karoline selbst, theils aus ihrem Nachlasse angefügt. Zunächst ein Gedicht, das Karoline an ihre Lieblingsschwester Charlotte richtete. Es gehört nicht zu ihren vollendetsten, aber es zeigt ihre ernste Lebensauffassung und bekundet die Gewandtheit, diese in Versen auszudrücken.

Schicksal und Bestimmung.

An Charlotte.

Blumen flecht' ich scherzend nicht für dich zum Kranze,
Und mein Rhythmus weiht sich nicht zum leichten Tanze,
Von Bestimmung red' er ernste Worte dir.

Hoffend, wünschend, suchst du — doch vernimm die Lehre,
Wenn dem Herzen jeder Wunsch befriedigt wäre,
Ungestillet bleibt das Sehnen deiner Brust.

Keins von allen Gütern dieser weiten Erde,
Keines! dem nicht Schmerz und Reue sei Gefährte,
Ueberall verfolgt die Plagegöttin dich.

Freundschaft, Liebe winken freundlich aus der Ferne,
Wie am Horizonte hell die Brüder Sterne,
Doch das eherne Geschick verschont sie nicht.

Digitized by Google

Reißt dich fremde Schuld nicht von verbund'nen Herzen,
Ha! so fühlst du's spät, durch tief're Schmerzen,
Eigner Wahn zerriß der Erde schönstes Band.

Drum entsage willig auch dem liebsten Gute,
Daß dein oft getäuschtes Herz nicht schmerzlich blute.
Edlerm Streben spare deines Geistes Kraft.

Folge nur der Pflicht, ob sie am ödsten Strande
Einsam, ungeliebt und unbeweint dich bannte:
Deiner Götter Abkunft Siegel ist sie dir.

Tugend ist das Ziel, nach dem die Millionen
Geister, die den ungemess'nen Raum bewohnen,
Ringen zur Vollendung und zur Göttlichkeit.

Wie Planeten um die Sonn' in ew'gen Kreisen,
Eilen sie auf Millionen Weg' und Weisen
Hin zum Ideale der Vollkommenheit.

Blicke stolz hinauf zum herrlich hohen Ziele,
Dräng' ihm zu, und wankst du, irret auch dein Wille,
Deiner Würd' und Freiheit bleibst du dir bewußt.

Zwar im Kampfe wird noch deine Kraft ermüden,
Schwache Erdentugend gibt dem Geist nicht Frieden,
Dennoch deinem Ideale naht sie dich.

Laß denn immerhin die Göttin Schicksal walten,
Ob sich dunkle Wolken gegen dich auch ballten,
Groß und ruhig siehst du ihrem Gange zu.

Als einen ferneren Leckerbissen für Feinschmecker veröffentliche ich nachstehenden Brief und ein Gedichtfragment (oder Fragmente zweier Gedichte) von Clemens Brentano.

Unter dem Convolut merkwürdiger, meist an Karoline von Günderode gerichteter, einzelner von ihr geschriebener Briefe, die von mir im Privatbesitze gefunden wurden und dann in den meinigen übergingen, war auch das nachfolgende Gedicht Clemens Brentano's mit einem Geleitbriefe enthalten. Brief und Gedicht sind nicht datirt; da aber alle übrigen zu einander gehörigen Schriftstücke aus den Jahren 1802 bis 1806 stammen — im letztgenannten Jahre gab sich die unglückliche Dichterin selbst den Tod —, so muß auch unser

Digitized by Google

Gedicht dieser Zeit angehören. Man könnte zweifeln, ob der Brief an Karoline gerichtet ist. Die Anrede „Liebe Gunda" ließe auf Clemens' Schwester Kunigunde, Gundel schließen, die April 1804 Savigny's Frau wurde. Doch ist der Ton des Briefes im Ganzen mehr der Art, wie ein Freund der Freundin, mit der er intim werden möchte, schreibt, als wie ein Bruder an seine Schwester sich wendet, zumal eine sonderlich zärtliche Zuneigung zwischen Clemens und dieser Schwester niemals geherrscht zu haben scheint. Dagegen würde das Vorhandensein von Brief und Gedicht unter Karolinens Papieren nicht die Möglichkeit ausschließen, daß sie an Gundel gerichtet seien, denn Karoline war mit den Brentano'schen Mädchen sehr vertraut, scheint einmal (Herbst 1803) in Begleitung Gundels, die damals Braut war, in Trages, dem Landgut der Savigny'schen Familie gewesen zu sein und war sicher (s. oben S. 164) dort im Frühjahr 1804, als das Savigny'sche Ehepaar daselbst seine Flitterwochen verlebte, ebenso im Herbst 1805. Andererseits könnte man annehmen, daß mit Gunda Karoline gemeint ist, denn in den Briefen ihrer Vertrauten wird ihr Name unter seltsamen Verballhornungen, z. B. „lieber Günther", versteckt.

Sei dem, wie ihm wolle, — der Brief und das sehr merkwürdige Gedicht scheinen mir einer Veröffentlichung werth. Sie bekunden aufs Neue den wirren, krausen Liebestaumel, in dem Clemens oft dichtete und schrieb. In ihrer metrischen Form, mehr als in ihrem Inhalt, gemahnen sie an Petrarca's Canzonen, doch wird man schwerlich an eine Uebersetzung zu denken haben, obwohl Clemens' Beschäftigung mit italienischen Dichtern, auch sonst wohl bezeugt, selbst aus diesem Briefe hervorzugehen scheint. Das Gedicht ist so, wie es hier vorliegt, nicht gedruckt. Dagegen sind einzelne Strophen bekannt. Str. 1 und 2 finden sich Werke 2, 328 fg. als 9. und 10. Strophe des Gedichts „Die Jungfrau und die Blume". Im Druck steht Str. 2, Z. 5 „Solch zarte", Z. 11 „So würde dir". Str. 7—10 sind gedruckt a. a. O. S. 329 fg.

Digitized by Google

in unmittelbarem Anschluß an Str. 2. Varianten Str. 7, Z. 2 „Dann hier war uns“, Z. 11 „So laß vom stillen Gotte dich umschlingen“. Str. 8, Z. 6 „Die wahren“. Str. 9, Z. 1 „Mir ist“ (sinnlos), Z. 4 „Er wand sie mir“ (gleichfalls völlig verkehrt). Str. 10, Z. 3 „Umfange ihr“! Das „Clödchen“ ist Claudine Piautaz, eine im Brentano'schen Hause viel verkehrende intime Freundin; der in Verbindung mit ihr gebrauchte cynische Ausdruck zeigt echt Clemens'sche Signatur. — Winkelmann, der Neffe des Dichters Leisewitz, Physiker und Philosoph, war seit 1800 oder 1801 mit Clemens und Arnim eng befreundet. Er starb schon 1806; zuletzt war eine gewisse Entfremdung zwischen ihm und den Freunden eingetreten.

Brief und Gedicht sind in ziemlich regelloser Orthographie, voller Willkürlichkeiten geschrieben, ich gebe sie daher, da eine Verewigung solcher Seltsamkeiten keine Berechtigung hat, in modernisirter Schreibung.

Liebe Gunda!

Hier hast Du die letzten Verse eines gutgemeinten, ziemlich verunglückten Liedes; die Wahrheit ist das Beste darin. Und wenn es Dir eine frohe Minute macht, so ist das das Beste darin, es verdient es nicht, aber Du verdienst es. Sei ruhig, vergesse Dich und denke an mich, und freundliche Tage, die wir einst mit einander leben wollen, sie sind meine einzige Hoffnung, lasse es auch Deine sein.

Uebrigens beschränke die Hoffnungen von meinem Geist, die gebe ich nach und nach auf, aber auf mein Herz fange ich an mehr zu halten. Ich fordre Dich herzlich auf, bemächtige Dich der englischen oder italienischen Sprache ganz und zeichne, nimm Dir einen Meister, thu' es um meinetwillen — ich werde Dir nächstens etwas Gezeichnetes schicken. Küsse das Clödchen herzlichermaßen, ich möchte gern wieder einmal bei ihr auf dem Bette liegen. Guten Abend, —

Digitized by Google

schreibe an mich, aber von Winkelmann laß mich ungeschoren, er wird ein großer Mann, aber ich darf großer Männer Freund nicht sein, ich halte mich an euch Mädchen.

Clemens.

(1)

Sind nicht dein Thron des Busens junges Wogen,
Dein Purpur rothe Wangen,
Dein Diadem der Locken gold'ne Schlingen?
Ach, bald sind alle Wellen weggezogen —
Der Purpur bald vergangen.
Gelöst die Flechten, die dein Haupt umfingen.
Der Liebe Pfeile dringen
Vom Himmel, und der Schmerzen glühes Wühlen
Im Herzen zu erkühlen,
Löst du in stillen Thränen dein Geschmeide.
Der Thränen Weide wirst du, Augenweide!

(2)

Du arme Königin, so ohne Wehre
Sollst schweren Kampf du führen —
Will keiner für die holde Braut denn streiten,
Will keinen, daß die Gluth sie nicht verzehre,
So zarte Schönheit rühren,
Des Schattens liebend Dach um dich zu breiten?
O stummes, bitt'res Leiden!
Welch' Leben, wo die Liebe ungedinget
Dir keine Hülfe bringet —
Und wolltest du den dichten Schleier heben,
So würde leicht des Schatzes Geist entschweben.

(3)

Und heißer, immer heißer wird dein Flehen —
Und leiser deine Klagen.
Die Farben all', die deinen Schmerz verkünden,
Der Düfte leise Worte sich verzehren,
Um lauter stets zu sagen,
Wie dich die wilden Flammen ganz entzünden.
Die Hülfe zu ergründen,
Magst du vom freien Throne niedersteigen
Dem Frevel dich zu neigen,
Noch elender — ein Handwerk voller Wehe
Umzünfte dich, der spröde Tod, die Ehe.

Digitized by Google

(4)

Nein, solcher Aermlichkeit dich hin zu bieten,
Wird Armuth dich nicht zwingen,
Die freie Liebe läßt sich nicht umarmen,
Wo sie den Kuß in Zweck und Absicht schmieden,
Wo Trieb und Freiheit ringen,
Und alle Lüfte an der Noth verarmen,
Dem Handwerk zum Erbarmen,
Wo zwei geübte Langeweilen weilen
Und Pflicht und Nothdurft theilen,
Kannst du dich nicht ergeben, heilig Leben,
Dein Bild nicht in des Haushalts Linnen weben.

(5)

O könntest ruhig du dein Sterben leben,
Die Andern[19]) nicht erkennen,
Die alles Lebens eine Hälfte fassen,
Sich stille wandelnd hohes Ansehn geben,
Und hin und wieder rennen,
Als wäre ohne sie die Welt verlassen!
Ach wohl ist sie gelassen!
Das Leben ist zur Selbstbetrachtung worden,
Die Liebe zu ermorden,
Und forscht die Schönheit bebend nach Gesetzen,
Die Liebe und die Schönheit zu ersetzen[20]).

(6)

Sie wähnen gar, die Liebe sei verloren,
Weil sie sich selbst vermissen,
Das Leben in Verzeichnisse schon bringen,
Als würde fernerhin nicht mehr geboren,
Als bräch' aus Finsternissen
Der Tod herauf, die Mutter zu verschlingen.
Mit solchen Wunderdingen
Vermeinen sie die längst verlornen Gränzen
Der Liebe zu ergänzen
Und ordnen uns, und stellen nach den Flammen,
Dem Tode in Systeme uns zusammen.

(7)

Wie schöner Sieg! wir können hier nicht sterben,
Denn uns war hier kein Leben,
Ein Frühling nur, wir sind es selbst gewesen,
Erblühen und Verglühen, kein Verderben
Kann unser Bild entweben.

Nur Opfer kann der Liebe Fessel lösen.
O freudiges Genesen!
Erhebe, sanfte Königin, den Schleier
Dem reinen Himmelsfeuer —
Will liebend nicht das Leben dich erringen,
Wird liebend dich der stille Gott umschlingen.

(8)

Wie glüht der Mittag heiß, in tiefem Schweigen
Eröffnet sie den Schleier,
Der Liebe Heiligthum muß sie enthüllen,
Und zu dem Throne glühe Strahlen steigen,
Des stillen Gottes Freier,
Die wachen Schmerzen tödtend ihr zu stillen.
Sie reicht dem mächt'gen Willen
Die Liebe hin und löset ihre Krone
Und breite auf dem Throne
Die duftenden Gewänder, an den Gluthen
Des Bräutigams sich opfernd zu verbluten.

(9)

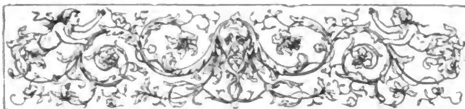
Mir ist das schöne Opfer bald verglommen!
Es wallt das letzte Düften
Dem lichten Gott, der mit der Krone fliehet,
Er wand sie mir, er hat sie hingenommen,
Und in den reinen Lüften
Das bunte Leben mit ihm heimwärts ziehet.
Mein stiller Abend glühet,
Und wo des hohen Glanzes reine Wellen
In heißem Purpur schwellen,
Da brechen sich der Sehnsucht letzte Wogen
Und ist der Streit der Liebe hingezogen.

(10)

O Nacht so voller Liebe!
Ergieße deine dunkle Fluth der Bangen,
Umfange mein Verlangen,
Laß kühlend um die kämpfenden Gestalten
Das dunkle Meer der ew'gen Liebe walten!



Digitized by Google



VIII.

Fürst und Künstlerin.

Nicht von einer der schnellgeknüpften und rasch gelösten Verbindungen wirklicher Prinzen und Theaterprinzessinnen soll hier die Rede sein. Sie pflegen mit dem flüchtigen Sinnenrausch zu vergehen, der ihr einziger Endzweck war. Die Beziehungen dagegen, von denen im Folgenden erzählt werden soll, haben reinere Ursachen: sie bekunden eine nur geistige, durchaus ideale Zusammengehörigkeit. Gewiß gab es derartige Beziehungen zu allen Zeiten; am häufigsten in der Periode, in die wir uns zu versetzen haben, in der der Romantik. Damals waltete stärker als sonst neben frecher Leidenschaft keusche Schwärmerei; die Sehnsucht nach überirdischer Verklärung, wie sie etwa in Jean Paul'schen Romanen gepredigt wurde, wünschte manche Hochgeborene zu verwirklichen[21]).

„Ein personificirter Nebel," so hat Jean Paul den Fürsten charakterisirt, mit dem wir es hier zu thun haben, „bunt, leicht, schwül, kühl, in alle phantastischen Gestalten sich zertheilend, zwischen Sonne und Erde schwebend, bald fallend, bald steigend." Er fügte das Wort hinzu, das in seinem Sinne vielleicht eine Schmeichelei war: „Hätte er ein Herz, sein Dichterkopf wäre der größte." Denn zeitlebens

Digitized by Google

war er mit Werken der Phantasie beschäftigt, arbeitete an fingirten Briefwechseln oder stückelte Romane zusammen, von denen nur einer, „Kyllenion“ oder „Ein Jahr in Arkadien“ fertig wurde. Dabei war er, August Emil Leopold (1772—1822), ein wirklich regierender Fürst, seit 1804 Herzog von Gotha und Altenburg. Neben seinen mehr oder weniger phantastischen Liebeleien führte er eine wirkliche Ehe, zuerst mit Louise Charlotte von Mecklenburg, die ihm eine Tochter schenkte, nach deren Tode mit Karoline Amalia von Hessen, die, kinderlos, ihn fast um ein Menschenalter überlebte. Er war außerordentlich thätig für Sicherheit und Wohlstand seines Landes, beförderte Kunst und Wissenschaft und wandte seine bedeutenden Mittel nur zum Besten des Landes, nicht der Seinen an. In der napoleonischen Zeit stand er aus Ueberzeugung auf Seiten des französischen Herrschers und verschaffte durch diese Treue, die ihm von den Zeitgenossen vielfach als Treulosigkeit ausgelegt wurde, sich und seinem Ländchen Ruhe und Schonung. Als der Glücksstern der Franzosen zu erbleichen begann, trat er, wiewohl ungern, zu den Verbündeten über und blieb, aus Zähigkeit mehr als aus Ueberzeugung, diesen treu bis ans Ende. Er war ein origineller Sonderling, der, ohne krank zu sein, im Bett den Besuch der Gesandten empfing. Dem Zeitvertreib seiner Standesgenossen huldigte er nicht: er stieg nur einmal zu Pferde, aber in seidenen Strümpfen und ohne Kopfbedeckung, und wohnte nur einmal einer Jagd bei, nachdem er alles Schießen dabei sorglich verboten hatte.

Bei einem Zeitgenossen Goethe's, zumal einem solchen, der in seiner fast unmittelbaren Nähe lebte, fragt man immer unwillkürlich, wie er zu Goethe gestanden. Unser Herzog hatte überhaupt kaum ein Verhältniß zu Goethe, was um so merkwürdiger ist, als ja Goethe mit Vater und Onkel des Fürsten in nahen Beziehungen stand. Diese Fremdheit könnte, wenn einem Bericht Eckemanns (26. September 1827)

Digitized by Google

zu trauen ist, daher kommen, daß Goethe sich erlaubt hatte, den Herzog, als er ein Knabe war, und seinen Bruder mit den Worten anzureden: „Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr," eine Kühnheit, „die sie ihm später nie vergaßen". Wahrscheinlicher ist sie aus dem eigenthümlichen Wesen des Herzogs zu erklären. Daher stand Goethe kaum mit ihm in Briefwechsel; die beiden bisher bekannten Schreiben aus den Jahren 1804 und 1812 sind Dankbriefe ohne Belang. Kam er auf ihn zu reden, z. B. bei Gelegenheit eines gemeinschaftlichen Carlsbader Aufenthalts, so vergaß er die sonst gegen Fürsten geübte Devotion. So schrieb er in den Annalen (z. J. 1808, freilich erst mehrere Jahre nach dem Tode des Herzogs gedruckt): „Des regierenden Herzogs August von Gotha darf ich nicht vergessen, der sich als problematisch darzustellen und unter einer gewissen weichlichen Form angenehm und widerwärtig zu sein liebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen, aber es war immer ängstlich, eine Einladung zu seiner Tafel anzunehmen, weil man nicht voraussehen konnte, welchen der Ehrengäste er schonungslos zu behandeln gefällig geneigt sein mochte." Doch deutlicher drückte er sich in einem aus Carlsbad geschriebenen Briefe an eine Freundin aus (12. August 1808): „Ich bin selbst Zeuge von ganz schonungslosen Späßen geworden, mit denen er Fremde so gut als seine eigenen Leute geschoren und geschunden hat." Freilich setzte Goethe die anerkennenden Worte hinzu: „Uebrigens habe ich ihn einige Male wegen sehr treffender Charakterschilderungen, geistreicher Bemerkungen und Repartien bewundern müssen."

Von anderer, freilich nicht so competenter Seite fand der Herzog unbedingtes Lob. Böttiger, der gleich nochmals zu nennen ist, pries, obgleich er doch von Romantik durchaus nicht angekränkelt war, den Herzog laut genug. Gelegentlich einer Besprechung eines Geßner-Kolbe'schen Kunstwerks schrieb er (Zeitung für die elegante Welt. 1806. 4. Dec.): „Wie

könnte z. B. der genialische Schöpfer des ‚Kyllenion‘ mit seiner Phantasiefülle, dies Alles mit seinen Dichtungen durchflechten und aneinanderreihen!“ Und bei einer Besprechung der von Hummel componirten, mit einer Widmung an den Fürsten versehenen Gesänge aus „Kyllenion“ hieß es (a. a. O. 13. Dec. 1806): „Diese zarten sinnigen Poesieen des edlen Fürsten.“

Aber auch von einer Frau, die freilich empfänglicher für den eigengearteten Mann war, empfing er Lob. Bettina nämlich, die mit ihm in Schlangenbad zusammen traf, meldete von ihm ihrer Freundin Günderode. (Die G. Neudruck, Berlin. 1890. S. 42. 52 fg. 61.) Sie war ihm gut, weil er sie als „allerliebstes Kind“ bezeichnet und ein Werk der Freundin gelobt hatte. Sie theilte seinen Ausspruch darüber mit: „Eine Knospe ist dieses kleine, sorgsam vor jeder Einwirkung geschützte Erzeugniß, die die große Seele des Freundes umschließt, und in diesen sanft gehaltenen Keimen einer noch unentwickelten Sprache schlummern Riesenkräfte!“ Sie schickte der Freundin recht überschwängliche Bemerkungen, die der Herzog auf die Dichtung selbst schrieb, und begleitete sie mit den Worten: „Du siehst, er hat es mit Sammlung gelesen und dann sogar mit Liebe.“

Die Künstlerin, mit welcher der Fürst fünf Jahre lang (1806—1811) einen regen Briefwechsel führte, war Therese aus dem Winkel (1784—1867), eine Virtuosin auf der Harfe und eine nicht ungeschickte Copistin. Sie arbeitete hauptsächlich in Dresden und Paris, zuerst aus Liebhaberei — ihr Vater war Oberstlieutenant und ein vermögender Mann —, nach dem Tode ihres Vaters und dem Verlust ihres Vermögens zum Erwerb ihres Lebensunterhalts. Auch als Dichterin trat sie unter schönklingenden Pseudonymen in beliebten Taschenbüchern jener Zeit auf.

Sie war den Zeitgenossen sehr wohl bekannt, ist aber im Laufe der Zeit völlig vergessen. Goethe sah sie bei ihrem Aufenthalt in Weimar bei sich, ferner bei Frau Schopen-

Digitized by Google

hauer in ihrem Concerte, besah ihre Gemälde und hörte sie deklamiren (vgl. Tagebücher, Weimar. Ausgabe III, Bd. 4, S. 3 fg. 8.—12. Jan. 1809). Auch in den Tages- und Jahresheften (Weim. Ausg. Werke. Bd. 36, S. 49 fg.) wurde ihrer mit den Worten gedacht: „Auch ist nicht zu vergessen, daß im Laufe des Jahres Fräulein aus dem Winkel uns durch die mannigfaltigsten Talente zu ergötzen wußte."

Von diesem Weimarer Aufenthalt berichtete Carl Bertuch, der wackere Sohn des alten verdienten, vielseitigen Geschäftsmannes, der auch als Beamter und Schriftsteller sich Verdienste erworben hatte, an den damals in Dresden weilenden Archäologen C. A. Böttiger (Briefe, Handschr. in der K. öff. Bibl. in Dresden).

Am 1. Januar 1809 meldete er, daß Fräulein W. in Weimar angekommen sei und einige Zeit dort bleiben werde. Am 12. gab sie ein Concert, „dem der Hof, Wieland, Goethe und alle schönen Geister beiwohnten". Sie war allabendlich versagt, so daß Bertuch ihr lange bei sich keine Gesellschaft arrangiren konnte; am 14. war sie bei ihm mit Kügelgen und Werner. Sie reiste erst, nachdem sie schon am 15. fortgewollt, um die Egmont-Vorstellung am 18. noch mitzumachen.

Auch andere Weimarische Correspondenten unterrichteten den Dresdener, der die Weimaraner auf die Künstlerin hingewiesen, ja ihre Hülfe für sie in Anspruch genommen hatte, von den Erfolgen seines Schützlings. Der schon genannte Bertuch hatte am 17. März 1808 geschrieben: „Der guten Fräulein von Winkel wird unter den jetzigen Constellationen, wo das Ersparungssystem nothwendig ist, unsere Erbprinzessin schwerlich eine Pension geben, um Copien in Paris machen zu lassen. Sie hat nicht einmal den Platz, sie zu placiren. Direct hier Schritte deswegen zu thun, geht für uns gar nicht, da wir es uns zum Gesetz gemacht haben, mit keinem Gesuch (so würde es scheinen) in fürstliche Nähe zu kommen.

Digitized by Google

Kann etwas in der Sache geschehen, so ist es am besten, daß Fräulein Therese Herrn von Wolzogen darüber consultirt, der selbst Kunstfreund ist und als Director der Geschäfte des erbprinzlichen Hofs darüber zum Besten wirken kann. Zudem steht er mit der Kaiserin Mutter in Relation, für welche erhabene Frau vielleicht Copien gefertigt werden könnten. Dieses bitte ich ihr zu rathen, aber unseres Namens nicht zu erwähnen."

Böttiger selbst war, da er noch in Weimar lebte, durch einen seiner Freunde auf Fräulein von Winkel aufmerksam gemacht worden. Das war Friedrich Rochlitz, der Leipziger Dichter und Musikschriftsteller. Dieser aber stand mit der Dame nicht in literarischen sondern in persönlichen Beziehungen. (Für das Folgende Ad. Sterns Aufsatz über Rochlitz in Beiträge zur Literaturgesch. des 17. und 18. Jahrh. Lpz. 1893. S. 177 ff.; Einzelnes ist aus den Handschriften der Dresdener K. öff. Bibl. neu hinzugefügt.)

Zuerst machte Rochlitz auf Therese in einem begeisterten Briefe (31. März 1800) aufmerksam, indem er von dem „herrlichen Mädchen" sprach, „das gleichmäßig Virtuosin auf Clavier und Harfe, Malerin und durch sehr viel Wissenschaften gebildetes Frauenzimmer ist!" — Sie wurde Rochlitz' Braut. Dies theilte er in einem langen Briefe (30. August 1800) Böttiger mit und schrieb u. A.: „Sie wissen etwas von meiner langgeschätzten herrlichen Freundin Therese aus dem Winkel in Dresden. Sie wissen, denk' ich, daß sie an Geist, verbunden mit Geschicklichkeiten, Kunstfertigkeiten u. s. w. sich ehrenvoll neben unsere berühmtesten Weiber stellen darf, und daß sie wegen ihrer reinen Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und echten Weiblichkeit von jedem Kenner über die meisten gestellt werden muß. Nun kurz und gut — das süße Geschöpf ist meine Braut, ich bin der glücklichste Bräutigam auf Erden." Doch dauerte das Glück nicht lange. Schon vor Ende des Jahres war die Verlobung aufgelöst.

Digitized by Google

Am 13. December 1800 schrieb Rochlitz: „Therese war und ist gut, aber mit den raffinirtesten Schelmen umgeben. Es ist keine Rede mehr davon.“

Therese blieb unvermählt. Sie überlebte die drei genannten Schriftsteller und ebenso ihren fürstlichen Correspondenten um mehrere Jahrzehnte, denn sie starb erst am 7. März 1867 (sie war geboren am 20. December 1784). Ad. Stern, der sie noch persönlich kannte, schilderte sie als eine seltsame, durch ihre Erscheinung und Sprachweise komische Dame. Diesen Eindruck machte sie freilich erst in ihrem Alter; Schärferblickenden muß sie aber schon in ihrer Jugend einigermaßen seltsam erschienen sein. Auch Rochlitz, nachdem er aufgehört hatte, mit den Augen der Liebe zu sehen, kam von seinem enthusiastischen Urtheil zurück. Er weigerte sich zwar nicht, auf seines Freundes Böttiger Drängen, der dadurch freilich geringe Zartheit verrieth, gelegentlich journalistisch für die ehemalige Braut thätig zu sein, erklärte es aber, schon ehe er ein anderes Bündniß geschlossen hatte, für ein Glück, jene Bande zerrissen zu haben.

Wenige Jahre nach diesem Wendepunkte ihres Lebens lernte Therese den Herzog von Gotha kennen.

Sie hatte auf einer Studienreise Gotha berührt, dort entweder als junge Adlige oder auf Grund von Empfehlungen, vielleicht aber nur als Kunstbeflissene bei dem kunstliebenden Herzog um eine Audienz nachgesucht. Schön war sie nicht — selbst auf ihrem Selbstporträt sieht sie wie eine reizlose alte Jungfer aus —, die Anmuth ihrer äußeren Erscheinung war es daher nicht, die den Fürsten bestach.

Es war also nur geistige Sympathie, welche den Herzog bestimmte, das junge Mädchen zu einem Briefwechsel zu veranlassen. Dieser wurde Deutsch geführt, freilich mit vielen französischen Brocken, wobei dem Herzog, der im Ganzen mit dem Französischen wohl vertraut war, das Menschliche passirte, in einem Empfehlungsbriefe an einen Pariser Freund

seinen Schützling statt sorcière (Zauberin) souricière (Mausefalle) zu nennen. In ihren Briefen erzählte Therese von den Vergnügungen des Pariser Lebens, von öffentlichen Feierlichkeiten und Privatfesten, von den Bildern, die sie sah und copirte — durch die Empfehlungen des Herzogs hatte sie in den Galerien manche Vergünstigung erlangt —, von ihren Musikstudien. Der Ton dieser Correspondenz wurde auf Wunsch des Herzogs alsbald ein vertraulicher. Nicht als Herzog wollte er betrachtet sein, sondern als Mensch, verbat sich daher die seiner Stellung gebührenden Titel, sondern wollte der „theure Emil“ sein, wie er die Freundin, einen zweiten Vornamen anwendend, den sie neben ihrem eigentlichen Rufnamen führte, mit „herrliche, angebetete Emilie“ nannte. Diese Namensänderung wählte er, um auch äußerlich als Bruder der Schwester zu erscheinen. Ueber dies geschwisterlich-freundschaftliche Verhältniß ging sie, die sich schnell daran gewöhnte, den Herzog als „theurer Emil“ anzureden, niemals hinaus, und auch er dachte niemals daran, Freundschaft in Liebe zu verwandeln. Um so weniger, als er, wie erwähnt, seiner Gattin treu und zärtlich ergeben war und von ihren „engelhaften“ Vorzügen oft und aufrichtig genug redete. Trotzdem fehlte es nicht an Sendungen und Aeußerungen, die an Liebeständeleien zu gemahnen scheinen. Bilder und Locken wurden vom Einen zum Andern geschickt und Küsse, wenn auch nicht in Wirklichkeit ausgetauscht, so doch den Pfändern der Neigung — eben jenen Locken — aufgedrückt und im Geiste empfangen. Charakteristisch für die zwischen beiden herrschende Stimmung und für den Ausdruck dieser Stimmung sind folgende Worte des Herzogs: „Noch immer kann ich mich nicht ganz an das friedliche Bewußtsein gewöhnen, einen sichtbaren Beweis Ihres holden Andenkens zu besitzen, noch immer scheint mir die über Alles werthe, Alles verdunkelnde Locke nur ein leichter Traumschatten zu sein, noch immer berühr' ich mit zagender Hand die braune seidige Woge, die einst zierend, schattend und wärmend die jungfräuliche Stirne

Digitized by Google

meiner angebeteten Wahlschwester umkräuselte. Ja immer noch und immer sind die Küsse, die dieses Kleinod kaum berühren, so unendlich leise, daß die empfindlichste der Mimosen nichts davon ahnen würde, und daß die ätherischste der Sylphen nicht leiser küssen kann."

Man erkennt aus solchen Aeußerungen eine Schwärmerei und Gefühlsschwelgerei, die den modernen Leser fremd anmuthet. Diese Correspondenten flüchten aus der wirklichen in eine erträumte Welt. Der Grund dafür ist hauptsächlich der, daß beide sich unbefriedigt fühlen von Leben und Welt, daß beide unerfüllbare Ansprüche an das Dasein stellten. Bei Therese mag dies aus dem unklaren Drange junger Mädchen stammen; bei dem Herzog ist die Stimmung eine complicirtere. Manchmal macht sie den Eindruck, als wenn sie durch Reue über begangene Sünden erzeugt wäre, manchmal scheint sie dadurch entstanden zu sein, daß der Fürst, erfüllt von gründlicher Verachtung des Männlichen, das von ihm einmal der Inbegriff von „Gift, Schmutz und Dummheit" genannt wird, beklagt, diesem Geschlechte anzugehören. Man möchte sagen, das Thätigsein ist beiden zuwider, weil es sie vom Sinnen und Träumen abzieht.

Theresens Aufenthalt in Paris dauerte nicht viel länger als ein Jahr. Von dort ging sie nach der Heimath zurück. Sie berührte Gotha — von diesem zweiten persönlichen Zusammentreffen sind kleine Billete erhalten, die von Haus zu Haus flogen — und ließ sich, nachdem sie auch kurz in Weimar verweilt hatte, in Dresden nieder. Dort lebte sie als Kunstbeflissene und Lehrerin, trotz aller Anstrengung, zu der sie das Leben zwang, ihren idealen Neigungen und Anschauungen treu. Sie blieb dieselbe, auch in ihrer Wahrhaftigkeit und demüthigen Zärtlichkeit; aber der Herzog wurde ein Anderer. Nicht daß er etwa der armen Lehrerin nicht mehr die Bewunderung und Neigung schenken wollte, die er der wohlhabenden, kunstbegeisterten Adligen bezeugt hatte. Aber launisch war er und wollte Abwechselung haben. Darum

quälte er die Freundin mit bösen Spöttereien über den von ihr hochverehrten Lehrer, den Maler Kügelgen und beleidigte sie in einer geradezu unverantwortlichen Weise dadurch, daß er, als er nach Dresden kam, sie weder besuchte noch zu sich kommen ließ und ihr nachher eine lange Schilderung seines Dresdener Aufenthalts und seines Verkehrs mit den dortigen fürstlichen Herrschaften entwarf. Selbst darauf zu antworten besaß sie Selbstverleugnung genug; doch der Herzog erwiderte nicht mehr, brach vielmehr rücksichtslos den Briefwechsel ab, zu dem er einige Jahre vorher das Mädchen gedrängt hatte. Später, im Mai 1816, bei einem neuen Aufenthalte in Dresden, besuchte er Therese wieder; vier in Gotha aufbewahrte, bisher nicht gedruckte Briefe Theresens sprechen „von freudiger Erwartung dieses Besuches und heißem Dank dafür", aber eine Wiederaufnahme des Briefwechsels erfolgte auch darauf nicht.

Solange der Briefwechsel bestand, trat bei beiden Correspondenten eine glühende Verehrung Napoleon's hervor. Eine solche wäre begreiflich bei einem interessirten Rheinbundfürsten, der durch die Gnade des französischen Herrschers Gebietszuwachs und Standeserhöhung erhielt; sie bleibt seltsam und nur aus dem Heroencultus zu erklären bei einem Fürsten, der durch die Wirkungen der napoleonischen Zeit nur Geld und Ansehen verlor und, wie er selbst einmal klagte, aus einem völlig unabhängigen Selbstherrscher zu einem kleinen Vasallen herabgedrückt wurde. Trotzdem hatte Herzog August nur das eine Verlangen, den mächtigen Kaiser zu sehen, ihn, den leidenschaftlich Verehrten, zu dem die Zuneigung eine Art Abgötterei war, ihn, „der seit lange der Kaiser meines Herzens war und bald derjenige der Welt sein wird," und jubelte, als ihm 1807 das Verlangen erfüllt wurde. „Der Kaiser war bei mir," schrieb er. „Wissen Sie, was mir fehlt? Ich bin in ihn verliebt." Nicht so schwärmerisch, trotz ihrer weiblichen Natur, war Therese. Sie bewunderte den Im-

Digitized by Google

perator, den mächtigen Menschen; aber wenn sie an den zu Paris gefeierten Siegesfesten theilnahm, so konnte sie den Ausdruck nicht zurückhalten: „Da ich nicht Corsin sein kann, nicht Gallierin sein möchte und mich mehr Deutsche, als bloß Sächsin fühle, so ist mir recht wehe dabei." Gleichwohl war es eine ihrer ersten Bemühungen, nicht bloß um dem fürstlichen Freunde zu genügen, sondern um ihrem eigenen Verlangen nachzukommen, ein Bild des Kaisers zu erlangen, nach dem sie eine Copie machen könnte. Sie schwankte lange, ob sie das gewaltige Porträt David's wählen solle, entschied sich aber dann für dasjenige Lefèvre's, das sie gleichfalls sehr hochstellte. Nach fleißiger Arbeit wurde sie mit ihrer Copie fertig, war aber nach deren Vollendung theils zu schüchtern, um sie fortzuschicken, theils begehrte sie, ihr durch Rahmen und äußere Zierrathen erst den Schmuck zu geben, den sie für den fürstlichen Freund für nöthig hielt. Dieser aber war trotz des Gegenstandes und der Geberin, die ihn in gleichem Maße fesselten, nicht entzückt von dem Geschenke, seine langen und bangen Erwartungen schienen ihm gestillt und doch nicht gestillt, seine zahllosen Ansprüche getäuscht und doch übertroffen; es war ihm wohl das Aeußerliche des Cäsar's, selbst sein Blick, aber „die Züge schienen ihm nicht die des großen Einzigen zu sein, nicht sein Colorit, nicht sein Greifenauge, nicht sein einziges Lächeln". Man möchte sagen: auch hier sind Ideal und Wirklichkeit im Streit, diese vermag nie das völlig wiederzugeben, was jenes erträumt. Und doch war die Wirklichkeit schon bedeutsam genug. Zeugniß dafür mag folgende Schilderung Theresens sein, die sie vom Kaiser entwarf, eine Schilderung, die, als von einer Zeitgenossin herrührend, geschichtlichen Werth besitzt: „Wie edel und ungesucht ist sein Anstand, welche unbewußte Größe liegt in jeder seiner ausdrucksvollen Stellungen. Rasch aber selten und eben darum bedeutend sind seine Bewegungen. Er sieht viel wohler aus, als man ihn gewöhnlich schildert;

die Energie seines Geistes ist zu groß, als daß die Riesenwerke, die er unternimmt, ihn körperlich anstrengen sollten. Ernst und forschend ist sein festgerichteter, durchdringender Blick; wenn er aber bisweilen das sprechende Auge aufwärts wendet, dann spielt ein seelenvolles Lächeln um seine tiefbedeutenden Züge. Nichts war mir auffallender als die Kraft, einen so allumfassenden Geist so fest und bestimmt auf einen einzelnen Gegenstand anhaltend gerichtet zu sehen. Niemand im ganzen Hause folgte so mit voller Seele dem Gang des Stücks — man gab „Britanikus" — als Er. Er lebte es mit! Diese Gabe, sich auf das, was er seiner Aufmerksamkeit würdigt, so mit voller Energie zu concentriren, soll ihm ganz besonders eigen sein, und über jedes seiner Gespräche einen unnennbaren Reiz zu verbreiten."

Beweist schon dieses Eingehen auf Napoleon, so weit entfernt es auch von einer Schilderung oder Betrachtung einzelner Ereignisse ist, eine Beachtung thatsächlicher Verhältnisse, ein Leben in der Wirklichkeit, so tritt Solches auch sonst hervor. Therese zwar bleibt meist die Schwärmende, die sich ein Idealbild der Welt und ihres fürstlichen Freundes construirt hat und dies nicht zerstören mag; der Herzog aber tritt mehrfach aus den Wolken heraus, die er um sich zieht oder von Anderen um sich ziehen läßt. Dies thut er schon, wenn er derbsatirisch von Gothaer Zuständen schreibt: „Ersäufungen, Brände, Tabakhekatomben, fast alle Tage warm gegessen, es gibt Häuser, wo man, auf Ehre, sich alle Monate wäscht." Und: dort gäbe es „mehr Durchmärsche und so viele Plünderungen, als man ins Haus braucht, mehr Temperament als Temperatur und mehr Geduldvertreib als Zeitvertreib". Dies thut er noch deutlicher, wenn er aus dem wohlerwogenen Ton, aus den salbungsvollen Redensarten absichtlich in die fürstliche Sprache des 18. Jahrhunderts verfällt und der Freundin schreibt: „Ich muß gestehen, daß ich dero letzten Brief nicht absolument verstanden und capirt

habe, da er mir wie eine Art Gedicht vorgekommen und gedäucht." Am deutlichsten wird er aber, wenn er ganz resolut zu schimpfen anfängt. Dazu hatte er nur eine und zwar folgende Veranlassung. Therese übergab eine Melodie des Herzogs dem Pariser Componisten Radermann, damit dieser eine Phantasie darauf componire. Das that er nach langem Zaudern, erklärte aber deutlich, er wünsche nun, ob er sein Werk veröffentliche oder nicht, ein ansehnliches Geschenk vom Herzog. Darauf brach dieser los: „Sagen Sie dem Herrn Radermann, daß er ein impertinenter Esel ist, daß ich ihm für meine originellen Phantasien etwas abfordern kann, aber er nicht mir, und daß es mir sehr einerlei ist, was er für eine lutezische Brühe und wann er sie an meine Ananas macht. Er bekommt nichts, gar nichts, absolument nichts. Hummel (der bekannte Componist zahlreicher beliebter Operetten) ist jetzt bei mir, da vergißt man leicht solch Modegeschmeiß." Solch kräftige Abfertigung hatte übrigens die gewünschte Wirkung: der Pariser Künstler veröffentlichte seine Composition, auch ohne eines fürstlichen Geschenks gewiß zu sein.

Doch solches Eingehen auf die Wirklichkeit macht das Wesen des vorliegenden Briefwechsels nicht aus. Vielmehr sehen die Correspondenten lieber ab von den Geschehnissen und der sie umgebenden Welt, als daß sie auf sie hinblicken. Für sie existiren hauptsächlich nur zwei Menschen, das sind sie selbst, und bleiben es, trotz aller Zärtlichkeit, die der Herzog für seine Gemahlin und die Therese für ihre Mutter besitzt, weniger für ihren Vater, über dessen für sie in jeder Beziehung verhängnißvollen Tod sie kühl, fast frostig schreibt. Sich selbst zu ergründen oder wenigstens, da ihnen die rechte Methode und wohl auch der rege, zur Selbstprüfung nothwendige Forschungseifer fehlt, über sich zu grübeln, das ist ihr Lebenszweck. Denn die Aeußerung von Gefühlen macht den Hauptinhalt des Briefwechsels aus, nicht die Mittheilung von Gedanken, noch die Analyse und Beurtheilung literarischer

Digitized by Google

Arbeiten. Selbst der Herzog, obwohl er selbst Schriftsteller war, sprach fast nie von dem, womit er sich genießend und arbeitend beschäftigte, deutete höchstens ganz flüchtig frühere oder gegenwärtige Arbeiten an; Therese, die in der Poesie ebenso wie in der bildenden Kunst mehr eine Anempfinderin als eine Selbstschöpferin war, wußte sogar während ihres Pariser Aufenthalts von literarischen Producten kaum mehr zu melden, als von einigen Theaterstücken — und auch da zeigte sie sich vom Ballet mehr interessirt als vom Drama. Für die große französische politische und wissenschaftliche Literatur hatte sie keinen Sinn. Jedoch auch die deutsche belletristische Literatur wurde nur gestreift. Wüßte man nicht, daß die Zeit der Correspondenz die Blütheperiode der Romantik ist, aus diesen Briefen erfährt man nichts von deren Hauptwerken. Nicht einmal irgend ein Werk Jean Paul's, des großen Lehrmeisters der Schwärmer und Schwärmerinnen, der zudem ja des Fürsten Freund war, wird analysirt. Und Goethe? Er müßte, sollte man denken, in den Briefen eines Gothaer Fürsten, der an Thüringens Glanz doch auch seinen Antheil haben wollte, einen breiten Platz einnehmen, doch wird auch er kaum erwähnt, wie ja auch die persönliche Berührung beider Männer gering war (s. o. S. 181). Wie Therese bei ihrer allerdings sehr kurzen Schilderung Weimars, das sie bei ihrer Rückreise von Paris passirte, Goethe's nicht gedenkt und nur einmal kurz berichtet, sie wolle sein Bild malen, so nennt der Herzog Goethe nur ein Mal unter den von ihm bevorzugten Schriftstellern und setzt sich gelegentlich zu Goethe in directen Widerspruch, indem er als Urtheil eines Freundes über den Maler Kügelgen die Worte schreibt: „er sollte das Gemälde zu den Goethe'schen Wahlverwandtschaften zusammenklecksen“ und hinzufügt: „Können Sie sich etwas Beißenderes denken?“ Diese Stellungnahme gegen Goethe ist um so merkwürdiger, da der Herzog in manchen Dingen, z. B. in der Abneigung gegen

Digitized by Google

alles Mystische mit Goethe sympathisirte, so daß er einmal Zacharias Werner und Chateaubriand perhorrescirend seinen Standpunkt mit den Worten darlegte: „Ich will keine griechische Chimäre, aber auch keinen apokalyptischen siebenhörnigen Schöps, ich bin ein Mensch und will das Menschliche.“ Theresens einziges Urtheil ist ein enthusiastisches Lob der antiquarischen Vorlesungen K. A. Böttiger's, des nicht allzu vortheilhaft bekannten Allwissers, des oben mehrfach erwähnten Protectors der Dichterin-Künstlerin, der trotz seiner Bestrebungen, dem Fürsten zu huldigen, von diesem nicht sonderlich geliebt, vielmehr einmal gar nicht übel folgendermaßen charakterisirt wurde: „Ihren Böttiger möchte ich wie einen Pelikan gemalt sehen, der aus dem Tintenfasse der Manier mit seinem rüstigen Schnabel tausend Ströme von rosenrother Tinte springen macht. Mache auf dein Schnäbelein.“

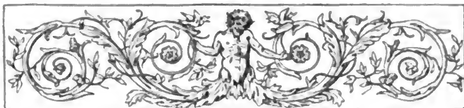
Die Hauptsache in dem Briefwechsel des Fürsten und der Künstlerin ist aber nicht eine Summe politischer, literarischer, künstlerischer Einzelheiten, sondern Herzensergießungen, ästhetische Darlegungen, allgemeine Betrachtungen. Mag dabei manches künstlich und geziert, ja gequält und ungesund erscheinen, so macht gerade in unserer Zeit, in welcher der Kampf um das Reale die Kräfte der Menschen völlig in Anspruch nimmt, diese Flucht aus der Welt, in das Reich des Ideals einen doppelt erfreulichen Eindruck. Sich selbst charakterisirte Therese einmal mit folgenden, auch auf ihren fürstlichen Freund passenden Worten, die gewiß einen größeren Eindruck machen würden, wenn sie einfacher und weniger überschwänglich wären: „Ich glaube an ein rastlos kämpfendes Streben der Zeit und an eine nie verklingende selige Harmonie der Ewigkeit, an den durch alle Welten forttönenden Dreiklang von Natur, Kunst und Ideal, Kraft, Wahrheit und Schönheit, Glaube, Hoffnung und Liebe, an ein göttliches Leben und eine lebendige Gottheit,

Digitized by Google

sowie an einen Götterfunken in uns, der, wenn wir ihn recht rein vom Erdenstoff erhalten und immer heller anfachen, einst mit Allem, was ihm in der weiten Schöpfung verwandt ist, sich zur heiligen Flamme vereinend emporlodern und als Strahlenlinie wenigstens mitleuchten wird im ewigen weltverklärenden Lichte am Fuß des Thrones der Ursonne."



Digitized by Google



IX.

Johanna Motherby[22]).

Manche Frauen sind nicht sowohl durch das berühmt geworden, was sie thaten, als durch das, was sie bedeutenden Männern waren. Namentlich gilt dieser Satz für das vorige Jahrhundert, da die Frauen noch weniger als jetzt mit dem Anspruch auf eine öffentliche Wirksamkeit auftraten und von ihrem Stübchen aus oder von den Salons, deren Hauptzierde sie waren, ihre Wirkungen übten. Bei manchen dieser Frauen waren Geist, Schönheit und gesellschaftliche Stellung in gleichem Maße geschäftig, einen außerordentlichen Eindruck hervorzubringen, bei anderen ging der Einfluß von der mächtig anziehenden Persönlichkeit aus und kann weder durch ihre Briefe noch durch die begeisterten Schilderungen der Zeitgenossen genugsam erklärt werden. Es kommt vor, daß solche Frauen außer für den kleinen Kreis, dem sie angehörten, lange unbekannt blieben und erst durch eine literarische Entdeckung aus ihrem Dunkel hervorgezogen wurden.

Die Wohlthat einer solchen Entdeckung ist nun einer deutschen Frau — denn deutsch ist sie trotz ihres englisch klingenden Namens — zu Theil geworden, die am Anfang unseres Jahrhunderts lebte. Johanna Charlotte Thielheim,

Digitized by Google

1783 in Königsberg als Tochter eines Handwerkers geboren, wurde 1806 von dem Arzte Dr. William Motherby geehelicht und durch diese Heirath Vorsteherin eines Hauses, das als Mittelpunkt der Königsberger Geselligkeit galt. Da der Mann als Arzt und Schriftsteller sehr beschäftigt war, so fiel die Last der Repräsentation zumeist auf die junge Frau, die 1807 und 1808 zwei Kinder geboren hatte. Weil nun Königsberg in jenen Jahren provisorische Residenz des preußischen Staates war, so waren Stadt und Haus voll von bedeutenden Männern. Zwei unter ihnen, Wilhelm v. Humboldt und Ernst Moritz Arndt, traten der Frau näher, die ruhelos, unbefriedigt in der Verbindung mit ihrem unermüdlich thätigen, durchaus unromantischen Gatten nicht das geträumte Glück gefunden hatte. Es kam mit beiden zu vertrautem, zärtlichem Briefwechsel, der zum Anfang einer dauernden Freundschaft wurde. Eine wahre Liebesleidenschaft erfüllte die reifere Frau seit etwa 1818 zu dem um zehn Jahre jüngeren Mediciner Johann Friedrich Dieffenbach. Sie hatte zur Folge, daß nach langen Verhandlungen die Ehe mit Motherby gelöst wurde. Auch die übrigens kinderlos gebliebene Ehe mit Dieffenbach, der seit 1823 in Berlin lebte und dort als Arzt, Chirurg und Universitätslehrer eine unvergleichliche Wirksamkeit entfaltete, brachte nicht das gewünschte Glück; der jugendlich geniale, vielbegehrte, fast ausschließlich seiner Wissenschaft hingegebene Mann wurde von der alternden Frau mit Eifersucht verfolgt; auch diese Ehe wurde, und zwar im Jahre 1833, gelöst. Seitdem lebte Frau Professor Dieffenbach viel in Berlin, wo sie gelegentlich ganz junge Männer, wie den Shakespeare-Uebersetzer J. Ph. Kaufmann, in ihre Gefolgschaft aufnahm, mehr auf Reisen, wo sie einmal ihre Tochter aus erster Ehe pflegte, sonst viel mit Elisa v. Ahlefeldt, der verlassenen Freundin Immermann's, zusammen war. Mit der Letztgenannten führte sie einen lebhaften Briefwechsel, mit

Digitized by Google

ihr lebte sie, nachdem sie mit ihr eine gemeinsame Fahrt nach Italien unternommen, seit dem Jahre 1840 zusammen in Berlin. Kurze Zeit war es ihr vergönnt, mit jener, die von Johanna als eine Art höheres Wesen betrachtet wurde, einen literarischen Hofhalt zu führen, in dem ältere und jüngere Schriftsteller sich gern bewegten; am 22. August 1842 starb sie. Dieffenbach schrieb einem Freunde an demselben Tage: „Ich bin zu tief erschüttert, um viel schreiben zu können, denn vor einer Stunde ist die Nachricht vom Tode meiner ersten Frau bei uns eingetroffen. Die Arme ist also todt!" Diese nüchternen Worte, in denen ich nicht mit dem Herausgeber „den tiefen Schmerz einer Mannesseele" entdecken kann — es folgen ihnen ziemlich gleichgültige, im ruhigsten Tone vorgetragene Nachrichten —, sind die einzige zeitgenössische Aeußerung; W. v. Humboldt war 1835 gestorben, Arndt, dessen Briefe 1836 aufhörten, schwieg; auch die Berliner Zeitungen brachten keine Notiz, nicht einmal eine Todesanzeige. Außer wenigen Briefbruchstücken an die bereits genannte Elisa v. Ahlefeldt war bisher nichts von Johanna gedruckt; ob Briefe von ihr an ihre männlichen Correspondenten erhalten sind, ist nicht bekannt; als Schriftstellerin trat sie nicht auf. Daher muß man versuchen, einige Züge ihres Wesens aus den an sie gerichteten Briefen zu erkennen.

Diese Briefe sind und bleiben ein Stückwerk in doppeltem Sinne. Erstens deshalb, weil sie nur die Schreiben der Männer, nicht aber die Antworten der Frau enthalten. Zweitens deshalb, weil das Verhältniß Johanna's zu Humboldt und Arndt für beide Theile nur eine Episode war, für die Frau nur ein Vorspiel der großen, ihr Leben erfüllenden Leidenschaft für Dieffenbach. Von dieser ist aber bisher nichts bekannt, ebensowenig von ihrem Verhältniß zu ihrem ersten Gatten. Man muß nun nicht, um Johanna's Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe zu erklären, diesen

Digitized by Google

Gatten für einen inferioren Menschen ansehen. Vielmehr war Motherby, geb. 1776, gest. 1847 — er überlebte also seine Frau um fünf Jahre —, ein Mann, der mit hervorragender Fachkenntniß, die er in seiner ärztlichen Praxis bethätigte, eine tüchtige, weltmännische Bildung vereinigte. Er besaß Respect vor Goethe; als Humboldt ihn um ein paar Blätter aus einem in seinem Besitze befindlichen Notatenbuche Kant's bat, riß er sie heraus, sobald er gehört hatte, daß sie für Goethe bestimmt seien; dafür ward ihm ein Dankbrief Goethe's zur Belohnung. Kant, dem er in dessen letzten Lebensjahren persönlich nahe stand, seinem „unvergeßlichen Lehrer", bezeugte er tiefe Verehrung; seinen Manen ist eine von Motherby's Schriften in „unauslöschlicher Ehrfurcht" gewidmet. Auch einige Shakespeare-Uebersetzungen rühren von ihm her, Arbeiten, zu denen der gebildete, in Deutschland lebende Engländer besonders berufen war, und die ihm nach Aeußerungen einiger competenter Beurtheiler wohl gelungen zu sein scheinen.

Nicht also die geistige Inferiorität des Mannes war es, die Johanna anderen Männern zutrieb und schließlich die Scheidung von dem Gatten verursachte. Auch sonstige Gründe, die andere Frauen jüngeren Männern begehrenswerth erscheinen lassen, fallen bei ihr fort. Sie war nicht schön. Ein unserem Buche beigegebenes, doch wohl den Jugendjahren entstammendes Bild zeigt üppige Formen, aber ein eher abstoßendes als anziehendes Gesicht, besonders einen häßlichen großen Mund. Daß aber etwa Sinnlichkeit der Beweggrund ihrer Zuneigung zu Männern gewesen, dürfte schwer zu behaupten sein. Die Beiden, die hier in Frage kommen, waren bedeutend älter als ihr Mann, Humboldt geb. 1767, Arndt 1769, beide also dem Gatten fast um ein Jahrzehnt voraus; jener verheirathet und Vater mehrerer Kinder, dieser zwar verwittwet, aber Vater eines Sohnes, damals wohl schon in weibliche Bande verstrickt, die später fest geknüpft

Digitized by Google

werden sollten und zu einer Jahrzehnte währenden glücklichen Ehe führten. Wären es wirklich leichte Liebesfreuden gewesen, die Johanna verlangt und den ihr sich Nähernden gewährt hätte, so wäre es undenkbar, daß die Beziehungen zwischen der Frau und den Familien der Männer fortgedauert hätten; in Wirklichkeit aber blieb Johanna Freundin und gelegentlich Gast des Arndt'schen Hauses und wurde während ihres Berliner Aufenthalts von den Humboldt'schen Damen eifrigst aufgesucht.

Was nun brachte die Frau in jene eigenthümlichen Verhältnisse, deren Zeugnisse jetzt vorliegen? Aus einer Schilderung Feodor Wehl's, der einzigen zeitgenössischen, die bekannt geworden ist, kann man eine Antwort nicht geben. Sie lautet: „Frau Johanna Dieffenbach war klein, corpulent und häßlich, auch ungeheuer beweglich und immer fieberhaft erregt. Aber sie hatte eine unendliche Fülle von Geist und Liebenswürdigkeit, einen unerschöpflichen Fond von Gutmüthigkeit und begeisterter Hingabe an alles Schöne und Gute.“ Gewiß sind solche Eigenschaften fähig, Männern zu gefallen, nicht aber sie dauernd zu fesseln. Etwas Anderes muß daher der Beweggrund dieser eigenartigen Verhältnisse gewesen sein.

Näher zur Beantwortung der Frage führt ein Wort in einem Briefe E. M. Arndt's an die Geliebte: „Liebe und Phantasie und immer nichts Anderes, das ist Furina's Leben.“ (Furina kann kleine Diebin bedeuten, wird aber wohl hier als Namen einer sonst unbekannten Göttin gebraucht, deren Festtag auf den 25. Juli fiel.) Phantasie! Kraft dieser mächtigen Zauberin träumten sich Männer und Frauen während jener traurigen Zeit der Unterdrückung des Vaterlandes, der fast entschwundenen Hoffnung auf eine Erhebung, in andere Zustände und Welten hinein.

Die Phantasie spielte eine ganz besondere Rolle in den Zeiten der Romantik. Zwar Wilhelm v. Humboldt und

Digitized by Google

Arndt waren keine Romantiker, jener der intimste Freund und Gesinnungsgenosse unserer klassischen Dichter, dieser, durchaus real, Geschichtsstudien ergeben, ohne mittelalterliche Sentimentalität, Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegenwart aufmerksam prüfenden Auges verfolgend. Aber die Frauen jener Zeit waren durch und durch der Romantik verschrieben. Sie fanden kein Behagen an den gefesteten Verhältnissen, sie fühlten sich in der Ehe beengt, mochte auch sonst der Gatte ihren Neigungen entsprechen; beengt eben, weil es gesetzlich bestimmte Verhältnisse waren; sie sehnten sich nach jenen „hohen Menschen", wie sie Jean Paul in seinen Romanen zu schildern liebte, jenen Mustern von Vollkommenheit und Güte, die, in Wolken gehüllt, über die irdischen Zustände dahin schwebten, erhaben über allem Kleinlichen und Vergänglichen. Wie die Romantiker überhaupt jene „blaue Blume" suchten, das vollkommene Ideal-Erhabene in allen Richtungen des Lebens, so schwärmten auch unsere Correspondenten in Mondschein, Blumenduft und Vogelgesang. „Mein buntes romantisches Vöglein," sagte Arndt einmal geradezu.

Man höre ferner nur zwei Aeußerungen desselben sonst so gesunden Arndt. Die eine kurze läßt sich noch hören: „Schlafe wohl, Holdselige, schlafe wohl, weißer Schwan Apollos, und wiege und singe Dich auf den Fluthen süßer Gefühle ein;" die andere aber führt uns völlig in die romantische Ueberschwänglichkeit jener Jahre. Arndt erzählt, daß er bei einem Spaziergange zu einem Baum gekommen sei, in den die Liebenden ein Kreuz zu graben angefangen hatten, das er nun fertig machte, und fährt fort: „Als ich nun endlich die beiden Augen des Kreuzes oben gebohrt hatte, da war es mir, als seien es die Augen der Einziglieben gewesen, und sie haben gefunkelt; und ich mußte die beiden Löcher küssen und wieder küssen mit seliger Inbrunst, und meine Augen füllten sich mit Thränen, und Herz und Auge

Digitized by Google

füllen sich mir mit Thränen, da ich dies schreibe. Und ich warf mich wieder auf mein Lager und pflückte das grüne Eichenblatt und legte es in den Hut, daß ich es meiner Liebe sendete; und ich war fast traurig, und der Himmel hing mit dunkeln Regenwolken über mir. Das hab' ich aber vergessen, daß, als ich zu der Eiche kam, zwei junge Vögel vor mir hinflatterten, die noch nicht flügge waren. Und ich lag wohl anderthalb Stunden und träumte und schaute und sehnte mich nach Deinen Geistern, die da kommen sollten. Und sie kamen, aber sie waren nicht lustig." — Es ist nicht gut möglich, romantischer zu reden.

Außer auf diese romantischen Anschauungen muß man zur Erklärung des eigenartigen Verhältnisses auf ein Werk eines Nichtromantikers hinweisen, nämlich auf Goethe's „Wahlverwandtschaften". In demselben Briefe, in dem Humboldt Kant's Notizblätter aus dem Besitze Motherby's, seines genauen Freundes, an Goethe schickte, schrieb er, wenige Tage nach seinem ersten an Johanna gerichteten Briefe: „Wir haben ja so mancherlei zu besprechen, auch die Wahlverwandtschaften, die mir einige sehr glückliche Tage in Königsberg gemacht haben." Dies ist kein zufälliges, bloß äußerliches Zusammentreffen. Jedes bedeutende Dichtwerk ist nämlich entweder Ausdruck einer die Zeit beherrschenden Stimmung, oder es gibt einer neuen Gedankenrichtung ihren Ursprung. Ein Gleiches ist bei den „Wahlverwandtschaften" der Fall. Jener Goethe'sche Roman, fern von jeder Unsittlichkeit, predigte vernehmlich genug die Heiligkeit der Ehe, stellte jedoch als Bedürfniß einzelner vornehmerer Naturen hin, eine Ergänzung ihres Wesens in einem gleichgestimmten nicht gesetzlich mit ihnen verbundenen zu suchen. Die Verwandtschaft durch Wahl trat neben Blutsverwandtschaft oder eheliche Verbindung. Gar manche Frau mochte aus der Lectüre des Romans nichts Anderes entnehmen, als die Berechtigung für sich, ihre Phantasie und Liebe, die in ihrer

Ehe keine völlige Befriedigung fand, einem Manne zuzuwenden, der in ihren Augen zunächst den Vorzug besaß, nicht ihr Gatte zu sein. So schmückte auch Frau Johanna die zwei bedeutenden Männer, die der Zufall in ihr Haus führte, mit Gaben und Eigenschaften aus, die sie gar nicht besaßen. Es war mehr ein Schwelgen in der Phantasie, als im Leben, in der Wirklichkeit, der Traum einer neuen idealen Liebe, dem wirkliche Begehrlichkeit ziemlich fern war.

So wenigstens erscheint durchaus der Verkehr mit Humboldt. Ihm ist sie der Inbegriff der Güte und Empfindungskraft; er rühmt ihre wahre und seltene Größe, das, was ihr einmal theuer sei, weder im Innern noch Aeußern zu verleugnen. Das durchaus Unsinnliche des Verhältnisses wog so sehr vor, daß er in seinen Briefen nicht nur ihren Mann und ihre Kinder häufig erwähnte, sondern auch von seiner eigenen Frau mit warmen Worten sprach. Als er dagegen einige Jahre später (1813) den Briefwechsel wieder aufnahm — vielleicht sind auch die dazwischen liegenden Briefe nur verloren —, wurde er inniger und dringender. Er vertauschte das Sie der Anrede mit dem traulicheren Du. Er unterschied, wie unter der Einwirkung der „Wahlverwandtschaften", seine Ehe, in der er, wie die Leute sagen und wie es ja auch recht wahr sei, „bürgerlich und gemein genommen" glücklich sei und glücklich mache, und daneben eine „eigentliche und tiefere Liebe", die er also charakterisirte: „Da kommt es gar nicht auf Glücklichmachen an, da kann es auch Schmerz und Leiden geben. Denn diese Liebe besteht darin, daß das Weib ganz aufgehe in den Mann und gar keine Selbständigkeit mehr habe als seinen Willen, keinen Gedanken, als den er verlangt, keine Empfindung, als die sich ihm unterwirft; und daß er vollkommen frei und selbstkräftig bleibe und sie ansehe als einen Theil von sich, als bestimmt für ihn und in ihm zu leben."

Solche Subordination mochte nicht nach dem Sinne der Frau Johanna sein; sie antwortete Humboldt nicht mehr

Digitized by Google

trotz wiederholter Schreiben. Allerdings hatte sie vollauf Grund zum Abbrechen dieser Beziehung, denn zur selben Zeit, da Humboldt derartige übertriebene Forderungen stellte, hatte sie in Arndt einen Verehrer gefunden, der aus einer anderen Tonart redete. Seine Briefe machen den Eindruck, als wenn in diesem Falle die Frau die Drängende, der Mann dagegen der Zurückhaltende gewesen wäre. Begehrlichkeit auf Seiten der Frau nicht im Sinne augenblicklichen Sinnengenusses, sondern in dem Gedanken einer Trennung von dem ungeliebten Manne und einer dauernden Verbindung mit dem geliebten. Solch Drängen als gar nicht nach seinem Behagen wehrte Arndt ab; er hatte für seine Zukunft ganz andere Pläne, ging auch während der Maienzeit dieser Leidenschaft eine eheliche Verbindung mit einer Andern ein. Man kann in seinen Briefen schrittweise verfolgen, wie er vor dem Elementaren, Dämonischen in dem Liebesverlangen der Frau zurückbebt, ihr allmählich Ruhe und Vernunft predigt und schließlich, je länger und unbequemer das Verhältniß ihm wird, zu religiösen Mahnungen seine Zuflucht nimmt.

Trotzdem erscheint in den Blüthejahren der Correspondenz von 1813—1815 das Verhältniß oft so, daß man an Unerlaubtes denken könnte. Hyperkritiker möchten bei Arndt's Aeußerungen „meine beiden holdseligen Kinder", oder gar, „unsere lieben braunen Kinder" Früchte verbrecherischen Umgangs annehmen, doch beziehen sich die angeführten Worte auf die mehrere Jahre vor der Bekanntschaft mit Arndt geborenen Kinder Johanna's. Aber auch besonnene Beurtheiler werden stutzig, wenn sie die Worte Johanna's lesen — die einzigen von ihr überlieferten — „Ich küsse Dich tausendmal tausend, wie ich küssen kann" oder wenn sie Arndt's Aeußerung erfahren: „O es wäre wohl das Süßeste gewesen, hätte ich Dich wirklich auf meinem Schoß gehabt, Dein Köpfchen an meine Brust gelehnt, Deine seelenvollen Aeuglein in Liebe zu mir aufleuchtend, Deine süßesten

Digitized by Google

Rosenlippen sanft zu mir aufschwellend und mit welchem Honig der Liebe", oder gar die folgende: „Furina, kleines buntfarbiges lebendiges Wesen, süßeste kleine Furina, würdest Du doch auf ein paar Stunden, nein auf eine Nacht, eine verborgene kosende und küssende Nacht zu mir gebracht." Aber auch angesichts solcher bedenklich klingender Worte wird man sagen müssen, daß es keine Reminiscenzen, sondern Wünsche, oder vielmehr nicht einmal Wünsche, sondern nur verwegene Träume einer wirren Phantasie sind. Es ist ja schwer zu glauben, daß Eifersuchtsausdrücke gegen Humboldt als den Geliebteren, oder Gedichtsphrasen, wie die: „Es ist Furina all mein Heil und Glück" nicht Aeußerungen eines Vollgeliebten, in dem ganzen Ausdruck des Wortes, sind, und doch, sobald man sich in die Zeit, in den Gedankenkreis, in die Eigenart jener Menschen versetzt, wird man sich sagen müssen, daß hier reine Verhältnisse obwalten, in denen nur schrankenlose Phantasie und romantischste Romantik ihr Wesen treiben. Arndt schreibt einmal: „Ich weiß kaum, wie ich die süßverderbliche Gluth des zu ungestümen Busens dämpfen und wie ich Ruhe finden soll; denn die Holde, die sie allein und für immer geben könnte, ist mir doch versagt und vielleicht für alle irdische Zeit versagt." Und ein anderes Mal: „O Du weißt nicht, wie die selige Flamme immer heißer und jünger in meiner Brust brennt, und wie ich, wann die lästige Gegenwart mich losläßt, Dich an all' mein Leben und alle meine Zukunft hänge. Wie wünschte ich im süßen Tone auch aus Dir Leben zu erwecken! wie denke ich mir Vieles so herrlich mit Dir! wie kann ich mir mit Dir besonders denken, daß ich mit Dir einen Lebensabend, einen himmlischen Lebensuntergang träumen und leben könnte, der weder ein Abend wäre noch ein Lebensuntergang." In der ersten Stelle mischt sich Liebesleidenschaft mit Entsagung; der unbefangene Leser der zweiten Stelle sollte meinen, daß hier Jemand spricht, der Ansprüche zu erheben das Recht hat.

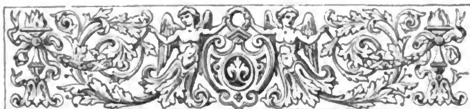
Digitized by Google

oder Jemand, der nichts sehnlicher begehrt, als eine vollständige dauernde Verbindung mit der Geliebten. Und doch geht eben dieser Phrase der Satz voraus: „O meine Furina! Du sagst, wenn Du frei wärest, was Du thun wolltest, aber ich würde die Wirklichkeit nicht wollen noch lieben.“

Deutlicher kann man nicht sein. Das ist nicht die Abwehr des keuschen Joseph gegen die sinnlich-begehrliche Frau Potiphars, sondern das Bekenntniß eines Träumers, der abseits von der realen Welt, in der er vollauf seinen Mann steht, eine eingebildete Welt sich zurechtzimmert, in der er während seiner Mußestunden sein Behagen findet. Durch solche Erklärung wird freilich die Episode in Arndt's und Humboldt's Leben nicht erbaulicher, und ihre damals geschriebenen Briefe werden um nichts erquicklicher. Sie sind vielmehr nur ein charakteristisches, aber für den Liebhaber geschichtlicher Betrachtung außerordentlich merkwürdiges Zeugniß der großen Verirrung, die man als Epoche der Romantik bezeichnet. Aber eine solche Erklärung ist einzig und allein möglich, wenn man nicht der undenkbaren, nicht bloß widerwärtigen Vorstellung Raum geben will, daß eine geistreiche, bis in ihr höheres Alter von ihrem geschiedenen Gatten, von ehemaligen Freunden, von hochstehenden Frauen und züchtigen Mädchen verehrte und vielgepriesene Frau nichts Anderes als eine gemeine Hetäre war.



Digitized by Google



X.

Deutsche Dichtung in den Befreiungskriegen.

Der Zeit der politischen und literarischen Befreiung Deutschlands war eine Periode schweren Leids und trauriger Selbsterniedrigung vorangegangen. Wie nach der furchtbaren Niederlage Preußens im Jahre 1806 die Festungen feige den Feinden übergeben wurden, Generale und Politiker das Ende aller Dinge befürchtend, in den schlimmsten Thaten ihre Schwäche und Kopflosigkeit bewiesen, so verriethen auch die Literaten eine unselige Schwäche. Die Muthlosigkeit wurde zum Princip erhoben; die Verherrlichung Napoleon's wurde allgemeine Mode. Wie aber Soldaten und Politiker sich aus ihrer staatverderbenden Starrheit bald erhoben und langsam eine Reform vorbereiteten, durch die es wenige Jahre später möglich wurde, dem Feinde gerüstet entgegen zu treten, so zeigten sich auch in der Literatur bald nach 1806 die Wendungen zum Besseren. Zeugnisse dafür sind Ad. Müller's Dresdener Vorlesungen, Joh. v. Müller's berühmte, von Goethe übersetzte Friedrichsrede mit dem oft angeführten Satze: „Niemals darf ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen", die Bestrebungen der Romantik, die kühnen Aufrufe einiger

Digitized by Google

wahrhaften Volksmänner, die Begründung der Universität Berlin, die Stimmung der deutschen Dichter beim Tode der Königin Louise.

Die Romantik, so unpraktisch sie sich sonst zeigte, ward anregend dadurch, daß sie das nationale Element in der Literatur betonte, auf die im Schoße des Volkes ruhenden geistigen Schätze hinwies und besonders die mittelalterlichen Lieder hervorhob, in welchen Größe und Ruhm Deutschlands verkündet wurde. Ein Buch wie Jahn's „Deutsches Volksthum" wirkte für Erhebung durch das in ihm ausgesprochene felsenfeste Vertrauen auf deutsches Wesen und deutsche Kraft tiefer und nachhaltiger als eine gewonnene Schlacht. Mancher Undeutsche wurde stutzig, wenn er hörte, daß Goethe, den er für einen Franzosenfreund zu halten geneigt war, einen Congreß deutscher Männer versammeln und ein deutsches Volksbuch zusammenstellen wollte. Das von dem wackeren Perthes, der in schweren und frohen Tagen ein eifrig strebender und erfolgreicher nationaler Herold war, angekündigte „Vaterländische Museum" hob den Muth manches Schwankenden und schloß die Männer eines Sinnes zu einer festen Gemeinschaft zusammen. Die Begründung der Universität Berlin wurde als eine That nationaler Erhebung begrüßt: in einer derartigen neuen geistigen Pflanzstätte hofften die Erschlafften neue Nahrung und Kraft zu finden. So sehr man auch den Tod der unvergeßlichen Königin Louise beklagte, gerade in dem Schmerz und in der Verzweiflung stärkte sich das Bewußtsein der Vergeltung und Rache. Ungemein nachhaltig wirkten Fichte's „Reden an die deutsche Nation". Die Darlegungen, daß ein Volk nur dann gerettet werden könne, wenn es in sich selbst die Kraft dazu fühle, daß eine Wiederbelebung nur durch eine nationale Erziehung hervorgerufen werden könne, zeigten, wo die Schäden lagen und mahnten zu ihrer Abstellung. Aber auch die Worte eines Verstorbenen wirkten. Schiller's Dramen, so wenig nationale Stoffe sie

Digitized by Google

auch behandelten, bewiesen damals ihre nationale Kraft: die Mahnungen zur Einigkeit, die Aufrufe zur Heilighaltung der nationalen Ehre entfesselten nicht bloß in den Theatern einen augenblicklichen Beifallssturm, sondern übten, wo sie auch immer gelesen wurden, nachhaltige Wirkung aus (vgl. oben S. 123 fg.).

So fand im März 1813 der „Aufruf an mein Volk" ein Geschlecht, das vorbereitet war zu einem großen Kampfe, und das die Hoffnung auf Befreiung in sich genährt hatte. Wie dieser Kampf gekämpft, wie die Befreiung herbeigeführt wurde, ist hier nicht darzulegen. Vielmehr soll versucht werden, zu zeigen, wie die Thaten dichterisch verklärt, wie die Helden gepriesen und die siegenden Ideen verherrlicht wurden. Einem solchen Versuche stellen sich zwei Schwierigkeiten entgegen. Die eine liegt in der Massenhaftigkeit des Stoffes: Goedeke zählt 30 patriotische Dichter, 90 damals erschienene Sammlungen von Vaterlandsgesängen auf; eine Zusammenstellung der am 18. October 1814 begangenen Feierlichkeiten bildet einen Band von über 1100 Seiten. Die andere Schwierigkeit liegt darin, daß der Stoff allgemein bekannt zu sein scheint. Dichtungen von Arndt, Körner, Schenkendorf stehen in allen Schullesebüchern und Anthologien und machen den Bestand vielverbreiteter Liederhefte aus. Daher thut dem Bearbeiter unseres Themas zweierlei noth: er muß das gewaltige Material zusammendrängen und nach Ausscheidung des Bekannten das Unbekanntere wählen, in diesem Falle unter möglichster Beiseitelassung der bekannteren Dichter den Hauptnachdruck auf die weniger verbreiteten Volkslieder legen.

Das Volkslied kleidete sich in verschiedene Formen und bevorzugte mannigfache Dialekte. Man liebte es, plattdeutsch zu reden, gelegentlich das Jüdischdeutsche anzuwenden, namentlich aber das Kauderwelsch des das Deutsche radebrechenden Franzosen nachzuahmen. Man gebrauchte Chronosticha, lateinische Verse, in denen einige durch den Druck hervorgehobene Buchstaben die Jahreszahl andeuteten, ABC-Lieder,

Digitized by Google

deren Zeilenanfänge das Alphabet seiner Reihenfolge nach wiedergaben, Buchstabenspielereien anderer Art nach folgendem Schema: „Moskaus merkwürdiges Meisterstück machte muthwillige Männer morsch.“ Man gefiel sich in witzlosen Echoliedern, in denen das Echo eine den Franzosen ungünstige Antwort zu geben hatte. „Sage mir, wann wird England der Franken Colonie? O nie! Ich verlasse mich auf meine Größe, wem könnte ich da mißfallen? Allen! Was soll denn aber endlich aus der Franken Kaiser werden? Erden!“ Man gebrauchte biblische Wendungen, theils indem man zur Darstellung der Ereignisse den schlichten Ton der Bibel nachahmte, theils indem man Gebete dichtete mit Einfügung biblischer Worte oder alter Gebetsformeln, z. B. das „Vaterunser des Bauern“, dessen Anfang so lautete: „Vater unser, der du bist im Himmel, Befrei uns von dem Kriegsgetümmel, Und von der Tyrannei Gezücht, Auf daß ihr Unternehmen nicht Geheiliget werde, Und daß nicht Frankreichs frecher Same Bei uns mehr gelte als Dein Name, Sie quälen ohne Ruh' und Rast Und schreien: Bauer, was Du hast, Zu uns komme. Sie rauben, plündern immerdar, Und wenn sie können auch sogar Dein Reich.“ Wie die Bibel, so benutzte man auch untheologische lateinische Vorlagen, z. B. das Gaudeamus igitur, oder führte classische Reminiscenzen an. Mit besonderer Vorliebe nannte man die alten heidnischen Götter und stellte deren Thätigkeit für die deutsche Sache etwa so dar:

Es gibt Diana ihren Nymphen allen
Den Freipaß zur Soldatenfrau;
Selbst Vesta nimmt's, der Landwehr zu gefallen,
Mit ihrer Lampe nicht genau.
Merkur kehrt seine harten Mammonsdiener
Zu milden Patrioten um,
Und stark beim Appetit der heiligen Hühner
Fühlt sich das fromme Publicum.

Das Volkslied ist, wie schon aus einigen der mitgetheilten Proben ersichtlich ist, gern humoristisch. Diesen Humor den Lesern klar zu machen, ist aber eine ungemein schwierige Aufgabe. Denn der Humor wirkt auf den Einzelnen je nach seiner Stimmung und seiner Individualität; es könnte daher leicht sein, daß das, was dem Auswählenden besonders humoristisch erschien, auf den Leser den Eindruck verfehlt. Doch soll Einzelnes hervorgehoben werden.

Zu den poetischen Formen, deren sich die damaligen Dichter bedienen, gehört auch das Drama. Eines derselben ist betitelt: „Politisches Quodlibet, Schwank in drei Acten von G. Harrys". Das Eigenthümliche dieses Schwanks besteht darin, daß die vorkommenden Personen, Napoleon, Alexander u. A. nur in Versen bekannter Gedichte oder in Arien beliebter Opern sich ausdrücken. Alexander beginnt z. B.: „Wer klopft denn da vor meiner Thür? Geh' doch und sieh', wer ist dafür?" Napoleon antwortet: „Ich bin der Schneider Kakadu, Durchstreif' die ganze Welt, Und hole mir noch immerzu Die Taschen brav voll Geld." Alexander aber schließt: „Geh', scher' Dich fort und packe Dich." Im zweiten Act stimmt Napoleon, nachdem er vorher schon gesungen: „O Du lieber Augustin, Alles ist hin", die bekannte Arie an: „Ich bin heruntergekommen und weiß doch selbst nicht wie."

Besonders gern wählen die Dichter zum Vergleiche Schul- und Universitätsverhältnisse. Es lag ja nahe, die Franzosen, nachdem sie mitten in ihrer Siegeslaufbahn hatten innehalten müssen, mit Schülern oder Studenten zu vergleichen, die ihre Pensa nicht gründlich durchgenommen hatten. Zur Erklärung des folgenden Gedichts ist nur zu bemerken, daß Donat das grammatische Lehrbuch der lateinischen Sprache war, das Jahrhunderte lang fast ausschließlich gebraucht wurde. U. d. T. „Grammatisch-politische Gedanken eines Sachsen nach der Leipziger Völkerschlacht" heißt es:

Digitized by Google

Zum Weisen Leipzigs sprach mit Hohn
Jüngst der Tyrann, — Ihr kennt ihn schon —
„Lehrt eure Schüler conjugiren
Und laßt sie fleißig decliniren.“
Wir Deutschen folgten diesem Rathe
Und kamen aus der Declination
Bald in die Conjugation,
Er aber selbst ging rückwärts im Donate.
Die Wahrheit kann er fertig zwar,
Doch nicht das Schicksal decliniren,
Activum und Passivum gar
Verwechselt er beim Conjugiren.
Wenn wir die Schlachtberichte fragen,
Spricht er: Wir haben statt wir sind geschlagen.

Dieselbe Leipziger Schlacht, die diesen Schulwitz erzeugte, rief, nebst unzähligen anderen, auch einen akademischen Scherz hervor. U. d. T.: „Die akademische Laufbahn“ stellte ein Anonymus Napoleon ironisch als den absolvirten Studenten dar:

Die Universitäten alle
Hat mit Succeß Er frequentirt.
In Jena, Wien, Berlin und Halle
Und Königsberg viel Lärm verführt,
Und Gott und alle Welt turbirt, —
Doch Gott sey Dank, mit Knall und Falle
In Leipzig endlich ausstudirt.

Ueberall wurde der Leipziger Erfolg frohlockend als der Anfang des Endes verkündet. Dies geschah ganz heiter in einem Extrablatt der Berliner „Spener'schen Zeitung“, das also lautet:

Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt
Zum Guten Kraft und Leben.
Da's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.
Ein Wütherich der Höll' entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Den hat nun Gott entschieden.
Erfochten ward ein Extrasieg,
Vollendet ist ein Extrakrieg,
Dem folgt ein Extrafrieden;

Digitized by Google

Dem Extravolk der Extrastadt
Verkündet dieses Extrablatt,
Drob freu' es sich nicht wenig.
Und wer dies Blatt gelesen hat,
Geh' seinen Weg und schrei sich satt:
Heil unserm Extrakönig.

Die vorstehenden kurzen Bemerkungen über Form und Tendenz der Lieder jener Zeit können nur die Einleitung bilden zu einer Betrachtung über ihren Inhalt. Die Lieder beschäftigten sich zunächst mit den Kämpfern. Dankbar erinnerte man sich derer, die als Vorgänger dieses blutigen Treibens gelten konnten: Andreas Hofer, Schill, pietätsvoll derjenigen, welche als Opfer ihres Heldenmuths gefallen waren: Körner, Friesen, Graf Gröben; enthusiastisch einzelner Helden, die außer dem Sieg auch das Leben gewonnen hatten. Mit ganz besonderer Theilnahme gedachte man der Frauen, welche ihre patriotische Gesinnung durch die That bewährt, geradezu in Männerkleidung mitgefochten hatten. Varnhagen, Fouqué, Rückert wetteiferten im Lobe der Mädchen, welche Kugeln herbeigetragen, Gefangene gerettet, Verwundete gepflegt, unerkannt mitgestritten und erst nach ihrer Verwundung ihr Geschlecht entdeckt hatten. Unter diesen Gedichten versteckt sich wohl manch' poetisches Blümchen, aber auch viel Unkraut wuchert darunter, wie Rückert's „Lied von der Chirurgenfrau", die unter den größten Gefahren ihren Mann pflegt und rettet und vom Dichter folgendermaßen vorgeführt wird:

Als treulicher Verzeichner
Schreib' ich den Namen auf,
Vom Vater hieß sie Eichner,
Katharine von der Tauf'.

Der populärste Held war aber Blücher, der Kämpe, der, um mit Goethe zu reden, „in Harren und Krieg, in Sturz und Sieg bewußt und groß" war. Sein Lob erscholl in allen Tonarten. Schon sein Name gab Anlaß zur Deutung:

Digitized by Google

er heiße Marschall Vorwärts, weil er marsch alle vorwärts reiße, Lebrecht, weil er das rechte Leben führe, Gebhart, weil er hart zu geben wisse. Die Schlachten, in denen er und die übrigen großen Feldherren sich auszeichneten, wurden einzeln besungen: von Großbeeren und der Katzbach bis Belle-Alliance und Waterloo, von denen ersteres „Schöner Bund", letzteres „Wauer" übersetzt und popularisirt wurde. Vielleicht die schönsten Lieder gelten der Katzbacher Schlacht: das wenig spätere Gedicht Jul. Mosen's von dem Trompeter, der durch eine Thräne und ein kurzes Ruhmeswort des Marschalls die schönste Leichenrede erhält; das prächtig-muntere Lied Follens, in welchem Gneisenau mit dem Paukenschläger, Blücher mit dem Brummbaßspieler verglichen wird:

Und er wichst den Fidelbogen
Erst mit Goldberg sich und Jauer;
Hui! nun hat er ausgezogen
Und sein Spiel ist Nordsturmschauer.

Ha! der Tanz ging nicht bedächtig,
Alle faßt ein kitzelnd Rasen,
Wie wenn hauchend, übermächtig
Stürm' in Windmühlräder blasen.

Wie gern man aber die Siege feierte, so gestand man auch die Niederlagen ein. Im Gegensatze zu den napoleonischen Schlachtberichten, in denen die Niederlagen verschwiegen oder gar als Siege ausgegeben wurden, verkündeten die Deutschen die Wahrheit, auch wenn sie ihnen nicht zum Ruhm gereichte. Der Dichter eines Liedes auf die Schlacht bei Bautzen und Wurzen (20./21. Mai 1813) bekennt, daß damals „schlimme Tage" waren, in denen „uns nichts glücken" wollte. Er erzählt treuherzig: „wir wurden überflügelt, Napoleon drängte uns sehr, unsere Stellung mußten wir lassen, zurückziehen unser Heer" und gesteht voll Schmerz ein, daß er und die Seinen noch einmal das traurige Wort „Weichen" kennen lernen, „Elend, Jammer und Mord" erleiden mußten.

Digitized by Google

Kein Ereigniß des ganzen Krieges wurde indessen mehr bedichtet als die Leipziger Schlacht. Volkslieder und Kunstdichtungen der mannigfachsten Art erschienen. Aus dieser massenhaften Literatur läßt sich unmöglich eine Auswahl herstellen, die Allen genehm sein und die verschiedensten Stimmungen ausdrücken könnte; nur einige Verse von E. M. Arndt mögen hier folgen, die uns angenehm berühren, obwohl die darin ausgesprochene Hoffnung oder Verheißung nicht so, wie der Dichter meinte, in Erfüllung gegangen ist:

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonne Strahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipz'ger Schlacht.

Schon in den angeführten Liedern und in den meisten anderen, die sich mit dieser Zeit und diesen Gegenständen beschäftigen, wird Napoleon erwähnt. Ihm aber galt überhaupt der Dichter Betrachtung. Bald ist es grimmiger Haß und Zorn, der ihm geweiht wurde, bald Spott und Hohn. Unter den zahlreichen Gedichten, welche die seit einem Jahrzehnt aufgespeicherte mühsam zurückgehaltene Wuth ausströmen läßt, ist das stärkste wohl die „Schand- und Schimpf-Ode. Dem Corsen", in welcher ein ganzes Schimpfregister zusammengestellt ist. Daselbst wird Napoleon „Abschaum der Menschheit, Brandmal der Zeiten, Blutsauger, Völkergeißel, Räuberhauptmann, Henker, Baudit, menschgewordener Satan" genannt; ein Scheusal, gegen welches Caligula, Attila, Nero Engel seien. Doch die Freude über die Befreiung ließ die ausgestandenen Schmerzen vergessen; statt dem Peiniger zu fluchen, verfolgte man ihn mit Spott und Hohn. Zu solcher Verhöhnung verwendete man zunächst den Namen. Der Gelehrte meinte, den Namen Bonaparte benutzend, daß der Kaiser a bona parte in malam partem abiit; der Ungelehrte

Digitized by Google

machte sich den fremdländischen Namen in seiner Weise zurecht, indem er ihn in „Näpel Bonenbart“ verwandelte. In einer Schilderung des „Lebenslaufes des Kaisers“ werden alle Theile seines Gesichtes, die Glieder seines Körpers beschrieben, z. B. der Mund:

Er öffnet ihn und er verspricht,
Er schließt ihn und er hält es nicht,

oder seine Brust:

Dreifaches Erz umpanzert sie.
Sie pochte nur und fühlte nie.

Am echtesten wird der Volkston in einer drastischen, freilich nicht sehr poetischen Weise in einem Jahrmarktsliede, „Blüchers Rappe“, getroffen, das aus der Zeit nach den letzten Versuchen Napoleon's, also nach seiner endgültigen Niederwerfung stammt und in einzelnen Versen so lautet:

A, a, a, der Napl ist wieder da,
Gleich muß ihm der Schimmel gesattelt sein,
Nach Brüssel will er reiten ein . . .

O, o, o, ganz richtig Herr Napo,
Und wenn der Blücher streichen läßt,
So sitz' er nur hübsch bügelfest.

Man liebte es auch, Napoleon im Gespräch mit deutschen Potentaten oder auswärtigen Feldherren vorzuführen und den niedergeworfenen Kaiser auch im Dialoge eine Niederlage erleiden zu lassen. So wird Napoleon gelegentlich in einer Unterhaltung mit Wellington dargestellt. Auf des Letzteren verwunderte Frage: „Was ist das für ein Thier, so schön und auch so groß?“ muß er kleinmüthig bekennen: „Das ist der große Bock, den ich in Rußland schoß.“

Napoleon hatte seine Brüder und Verwandten erhöht; nachdem sie seinen Triumph getheilt hatten, wurden sie auch in seinen Sturz verwickelt. Unter ihnen war am meisten Jérome verhaßt, der kurzlebige König von Westfalen. Die Kasseler athmeten auf, als er seinen unfreiwilligen Abschied

Digitized by Google

genommen hatte und lachten mit dem Bauer, der die stolze, überall angebrachte Inschrift: H. N. R. (Hieronymus Napoleon Rex) in seiner Weise deutete: „Hei nümmt Rietut.“ Sie überboten sich in Schilderungen des verderbten Kasseler Hofes und in Denunciationen aller Spießgesellen, die man mit Namen nannte, den frommen Wunsch anfügend, „an den Galgen, an den Galgen ... die Canaillen, hängt sie auf in freier Luft“. Sie erinnerten an Jérome's keineswegs fleckenlose Vergangenheit, gemahnten ihn an die ehedem von ihm verlassene Miß Patterson, die nun zu ehelichen er aufgefordert wurde, und erzählten, den Vergleich bis ins Einzelnste ausdehnend, „die Historie eines corsicanischen Sperlings“. Sie begannen:

Es flog einst ein Sperling aus Corsica
Herüber nach unserm Westphalia,
Und setzte, dem edelsten Fürsten zum Hohn,
Sich auf der Urahnen geheiligten Thron.

Nachdem sie sein Schicksal im Einzelnen dargelegt hatten, schlossen sie, im Frohgefühl, ihren Feind und Bedränger los zu sein, mit den Worten:

Schon Mancher, wie du, that den nämlichen Schritt,
Der Schiffbruch an Gut und an Ehren litt,
So schäme der mancherlei Brüder dich nicht,
Du warst ja doch stets nur ein elender Wicht.

Es stände jedoch schlimm um die Deutschen, wenn sie für einen Gewaltigen, der die Welt beherrscht und einer ganzen Periode seine Signatur aufgedrückt hatte, nur Ausdrücke des Zornes und des Hohnes gehabt hätten. Die ruhigere und würdigere Betrachtung zeigte sich freilich nicht unmittelbar nach dem errungenen Siege, aber bald nach der Wiederkehr besserer Zeiten. In die Triumphgesänge mischten sich nun Töne des Mitleids; ernste Erwägungen traten an die Stelle der Spöttereien; nach dem Hingang des Großen kam das Gefühl der Nichtigkeit des Erdenruhmes zu poetischem Ausdruck. In Stägemann's, eines hohen preußischen Staats-

Digitized by Google

beamten, „Historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (1828) findet sich eins auf den Tod Napoleon's. In elegischen Tönen versetzte der Dichter sich an die öde Grabstätte des Dahingegangenen, beklagte die Mißgunst der verfolgenden Gestirne, welche „auf des Titanenstammes einsamen Geistern" laste und fuhr fort:

Kein Mal erhebt sich. — Keines? Wie Fittige
Von Adlern rauscht es. Fahnen von Austerlitz
Marengo, Jena, unverweslich
Senken sich über den Hügel Longwoods.
Sein ruhig Bett umrollen die Wogen. Er
Vernimmt sie nicht. Von Rasen ein Teppich hält
Den Busen überwältigt, der einst
Athmend die Reiche der Welt zersprengt hat.

Schon einige Jahre bevor diese Ode veröffentlicht wurde, hatte Goethe seine Uebersetzung der Manzoni'schen Ode erscheinen lassen, die weit eher dem Hymnus auf einen Großen als dem Mitleidsruf für einen Gefallenen gleicht. Nicht ohne Absicht wird hier Goethe's Name genannt. Denn seine Erwähnung leitet über zu den Lauen, zu denjenigen, welche in den allgemeinen lauten Siegesjubel einzustimmen Bedenken trugen. Zwar empfand Goethe, wie schon oben angedeutet wurde, die Schmach des Vaterlandes aufs Tiefste, trotzdem konnte er das modegewordene Jubiliren, namentlich auch seitens Derer, die noch wenige Jahre vorher recht kleinlaut und muthlos sich gebärdet hatten, nicht leiden. Er war weder ein Vaterlandsloser noch ein Franzosenfreund, sondern er haßte nur die Menge und verehrte das Individuum, die große, gebietende Persönlichkeit. Aus dieser Empfindung heraus ist das Wort, das ihm oft verdacht worden ist: „Rüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß" zwar nicht zu vertheidigen, aber zu begreifen. Er glaubte nicht an eine Befreiung, die das Volk sich selbst verschaffte und sah daher mißtrauisch auf die große Volksbewegung, wie er widerwillig die Revolutionsbewegungen angeschaut hatte, die eine Neu-

Digitized by Google

ordnung der Verhältnisse von unten herauf beabsichtigt und bewirkt hatten. Als er aber erkannte, daß er sich getäuscht hatte, war er gerne bereit, sein Unrecht einzugestehen. Er verfaßte das Festspiel „Des Epimenides Erwachen“, in dem er freilich keine begeisterten Freiheitshymnen anstimmte, aber das Bekenntniß ablegte, daß Deutschland nach langem trüben Schlafe froh erwacht sei und nun der Wirklichkeit hoffnungsfreudig ins Antlitz schaue. Er wußte damals und später einzelne Persönlichkeiten, z. B. den Fürsten Blücher (oben S. 212), zu preisen und die Deutschen als „edelstes Geschlecht“ zu verherrlichen.

Wenn er aber zu den letzterwähnten Worten den etwas verschnörkelten Zusatz machte „von biederm Sinn und reinem Hauch und in der Thaten Recht“, so meinte er damit schwerlich etwas Anderes, als andere Weitsehende, wenn sie darauf hinwiesen, daß es mit den Siegen allein nicht gethan sei, sondern daß der äußern Befreiung die innere folgen müsse. Solche Gedanken drückte, freilich in seiner mystischen, stark katholisch angehauchten Weise, Zacharias Werner in der „Weihe der Unkraft“ aus, und es war kein Zeichen wirklich guter Denkungsart und wahrhaft patriotischer Gesinnung, wenn K. Müchler diesen ernsten von Nachdenken und treuer Sorge für sein Volk Zeugniß ablegenden Versen in der „Antwort von einem Deutschen“ eine grobe Erwiderung anfügte. Denn es war wohl an der Zeit, daß Werner denen, die nicht mitgekämpft hatten, auch sich mit einschließend, zurief:

Doch dir, du halbergraute Abart der schlechten Zeit,
Durch welche Deutschlands Stärke zur Ohnmacht ward entweiht,
Dir, laulichem Gemengsel von schlechtem Sein und Schein,
Auch ich von deines Gleichen, dir präg' ich Demuth ein!

In der Rückerinnerung an die schmähliche Zeit der Selbsterniedrigung hatte Werner vollkommen Recht, den Deutschen ihre Sünden vorzuhalten und ihnen zu sagen:

Denn hätte freches Meinen geschwächt nicht deutsche Kraft,
Wär' unseres Landes Stärke vom Feind nicht fortgerafft;
Hätt' Jeder nur gelernet täglich seine Lektion,
Würd's ohne Blutvergießen wohl im deutschen Hause stohn!

Digitized by Google

Das Heilmittel freilich, das Werner angab, Rückkehr zum Katholicismus, war schwerlich angebracht, aber die innere Umkehr war nöthig, wenn die erfochtenen Siege die erwünschte Folge haben sollten. Diese innere Befreiung, dieses Sichbesinnen auf seine Aufgabe und seine Pflichten wurde dem Volke von manchen Dichtern gepredigt, die in der Augenblicksfreude nicht ihr Genügen fanden. Wie sich der ernste Deutsche aber gern in Momenten solcher Weihe zur Religion flüchtete, so auch damals. Graf Leopold v. Stolberg mahnte die Kämpfer, nicht sich, sondern Gott die Ehre des Sieges zuzuschreiben, aber nicht bloß den momentanen Lobgesang, sondern frommen Lebens bessern Hymnus Ihm anzustimmen, der „Stolze vom Throne stürze und die Demuth erhöhe“. Aehnlich erinnerte de la Motte Fouqué die Deutschen, daß eine höhere Macht ihnen die Kraft verliehen und die Gegner geschwächt habe, und forderte sie auf, von heiligem Zittern durchbebt, wieder das stille Beten zu lernen vor dem, „der kann und will“. Am schönsten hat wohl Uhland diesen Gedanken gewendet, er, der zwar nicht mitkämpfen konnte, aber sich doch „das edle Recht zu singen des deutschen Volkes Sieg“ erwerben wollte. Denn als er die frohe Kunde vernahm, da stimmte er den Jubelsang an:

Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht;
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott,
Victoria! mit uns ist Gott!

Neben diesen religiösen waren es vornehmlich politische Gefühle, welche die deutschen Denker und Dichter beseelten. Denn nun besaßen sie, was sie früher entbehrt hatten, und empfanden das Bewußtsein, im Gefolge der Siege das Fehlende zu erringen. Außer der Unterwerfung unter eine fremde Herrschaft hatten die Patrioten früher hauptsächlich die Zerrissenheit Deutschlands beklagt. Daher begehrten sie nun als wichtigste Folge der Kämpfe und Siege die deutsche Einheit.

Digitized by Google

Nicht alle Stämme aber hatten in gleicher Weise an dem Befreiungswerke theilgenommen. Vielmehr bedurfte es für Manche: Sachsen und Süddeutsche erst der Aufrüttelung aus der schwächlichen Zurückhaltung und der feigen Hingabe an den Erbfeind. Als z. B. die Bayern, der Herrscher mehr als das Volk, das französische Joch zu brechen keine Lust bezeigten, erschien eine an den König Max gerichtete Aufforderung, eine Parodie des Liedes „Guter Mond (statt dessen: Max) Du gehst so stille", des Inhalts, gegen Napoleon sich zu erheben. Nun seien die Franzosen nicht mehr so furchtbar, da alle Deutschen geeint seien, die Feinde zu bekämpfen; er, der Vater seiner Bayern müßte sein Vergnügen und seine Freude darin finden, daß sein Land nicht mehr leide und Deutschland wieder frei werde.

Neben dieser zahmen und fürstenfreundlichen Mahnung fehlte es aber nicht an drängenden ernsten Stimmen. Solche erschallten namentlich in Württemberg. In Reden und Gedichten suchten Rehfues, Conz, Uhland, Schwab an Stelle des Weltbürgerthums die Vaterlandsliebe zu setzen. Die stärksten Ausdrücke aber fand Georg Kerner. Unter dem Namen des „blauen Fiebers" geißelte er den Militarismus und brauchte am Schlusse seines Gedichtes die furchtbaren Worte:

Himmel, sende deine Blitze
Von Jehova's Donnersitze
Und umgürt' Europens Raum
Mit Gomorrha's Flammensaum!
Und sollt' auch in neuen Welten
Dieses blaue Fieber gelten,
Dann zerschmett're Gott Dictator
Den verfluchten Welt-Aequator
Und ersäuf' den Erdenkreis
In des blauen Todes Schweiß.

Bei dieser Erwähnung der einzelnen deutschen Stämme, die eine Anlehnung an das gemeinsame Vaterland suchten, darf auch ein eigenthümliches poetisches Product nicht fehlen,

Digitized by Google

das von J. D. Runge herausgegebene „Liederbuch der hanseatischen Legion". Nicht als wenn die Bewohner der norddeutschen Ebene hätten gemahnt werden müssen, sich gegen Frankreich zu erheben. Hatten sie doch früher, und noch besonders im Jahre 1813 soviel durch Frankreich gelitten, daß die Wunden noch frisch bluteten und der Durst nach Rache unerlöschlich schien. Eines besonderen Aufrufs zur Kampfeslust und Vaterlandsliebe bedurfte es also in dieser Sammlung nicht, die viel Altes, von Luther bis auf Novalis, die Sänger des Hainbundes einschließend und selbst ein Stück von „Hermann und Dorothea" nicht verschmähend, mit einzelnem Neuen verband. Auch in den speciellen Hamburgensien, der Schilderung einzelner Localereignisse, beruht nicht der Werth der Sammlung, sondern darin, daß gerade in diesem localen Büchlein, im Gegensatze zur Zersplitterung dem Zusammenschließen, der einheitlichen Entwicklung das Wort geredet wird. In einem Gedicht „Heil Deutschland" wird, ebenso wie in manchen anderen, der Gedanke ausgeführt, daß nun keine Trennung und keine Spaltung mehr sein dürfe; in dem Einleitungsgedicht „Hamburgs Erwachen am 18. März 1813" wird die Vereinigung der deutschen Flüsse gleichsam zu einem großen Nationalstrom gepredigt.

Dieses Bewußtsein von der Nothwendigkeit der deutschen Einheit hat keinen schöneren poetischen Ausdruck gefunden als Rückert's Gedicht: „Die drei Gesellen". Der eine Kämpfer nennt sich einen Preußen, der zweite einen Oesterreicher, der dritte einen Deutschen. Alle Drei fallen im Kampf; kurz vor dem Tode bringen die Ersten ein Hoch ihrem besonderen Vaterlande, der Dritte ruft: „Deutschland hoch!" Da schämen sich Jene ihres Particularismus und wiederholen das Wort des gefallenen Freundes. Der Dichter aber schließt:

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenstengel
Und liegen sah die Drei.

Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie in Todeswunden
Gerufen: „Deutschland hoch!"
Da schlug er seine Flügel
Um alle Drei zugleich
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Die Gewinnung der Einheit dünkte Vielen ein köstliches Ziel: als ihr sicherer, äußerlich erkennbarer Ausdruck, als Vertreter der Einheit erschien ein deutscher Kaiser. Schon lange hatte die Idee des Kaiserthums, nicht eines Scheinkaisers, wie er bis 1806 existirt, aber nicht wirklich über Deutschland geherrscht hatte, in den Gemüthern der Deutschen gewaltet. In seinem 1810 veröffentlichten, aber weit früher gedachten Buche: „Deutsches Volksthum" hatte Jahn den Satz gebraucht: „Sicher wird und muß die Zeit kommen, wo die deutsche Nation, durch weise Gesetze unter einem mächtigen Monarchen vereint, zwar nicht als ein allein gebietendes, aber doch als eines der herrschenden Völker im großen europäischen Staatenrath seine vollwichtige Stimme abgeben wird."

Der wahre, unermüdliche Vertreter der Kaiser-Idee war Max v. Schenkendorf. Dieser liebenswürdige Mensch und stimmungsvolle Dichter, dieser Adlige, der das Ritterleben würdigte und den Bauernstand heilig hielt, dieser begeisterte Lobredner des Mittelalters, der dabei voll und ganz in der Gegenwart lebte, dieser Verkünder des Ruhmes der Seinigen, der, trotz aller persönlichen Beziehungen den Blick auf das Allgemeine gerichtet hielt, war gerade zum Kaiserherold besonders geeignet. Bei den „Ruinen der Hohenstaufenburg" (April 1813) versetzte er sich in die „alte gute Zeit"; er hätte gern die Hohenstaufen aus der Gruft herausgerufen, nicht minder die Wittelsbacher, die einst die Krone getragen, und hegte die Hoffnung, daß der durch jene gefestigte „neue deutsche

Bund" die Steine überdauern werde. Vielleicht dachte der Dichter an den deutschen Kaiser, der ja noch lebte, nur eben nach Aufhebung des deutschen Bundes auf das deutsche Kaiserthum hatte verzichten müssen, ihn erinnerte er an sein Recht und an seine Pflicht, „seiner Völker Ketten zu lösen". Er gemahnte ihn an seine Vorfahren und meinte sicher zu sein, daß die Deutschen, von den alten Fahnen gelenkt, auf des deutschen Adlers Bahnen den Sieg erringen würden. Und da er den Stuhl Karls des Großen in Aachen betrachtete, hoffte er, daß dieser nicht lange mehr verlassen stehen würde, und wiederum der vergangenen Heldenkaiser, der Ottonen und anderer gedenkend, rief er aus:

Ach, die Sehnsucht wird so laut!
Wollt ihr keinen Kaiser küren?
Kommt kein Ritter heimzuführen
Deutschland, die verlass'ne Braut?

Komm' vom Himmel uns herab,
Den wir Alle froh begrüßen,
Dem wir sinken zu den Füßen,
Steig' empor aus tiefem Grab!

Aber auch in Schenkendorf lebte schon der Gedanke, daß dieses Kaiserthum nichts Aeußerliches sein dürfe, d. h., daß es nicht genüge, einen Fürsten auf den Thron zu setzen, damit dieser dem Volke zum Siege voranschreite, sondern daß das Volk sich durch diese Kaiserernennung gleichsam weihen, durch Herstellung des inneren Friedens erheben und heiligen müsse. Von dieser Gesinnung getragen, rief er in dem schönen Gedichte: „Frühlingsgruß an das Vaterland" seinen Landsleuten zu:

Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Denn nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Digitized by Google

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur darf sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht

Zu Einheit und Kaiserthum mußte als Drittes die Freiheit hinzutreten. Die liberalen Geschichtschreiber der dreißiger Jahre wußten wohl, was sie thaten, als sie dem Namen ‚Befreiungskriege' den andern ‚Freiheitskriege' substituirten. Sie wollten dadurch andeuten, daß eine wesentliche Aufgabe des gewaltigen Kampfes außer dem Erringen der äußern Unabhängigkeit auch die Erlangung der selbstständigen und freiheitlichen Gestaltung der inneren Geschicke Deutschlands gewesen sei. Für solche Auffassung hatten sie in den Dichtern jener Kriege Gesinnungsgenossen. Jos. v. Eichendorff, der gedichtet und gekämpft hatte — „denn anders sein und singen, das ist ein dummes Spiel" —, und der die Fechtenden „im fröhlichen Jagen bis nach Paris hinein" begleitet hatte, erkannte, daß mit den Siegen die große Freiheitsbewegung nicht zu Ende sei. Vielmehr lehrte er, daß die Völker auch nach den erlangten Triumphen der Pflichten sich bewußt bleiben müßten, welche große Siege ihnen auferlegten: „Erkämpft will sein, was hoher Sinn begehrt" oder, wie er es ein anderes Mal sehr schön ausdrückte: „Erschlafftes Ruhen ist der Völker Tod."

Auch die Volksdichter hatten ein Bewußtsein für diese Aufgaben. Wenn einer derselben sang: „Ein Phönix ist der Brennen Land nunmehr, es stellt sich selbst aus seiner Asche her", so bezeichnete er damit ganz treffend die Thatsache und die Nothwendigkeit der innern Wiedergeburt. Bei diesen Allgemeinheiten blieben die Dichter aber nicht stehen, sondern ließen sich auf Einzelheiten ein. In derartigen Forderungen zeigten sich die Poeten weder als Revolutionäre noch als völlige Programmmenschen. Das Erstere so wenig, daß sie gern, wie A. Seyfried in einem Gedichte auf den Kron-

Digitized by Google

prinzen Ludwig von Bayern (5. Juni 1815) die Fürsten als Vorbilder der freiheitlichen Entwicklung aufstellten. Und wenn sie auch kein Programm gaben, so sprachen sie wenigstens einzelne Forderungen aus. Da man unter der Ertödtung des freien Wortes, unter dem Zwange der Censur schwer gelitten hatte, so war es natürlich, daß man den Fürsten zurief:

Die Fessel der Censuren bricht;
Denn wer es redlich meint
Mit seinem Volk, scheut nicht das Licht,
Ist nicht des Lichtes Feind.

Fluch Jedem, der von Meinungszwang,
Von Geistesfesseln spricht;
Nie tön' ihm unser Hochgesang,
Nie strahl' ihm Freiheitslicht.

Eine zweite Forderung ergab sich naturgemäß aus den früheren Verhältnissen. Die Freiheitsbewegung der Franzosen hatte mit der Berufung der allgemeinen Landstände begonnen; es war selbstverständlich, daß die Deutschen, wenn sie auch die Greuel der Revolution verabscheuten und manche schlimme Folgen derselben tief beklagten, doch diese Mitwirkung des Volkes an Staatsverwaltung und Regierung als wohlverdiente Belohnung für sich und ihre tapferen Thaten in Anspruch nahmen. Ein Dichter jener Zeit drückte diese Forderung folgendermaßen aus:

Und gebet dem Volke,
Das Gut und Blut
Euch freudig geopfert,
Dem Volke, ihr Herrscher,
Gebt Stimme und Zunge;
Nicht Kinder, es haben
Den Thron der Väter
Euch Männer erhalten
Durch männliche That.
Als Mündige drum
Regieret die Völker,
Ihr Völkerhirten!

Digitized by Google

Und schließt Euer Ohr
Unlauterem Rath;
Denn der Finsterniß Werk
Wird selber zum Fallstrick
Der Finsterniß Knechten.
Und mit den Häuptern,
Den Männern des Volkes,
Berathet des Landes
Gemeine Nothdurft,
Gesetz und Recht,
Und ehret, was deutsch
Und gut und wacker!

Auch ein äußeres Zeichen der errungenen Siege wollte man haben. Als 1814 zum ersten Mal der 18. October, der Tag der Leipziger Völkerschlacht wiederkehrte, da flammten auf den Bergen überall Flammenzeichen auf, die den Zeitgenossen als Erinnerung der Befreiung und als Zeugnisse der Freiheit werth waren. In diesem Sinne wurden die Zeichen von Charlotte v. Schiller, der würdigen Gattin und Geistesgenossin Schiller's, gefeiert. Sie, die damals das schöne Wort brauchte, „daß die Völker höhere Ansichten gewinnen, wird auch die Fürsten begeistern", erinnerte in stimmungsvollen Versen daran, daß nun der Friede zu den Völkern zurückgekehrt sei, nicht bloß das gleichgültige äußerliche Nebeneinanderleben, sondern das schöne Zusammenwirken Derer, die das Glück, frei zu sein, empfänden (vgl. oben S. 124).

Aber die Hoffnung, welche Charlotte und manche Denker mit ihr in jenen Tagen froher Erregung hegte, war eine trügerische. Der Befreiung folgte keine Freiheit. Bald nachdem der Dränger verjagt, die Ruhe wieder hergestellt war, vergaßen die Fürsten der treuen Diener, welche die Siege zu erringen ihnen ermöglicht hatten, und die Völker, durch die tägliche Noth des Lebens gebeugt, dachten nicht mehr an ihre Wünsche und an ihr Verlangen. Unsere Jugend meint, der Dichter hätte keine andere Aufgabe, als das Leben zu schildern, wie es sich in seiner tristen Alltäglichkeit darbietet:

Digitized by Google

dann wäre es damals sein Beruf gewesen, die Erfolglosigkeit des Ringens, das matte Dahindämmern der trägen Masse zu schildern. Die Dichter jener Zeit dachten anders. Aus ihrer Schar mag einer hervorgehoben werden, der alt genug wurde, neue Zeiten zu erleben, aber nicht ermüdete, die Ideale der alten Zeit zu verkünden: E. M. Arndt. Noch 1837 verkündete er in dem Gedichte: „Warum ruf' ich?“ als seine und seiner Genossen Ueberzeugung:

Ja, darum ruf' ich: Vaterland
Und Freiheit — dieser Ruf muß bleiben,
Wann lange unser Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben;
Wann unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei dieses Namens Widerhall
Von Millionen nachgesungen!

So sprachen die Lebenden. In ihren Chor schien sich der Todten Einer zu mischen: Theodor Körner. Als er, dem Sterben nahe, seinen Abschied fühlte, wie er zu der morgenrothen Höhe getragen wurde, da sah er mit seines Geistes Auge die Verwirklichung seiner Träume und der Träume der Dichter der Befreiungskriege und fand in dieser Erfüllung des Erstrebten einen Trost im Sterben:

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit oder Liebe nannte,
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen[28]).



Digitized by Google



XI.

Bettina von Arnim und Moritz Veit.

Die merkwürdige geniale Frau, die als Freundin der unglücklichen Frankfurter Dichterin oben (S. 164 fg.) erwähnt worden ist, verdient noch eine besondere kurze Betrachtung. Aber nicht eine neue Charakteristik Bettinens soll versucht, sondern, entsprechend der hier gewählten Ueberschrift, sollen aus dem mir zur Verfügung gestellten Veit'schen Nachlasse, aus dem auch später noch eine Probe zu geben ist, einzelne merkwürdige Actenstücke mitgetheilt werden.

Moritz Veit, der hier selbst zu Worte kommt und der zugleich als Empfänger gehaltreicher Briefe Bettinens uns entgegentritt, war ein vielseitig gebildeter Buchhändler und Schriftsteller (1808—1864), der als Politiker und Stadtverordneter, aber auch in allgemeinen humanitären und jüdischen Angelegenheiten außerordentlich thätig war. In einem Briefe an seinen intimsten Freund, den Prediger Michael Sachs, der von 1835—1844 in Prag angestellt, während dieser Zeit einen reichhaltigen Briefwechsel mit dem Berliner Intimus pflog, erzählte Veit die Entstehung seiner Beziehungen zu Bettina und gab folgende Charakteristik der merkwürdigen Frau. (Schöneberg, 1. Juli 1839.)

Digitized by Google

„Einen großen Genuß — den größten, den mir mein Geschäft bis jetzt gewährt hat — muß ich Sie doch auch wenigstens kosten lassen: ich habe Ihnen wohl schon geschrieben, daß ich seit längerer Zeit sehr häufig bei Frau von Arnim bin, deren Sachen, sowie die gesammelten Werke von Arnim wir debitiren werden; unter einer Stunde komme ich selten fort, oft bin ich mehrere Stunden bei ihr. Sie ist von der größten Güte gegen mich und sagt mir die schönsten Sachen. Gestern las sie mir einen Aufsatz vor, der in einem Anhange zum Briefwechsel abgedruckt werden wird; er behandelt jüdische Verhältnisse und ist von der höchsten poetischen Schönheit. Wenn nur die Censur nicht den liebenswürdigen Muthwillen des Kindes, des genialsten, das die Welt gesehen hat, allzusehr hofmeistert, denn, obgleich jetzt geschrieben, liegen doch vier aus früherer Zeit vorhandene Berichte an Goethe auch diesen Mittheilungen zu Grunde. Die Zusammenstellung, Verschmelzung, die künstlerische Verarbeitung ist neu, die Farben, möcht' ich sagen, sind alt, der Ton ist jetzt erst hinzugethan. Ich möchte Ihnen gern von ihrer Unterhaltung einen rechten Begriff machen; aber kaum dürfte es eine schwierigere Aufgabe geben. Im Beginn unserer Bekanntschaft hielt ich sie für unnahbar, nicht wie der Tydide, sondern wie ein flüchtiger, neckischer Sylphe unnahbar ist. Sie spricht wo möglich noch schöner als sie schreibt, und erst im Sprechen merkt man, wie Alles, auch das Excentrische, bei ihr die reinste Natur, wie eben die ideale Anschauung der Dinge dieser hochbegabten Frau das Gemäßeste ist; der nachlässige Frankfurter Dialekt macht sich dabei vortrefflich, treuherzig und naiv. Mich ihres Umgangs zu erfreuen habe ich erst angefangen, als ich mir nicht mehr von ihr imponiren ließ; so wie sie dergleichen merkt, fühlt sie sich wie ohne Zügel und zerrt den Hörer in den wunderlichsten Sprüngen mit sich herum. Dann sagt sie Alles, was die aufgeregte Phantasie und Combinationsgabe ihr

Digitized by Google

eingibt, und wehe dem gläubigen Neuling, der sich dann ihre Märchen aufbinden läßt, den sie mit ihrer Ironie nasführt; von einer solchen Stimmung sagte sie mir einmal selbst: „Sie müsse mir nicht Alles glaube, ich bin so verloge.“ und es ist begreiflich, daß sie sich den meisten Menschen, namentlich in Gesellschaft, in dieser Maske zeigt. Daher die Klugen, die Kinder der Welt, ihr nicht ein Wort trauen. Je näher sie mit mir bekannt wurde, je ernster sich auch unsere geschäftlichen Verhältnisse gestalteten, desto wahrhaftiger und treuer habe ich sie gegen mich erfunden. Nur wenn ein Dritter zugegen ist und das Gespräch ins Stocken geräth, oder irgend eine philisterhafte Bemerkung sie stachelt, geräth sie in die bacchische Laune, die sie mit wahrer Begeisterung durchführen kann. Im Zwiegespräch mit ihr wendet sich das Gleichgültige, Alltägliche ins Bedeutende und Allgemeine; die tiefste Lebensweisheit wirft sie spielend hin, sie entwickelt mir die Motive von all' ihrem Thun, die immer die einfachsten und nobelsten sind, die es geben kann; ich disputire wieder und gebe nicht einen Zoll breit nach, wo sie im Unrecht ist, und so, das fühle ich, hat sich zwischen uns ein Verhältniß gebildet, an dem ich von vornherein verzweifelte, das mir aber die mit ihr verlebten Stunden unendlich werth und lehrreich macht. Sie erzählt mir von der Misère der sogenannten hohen Gesellschaft die ergötzlichsten Sachen und wie sie unter die Wachs- und Drahtpuppen raketenartig dreinfährt; ich habe mein Vergnügen an ihrem edeln Radicalismus, der nicht minder als irgend ein Fürstenhut der Welt von Gottes Gnaden ist. Als von der Feigheit die Rede war, mit der sich so Viele von den sieben Göttingern abgewandt hätten, um ihre armselige Stellung zu menagiren, die am Ende nur in ihrer Einbildung bedroht war, sagte sie: „Wie der Mensch vor seinem Tode, vor dem Abstreifen der körperlichen Hülle schaudere, so schaudere ihn davor, diesen ganzen Leib von Verhältnissen und Rücksichten, in den er sich

hineingewachsen, von sich abzuthun; daher erkläre sich das geringe Maß von Ueberzeugungstreue aus dieser Todesfurcht; denn wahr sein sei doch die einzige Größe." Um Predigtstoffe brauchten Sie nicht verlegen zu sein, Sie könnten sie jeden Freitag wie einen Midrasch aufschlagen.

„Mit großem Eifer und etwas Lust an der Intrigue hat sie dahin gearbeitet, daß mir auch ihr Schwager Savigny den Commissionsdebit eines Werkes übergeben hat, das die juristische Welt in Aufruhr setzen wird. Sie hat mir dabei mit feiner Aufmerksamkeit jeden Schein von Zudringlichkeit erspart, so daß am Ende S. mir entgegenkam. Was sie besonders in Feuer setzte, war der Umstand, daß ich ihr, als S. sich mächtig sträubte, unverhohlen sagte: außer andern mir unbekannten Beweggründen seien es wohl hauptsächlich religiöse Vorurtheile, die H. v. S. gefangen hielten. Nun hatte sie ein Object, eine Festung, die sie berennen konnte, und wie die Gelegenheit zu einer bedeutenden Opposition immer nachhaltiger reizt als das kräftigste Wohlwollen, so auch hier. Die prächtigsten Komödien hat sie durchgespielt, in der Angst, weil sie mich nicht zu Hause gefunden und doch S. einen Bescheid von mir versprochen hatte, in meinem Namen geantwortet und mich immer so tief hinter die Coulissen schauen lassen, daß ich die Mitspielenden wie auf den Brettern agiren sah, wenn ich nun wirklich mit ihnen zusammentraf."

Der am Schlusse der Charakteristik und in den folgenden Briefen mehrfach erwähnte Commissionsverlag des berühmten Savigny'schen Werkes: „System des heutigen römischen Rechts" (8 Bände, 1840—1848) wurde wirklich der von M. Veit geleiteten Buchhandlung von Veit u. Comp. übertragen. Er verblieb ihr auch, wie aus den erwähnten Jahreszahlen ersichtlich ist, lange nachdem die Beziehungen zu Bettina sich gelöst hatten. Als Veit 1868 seine Buchhandlung verkaufte, bat er in einem Schreiben, dessen Concept erhalten ist, den

Digitized by Google

berühmten Rechtsgelehrten, auch seinem Nachfolger den Vertrieb des Werkes zu überlassen.

Zu Achim v. Arnim, Bettinens 1831 verstorbenen Gatten, hatte Veit gleichfalls kurze Beziehungen gehabt.

Auch Achim v. Arnim hatte nämlich zu dem (zweiten) von Veit edirten Berliner Musenalmanach Beiträge gegeben. Es waren im Ganzen auf S. 8—31, zunächst neun als „Ausgestreute Stammbuchblätter" bezeichnete Gedichte, und zwar: Melodie, Pokal, Laune, Jung und Alt im Frühling, Belehrende Entschuldigung, An eine wandelnde Malerin, Kindergeschrei, Heutige Ritterprobe, Kanon auf einen Lichterputzer; ferner drei selbständige Gedichte: Siegeslied nach Aussprüchen des Paracelsus und zwei Romanzen: der Förster und der Wilddieb. Die Beiträge sind schon deswegen wichtig, weil sie die letzten sind, die zu Arnim's Lebzeiten gedruckt wurden, und die ersten, die seit einer ganzen Reihe von Jahren wieder seinen Namen trugen. Kaum hatte Arnim sein Exemplar erhalten, so schrieb er (Wiepersdorf, 17. November 1830) an Veit:

„Ew. Wohlgeboren sage ich den verbindlichsten Dank für das eben eingehende Exemplar des Musenalmanachs. Er ist recht geschmackvoll gedruckt, die Holzschnitte machen sich recht gut. Wie die meisten Schriftsteller sah ich zuerst nach meinen Beiträgen. Außer ein paar Druckfehlern, die ich aus meiner undeutlichen Handschrift erkläre, erschreckte mich die Auslassung des Mittelstückes in dem Gedicht „Jung und Alt im Frühling", [denn das von A. erwähnte Gedicht hat bei Veit nur zwei, im Original offenbar drei Theile], was nach meinem Gefühle wesentlich zur Verbindung von Kopf und Schwanz in diesem Fische diente. Hätten Sie es lieber ganz weggelassen, wenn Ihnen diese Mitte unangenehm. Was wird ein Bentley in ein paar tausend Jahren, wenn wir classisch geworden sind, darüber conjecturiren, was da fehlen könnte, wie es zu ergänzen. Die schwere Arbeit wäre ihm zu ersparen gewesen. Ueber die

Digitized by Google

Auswahl aus meinen Gedichten war ich in etwas verwundert, aber Sie müssen den Leserkreis des Almanachs kennen, doch kann man sich auch darin irren. Das Publicum liebt doch zuweilen auch das Eigenthümliche, nicht bloß das, was sich auf allgemeiner Kunststraße hält. Im Durchblättern habe ich manche schöne Beiträge gefunden, doch kann ich noch über nichts urtheilen. Mit freundschaftlicher Ergebenheit

Ludwig Achim von Arnim."

Durch Arnim's frühen Tod (er starb 25. Januar 1831) konnten sich nähere Beziehungen nicht bilden; sie wären auch sehr erschwert worden durch Arnim's stark ausgeprägten Judenhaß. (Merkwürdige Beläge dafür sind Frankfurter Zeitung, 1895, 8. Februar, veröffentlicht.)

Die Verbindung zwischen Bettina und M. Veit wurde nach Arnim's Tode durch K. Werder, den intimen Freund Veit's, geknüpft. Sie war zunächst geschäftlicher Natur und bezog sich auf die von Bettina zu veranstaltende Gesammtausgabe der Werke Achim's von Arnim.

Ueber dieses Unternehmen liegt nun folgender, von Bettina eigenhändig geschriebener Verlagscontract vor:

„Zwischen der Frau Bettina von Arnim und der Buchhandlung Veit u. Comp. ist heute nachstehender Contract verabredet und geschlossen worden.

„Frau v. Arnim übergibt der genannten Buchhandlung die von Wilhelm Grimm herausgegebene Gesammtausgabe der Werke Ludwig Achim v. Arnim's unter folgenden Bestimmungen zum Commissionsdebit.

„Die Handlung Veit u. Comp. übernimmt diese Werke bandweise, so wie ihr Druck beendigt ist, und verkauft solche für den von Frau v. Arnim zu bestimmenden Ladenpreis. — Die Handlung übernimmt alle und jede Unkosten, die hierbei von der Uebernahme an vorkommen, sie mögen in der Bekanntmachung oder dem den Sortimentshändlern zu gewährenden Rabatt bestehen, oder einen Namen haben welchen sie

Digitized by Google

wollen, erhält aber dagegen für diese Mühe und Unkosten in Pausch und Bogen 33⅓% des bestimmten Ladenpreises von jedem verkauften Exemplare. Zu verschenkende Exemplare, welche Frau v. Arnim etwa bei der Handlung entnimmt, gelten als in natura zurückgegeben und wird daher keine Provision davon genommen. Bei der zu stellenden Rechnung können daher überhaupt keine Abrechnungen gemacht werden, sondern müssen nur die empfangenen, verkauften, zurückgegebenen und vorhandenen Exemplare nachgewiesen, und von den verkauften 66⅔% des bestimmten Ladenpreises von der Handlung an Frau v. Arnim gezahlt werden. Diese Abrechnung findet in jedem Jahre zwischen dem 1. und 15. Juli statt. Die Handlung übernimmt ferner das Debit-Risico für die ihr von Frau v. Arnim übergebenen Exemplare.

„Dieser Contract tritt mit der Uebernahme der ersten Exemplare durch die Buchhandlung Veit u. Comp. in Kraft. Aufgehoben kann derselbe werden auch einseitig in jedem Jahre nach vorhergehender Kündigung, die bis spätestens den 15. März erfolgt sein muß. Es wird dann zwischen dem 1. und 15. Juli zum letzten Mal abgerechnet, die vorräthigen Exemplare abgeliefert, die versendeten behält die Handlung dagegen noch ein Jahr in Commission, wo sie dieselben entweder in natura zurückliefern muß oder mit 66⅔% des bestimmten Ladenpreises zu bezahlen hat.

„Die erste Abrechnung erfolgt im Juli des folgenden Jahres nach der Uebernahme.

„Ganz in derselben Weise und unter denselben Bedingungen übernimmt die Buchhandlung Veit u. Comp. von Frau v. Arnim die neue Ausgabe des: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

„Zu Urkund dessen ist dieser Vertrag von beiden Theilen unterschrieben worden.

„Berlin, den 6. März 1839. Bettina Arnim.
Veit u. Comp.“

Digitized by Google

Von dem in dem oben mitgetheilten Contract ihm zustehenden Kündigungsrecht machte Veit (März 1841) Gebrauch. Der Brief, in dem er dies that, liegt mir im Concept nicht vor, ebensowenig ein Brief Bettinens, der dem Kündigungsschreiben vorangegangen sein muß. Dagegen ist Bettinens Brief erhalten, in dem sie die Kündigung annimmt. Er lautet:

„Ich bin beschämt, Herr Doctor Veit, durch meine ungenügende schriftliche Aeußerung das Mißverständniß veranlaßt zu haben, als werde in Bezug auf Arnim's Werke irgend ein Anspruch gemacht, der nicht dem Contract angemessen.

„Sie werden sich erinnern, daß beim Abschluß der Rechnung voriger Ostermesse, wegen vieler noch unbezahlt verbliebener Exemplare, keine genaue Uebersicht des Unternehmens möglich gewesen; sollte dies so fortdauern, so würde das Geschäft bis zu völliger Beendigung unklar bleiben, und man würde dies unbequeme und bei einem mir anvertrauten Gute unvorsichtige Verfahren mir zur Last legen, besonders da der Contract buchstäblich erheischt, daß keine andere Abrechnung stattfinden dürfe, als nur empfangene, verkaufte, zurückgegebene und vorräthige Exemplare nachzuweisen, aber keineswegs dürfen Exemplare zur Disposition gestellt bleiben; wie dies auch bei Commissionsgeschäften selbst ohne Contract allgemein üblich, daß nicht vorhandene Exemplare bezahlt werden. Sollte sich nun hierbei ergeben, daß die Auslagen nicht durch das Einkommen gedeckt würden, so ist die Bestimmung, welche ich Ihnen andeutete, die, daß mit dem Druck so lange inne gehalten werde, bis ein Ueberschuß da ist.

„Daß es Ihnen unbehaglich sein müsse, in Geschäftsberührungen zu stehen mit Jemand, dessen Persönlichkeit störend dazwischen getreten, sehe ich ein und lege es Ihnen nicht unwillig aus. Ich hatte schon früher davon gehört, daß Sie geneigt seien, das Unternehmen aufzugeben, und bin daher nicht überrascht. Ich glaube, es rührt daher, weil ich

Digitized by Google

ohne Umschweife Ihnen meine Ueberzeugung aussprach, wo Sie im Irrthum waren oder Unrecht hatten; es liegt so in meinem Charakter, und ich finde es besser, so zu handeln, wie vielleicht andere Menschen thun, die aus scheinbarer Schonung Manches übersehen, worüber sie hinter dem Rücken ein hartes Urtheil fällen. Legen Sie mir dies als Fehler aus, so gleichen Sie es dadurch aus, daß jede freundliche Aeußerung mir von Herzen geht, und daß ich die Angelegenheiten in Ihrem Interesse, an denen ich theilnehmen konnte, mit eben der Wärme verfolgte, als ob sie mein eigen seien.

„Daß Sie Ihre Kündigung so stellen, als wollten Sie nur meinem Verlangen hierdurch entgegenkommen, anerkenne ich als sehr feinfühlend. Ich nehme die Kündigung an; nur muß ich bevorworten, daß ich in meinem Schreiben nicht beabsichtigte, dies Verlangen auszudrücken, ich wollte Sie nur zu obiger contractgemäßer Vorkehrung auffordern, wodurch allein die genaue Rechenschaft mir möglich wird, zu der ich verpflichtet bin; jetzt wird dies Ihnen um so willkommener sein, da die Beendigung des Geschäftes es nothwendig macht und sehr schnell ins Reine bringen wird.

„Mit herzlicher Aufrichtigkeit, die Sie hoffentlich von mir anerkennen wollen, bezeuge ich Ihnen meine Hochachtung und wünsche nur, daß auch Sie jede Mißstimmung gegen mich durch mein unumwundenes Wohlwollen unterdrückt fühlen.

„Am 3. April 1841. Bettina Arnim."

Auf diesen Brief folgt in dem von mir benutzten Actenfascikel eine Quittung Bettinens über 1699 Thlr. 13 Sgr. 4 Pf. für die von Veit u. Comp. „abgesetzten Commissionswerke". Der Verlag (bezw. Commissionsverlag) der ferner gedruckten Bände der ersten Arnim'schen Gesammtausgabe ging auf J. Levysohn in Grünberg über.

Mit dem Aufhören des geschäftlichen Verkehrs war auch der persönliche und briefliche zwischen Bettina und Veit zu Ende.

Digitized by Google

Dieser briefliche Verkehr liegt mir nur einseitig vor, nämlich Briefe der Bettina. Concepte Veit's sind nicht erhalten. Nach den Originalen seiner Briefe, wenn solche noch vorhanden sind, mich zu erkundigen, lag kein Anlaß vor, da mir nach meinen bisherigen Erfahrungen doch nur eine ausweichende oder unhöfliche Antwort zu Theil geworden wäre. Das Wichtigere bleiben jedenfalls Bettinens Briefe, die im Folgenden mitgetheilt sind.

Auf Bettinens Wunsch hatte nun Veit (1839) vor Abschluß des oben mitgetheilten Contractes für die Werke ihres Gatten einen Prospect geschrieben, dessen Entwurf mir vorliegt. Der Prospect zerfiel in zwei Theile. In dem ersten wurde Arnim's Entwicklung gekennzeichnet und seine literarische Bedeutung dargethan; im zweiten der Inhalt der neuen Ausgabe analysirt. Gerade dieser zweite Theil ist wichtig. Einerseits wegen der Anordnung, die nicht völlig der bei der Edition befolgten entspricht, andererseits wegen des Inhalts überhaupt. Denn schon damals — man plante bereits eine Ausgabe von zwanzig Bänden, während in Wirklichkeit im Veit'schen Commissionsverlag nur acht erschienen; erst in den fünfziger Jahren wurde dann die ehedem beabsichtigte Gesammtausgabe veröffentlicht — dachte man daran, den zweiten Theil der „Kronenwächter", von denen Arnim nur den ersten herausgegeben und wirklich vollendet hatte, die lyrischen Gedichte und den bisher unedirten vierten Theil des „Wunderhorns" in die Werke aufzunehmen, besonders aber dem Briefwechsel eine Stelle in den Werken einzuräumen. Der letztere ist bekanntlich auch in die Ausgabe der fünfziger Jahre nicht aufgenommen und wird erst jetzt edirt.

Bettina bat nun den ihr befreundeten Buchhändler, von dem Heidelberger Verleger Mohr das Verlagsrecht des „Wunderhorn" zu erlangen, rieth ihm ab, sich an den gelehrten, aber in Folge seiner Taubheit schwer zugänglichen Meusebach zu wenden, vermittelte seine Bekanntschaft mit

Digitized by Google

ihrem Schwager Savigny und schickte den von Veit geschriebenen Prospect an Wilhelm Grimm. Nach dem Eintreffen der Antwort des Letzteren schrieb sie an Veit folgenden Brief, undatirt, wie ihre meisten Briefe, auch in seltsamer Orthographie und Interpunction, die bei der Wiedergabe nicht im Einzelnen gewahrt ist.

„Soeben erhalte ich einen Brief von Grimm. Er billigt nicht, daß im Prospecte mehr angedeutet werde, als bloß das Verzeichniß. Hier seine Worte: „Man muß nicht Eindruck machen wollen im Voraus, und es däucht mir verletzend, etwas über Arnim's Charakter in der Anzeige zu sagen, um anzureizen, und ich finde eine bloße Anzeige von dem, was in der Ausgabe wird enthalten sein, am natürlichsten. Besteht Veit auf einigen Zusatz, so ist es am Ende am besten, wenn er aus dem Vorwort ein paar Sätze abdrucken läßt, die Sie auswählen. Hierin läge doch zugleich das Zeugniß und die Beglaubigung dessen, was hier mitgetheilt wird; aber, wie gesagt, eine bloße Anzeige halte ich am würdigsten." Als siebenten und achten Band will Grimm die Gräfin Dolores, als neunten die lyrischen Gedichte. „Den Briefwechsel," schreibt er ferner, „scheint mir angemessener, vorerst noch nicht anzukündigen; es könnten allerlei Schwierigkeiten vorkommen, Manches liegt noch zu nahe, und es fragt sich, ob Görres und Clemens einwilligen und Arnim's Briefe herzugeben geneigt sind. Endlich ist es überhaupt besser, weniger anzukündigen und mehr zu thun." Das sind Grimm's Worte. Er fragt, ob Sie auch nicht empfindlich sein würden, daß er anderer Meinung sei über den Prospect. Ich habe gleich geantwortet: Nein, denn Sie haben die Grimm sehr lieb und achten ihre Meinung und würden hierin gern einen Beweis davon geben. Auch über die Ausgabe der Volkslieder ist Grimm anderer Meinung. Hierüber ein Mehreres, wenn Sie Muße haben werden, mir eine Viertelstunde zu schenken.

Digitized by Google

Grüßen Sie Ihre liebe Frau, die mir so freundlich gesinnt ist. Bettina Arnim."

Mitten in die Herausgabe von Arnim's Werken fiel Bettina's eigene Arbeit an ihrem Briefbuch „Die Günderode". Vielleicht bezieht sich darauf folgende Stelle, die freilich auch auf Arnim's Briefwechsel gedeutet werden könnte: „Ich ordne eben die Zugabe zum Briefwechsel, der mich schwebend hält zwischen Wollen und Nichtwollen und mich ganz ablöst von der übrigen Welt." Sicher geht auf dies Buch die Stelle: „Freuen Sie sich doch mit mir auf mein schönes Buch." und die andere: „Mit meiner Arbeit bin ich fast zu Stande; zum wenigsten weiß ich jetzt gewiß, daß ich jetzt nicht mehr scheitern werde können, ich bin im Hafen .... Meine „Günderode" wird Sie entzücken. Erlauben Sie mir die Freude, mich für meine Freunde zu freuen, obschon es unbescheiden klingt."

Diese naive Freude an der eigenen Leistung ist echt Bettina's Art Derartige Ausdrücke stehen mitten zwischen geschäftlichen Notizen und Bitten um Besorgungen. Bald galt es, ein Exemplar des „Briefwechsels mit einem Kinde" an die Kronprinzessin von Hessen, bald ein solches an die königliche Bibliothek in Berlin zu schicken, weil diese schon gemahnt und mit Strafe gedroht habe; bald ein Exemplar der „Kronenwächter" an den Kronprinzen von Preußen. Der Hauptgegenstand der Correspondenz blieb aber die Herausgabe von Arnim's Werken. So heißt es in dem Briefe vom 11. November 1839:

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Dr. Veit, für alle theilnehmende Fürsorge. Wenn ich zu Ihnen sagte: „In deine Hände befehl' ich meinen Geist", so hat meine Bitte kein ungnädiges Ohr getroffen. Ich kann Ihnen mit nichts Anderem danken, als mit dem vollkommensten Zutrauen und auch damit, daß ich Eines immer zur Ehre schätzen werde, Ihren Freunden zugezählt zu werden. An Grimm habe ich

Digitized by Google

geschrieben wegen Ihres Vorschlages, die Schauspiele drucken zu lassen; es würden dann noch zwei Nummern der Bände übergangen werden, und wir würden mit dem sechsten die Schauspiele drucken. Sie dürften aber nicht verändert oder auseinander getheilt werden, um was Neues dazwischen zu bringen. Grimm hat zu viel Pietät, als daß er Hand an etwas legen würde, was Arnim angeordnet hat. Indessen sind die Schauspiele, als Manuscript gedruckt, eigentlich noch nicht ins Publicum gekommen. Ueber diesen Artikel müßte R. (ein Berliner Buchhändler) Rechnung ablegen; ich höre, daß er neuerdings davon soll verkauft haben, kann's ihm aber nicht auf den Kopf zusagen; sie waren auf Arnim's Kosten gedruckt und gehörten ihm ganz. Ich bitte, bereiten Sie einstweilen vor, daß sie gleich in Druck gegeben werden, noch ehe der Band „Kronenwächter“ beendet sein wird. In vier bis sechs Wochen denke ich in Berlin zu sein, welches ich aber zu verschweigen bitte. Dann werde ich noch ungedruckte Schauspiele zusammenfinden, die auch noch einen Band ausmachen werden. Hier bin ich eisern im Fleiß; vor Mitternacht steh' ich vom Schreibtisch nicht auf, manchmal seh' ich den Tag kommen. Meine Gesundheit hält es aus, gratuliren Sie mir. Was Sie mir über das Reformationsfest schreiben, habe ich im Traum gesehen, nämlich den ungeheuer schwarzen langen Darm, der sich durch alle Straßen zog, und dann die wunderliche Musik dazu. Gott wird recht sein Plaisir daran gehabt haben im Himmel, daß man wieder einmal das Licht des Glaubens so säuberlich geschneuzt hat.

„Sie scheinen mir zu sagen, daß mehrere schlechte Recensionen über die Gedichte von Nathusius herausgekommen sind; Sie würden mich ungemein verbinden, wenn Sie mir diese wollten zukommen lassen. Die beiden in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ habe ich, aber noch keine, die ihn tadelt; es würde mir zu dem, was ich vorhabe, von großem Werth sein, gerade die tadelnden Recensionen zu haben.“

Digitized by Google

Der hier erwähnte Nathusius, von dem auch in einem folgenden Briefe die Rede ist, war der bekannte (conservativ-kirchliche) Schriftsteller und Philanthrop, 1815—1872. Damals (1839) hatte er wohl schon aufgehört, die großen Geschäfte seines Vaters zu leiten. Im Jahre 1839 waren von ihm fünfzig Gedichte: „Probesammlung“, außerdem Uebersetzungen von 103 Liedern Béranger's erschienen.

Der nachfolgende Brief (Bärwalde bei Dahme, 24. November v. J., wahrscheinlich 1838) ist von Bettina auch benützt in „Ilius und Pamphilius“. Doch ist dieses Buch heute gänzlich vergessen, und die folgende anmuthige Schilderung des Grimm'schen Hauses darf deswegen weiteren Kreisen als völlig unbekannt gelten. „Ich bin fleißig hier, Alles geht mir so rasch von der Hand, was in Berlin stockte. Sie werden sich freuen, wenn ich wiederkomme, denn nicht eher geschieht es, bis ich Alles zum Druck bereitet habe. Mit dem zweiten Theil der „Kronenwächter“ geht es nicht, wie wir wünschten, bis jetzt konnte ich noch nicht den rechten Zusammenhang herausfinden. Ich war bei Grimm in Kassel und bin noch durchdrungen davon. Dieses Haus ist gleich einem Kinderhimmel des Friedens, in dem die Weisheit in den leisesten Athemzügen, in der unbefangensten Vertraulichkeit eingesogen wird. O wären doch alle Menschen würdig, sich mit diesen zu berühren, so wären alle auch der Gottheit lieb. Ich kann Ihnen sagen, daß, wenn ich mich bei jeder Empfindung, jeder Handlung frage: würde das dem Grimm recht sein? so hab' ich den reinsten Probirstein für mein Thun und Lassen. Den Wilhelm Grimm hab' ich gefragt, was mit den „Kronenwächtern“ anzufangen sei; er meint, daß wir am besten eine Lücke ließen für die späteren Bände von zwei Nummern, und allenfalls den sechsten Band gleich fortdrucken ließen. — Ich übergebe diese Zeilen dem Philipp Nathusius, der auf etliche Tage nach Berlin reist und dem ich Ihre Bekanntschaft wünschte. Ich glaube gewiß, daß es

Digitized by Google

Sie erfreuen muß, ihn kennen zu lernen seines Geistes wegen, und dann auch mit der Zeit als Buchhändler wird es Ihnen interessant sein; ich denke also zum Vortheil von Ihnen Beiden, wenn ich Sie zu einander führe. Sie haben gewiß auch das kleine Büchlein von Gedichten, das ich von ihm Ihnen schenkte, mit Liebe gelesen; ich hab' es aber studirt, weil ein verborgener Reiz mir derart entgegenhauchte, der mir ahnungsweise auch eine Fülle lebendigen, frischen (nicht aufgewärmten) Geistes deutet. — Genug! Verschaffen Sie ihm die Bekanntschaft Ihres Freundes Werder, wenn sich's leicht macht."

Der letzte Brief, zugleich der ausführlichste, ist wiederum undatirt. (Poststempel: Dahme, 25. November.) Er ist schon deswegen geeignet, den Schluß zu machen, weil er eine Art Selbstcharakteristik Bettinens bildet, wenigstens in hübscher Weise die geniale Unordnung schildert, in der Bettina sich wohl fühlte. Er lautet:

„Herr Dr. Veit. Vom 31. October ist mir erst am 21. November ein Brief von Wilhelm Grimm in die Hände gekommen, in welchem er mahnt, die dem Herrn Buchhändler zukommenden zwölf Exemplare von Arnim's Werken ihm ausliefern zu wollen. Es ist eine Nachlässigkeit von mir, Sie nicht schon früher darum ersucht zu haben, die ich Sie bei Herrn R. zu entschuldigen bitte, und ihm gegen Auslieferung dessen, was Herr R. von Arnim's Werken in Commission hat, die zwölf Exemplare zu verabfolgen. Es ist zwar durchaus mir selber keine wichtige Angelegenheit und nur in Bezug auf die Vormundschaft nothwendig, daß ich diese Forderung mache, welcher ich eine reine Rechnung und Verantwortung meines Verfahrens darzulegen gewillt bin. Haben Sie daher die Güte, mit Herrn R. darüber zu sprechen; er wird wohl die Güte haben, hierüber sich mit Ihnen zu verständigen, sei es in welcher Art es wolle, insofern es mich nur sicher stellt in dem, was ich als verwaltend zu beobachten habe.

Digitized by Google

„Ihr Brief vom 14. November hat mir Freude gemacht, und daß Sie einen Werth darauf legen, mich Ihnen dankbar zu erhalten. Sie sagen selbst, es sei nur Geringes, in was Ihnen bisher vergönnt war, sich mir gefällig zu erzeigen. Was aber konnte Sie bewogen haben, diese Gefälligkeiten für mich zu haben, wenn es nicht eben die Güte wäre, die man so selten antrifft und von welcher so viel doch abhängt. Ja, ich möchte beinahe sagen, sie sei die wahre Basis alles aufrichtigen Umganges. Sie verbindet alle Classen und alle Verdienste, und wo sie sich erweist, da versichert sie eines edlen Charakters und gründet das beste Verhältniß, weil es den besten Beweis gegenseitiger Achtbarkeit führt. Mir ist's so gegangen, daß ich meist diese Eigenschaft nicht getroffen, da, wo ich sie den Verhältnissen nach, wie auch dem nach, was man von der Gerechtigkeit der Weisheit oder auch der Klugheit und der Selbstachtung voraussetzt, erwartete. — Ich muß also noch hinzusetzen, Ihre höfliche Freundlichkeit gegen mich gehört unter die Seltenheiten, und hat also auch in dieser Beziehung ihren erhöhten Werth und macht mich Ihnen doppelt dankbar. Und da nun einmal Alles, was zwischen Menschen vorgeht, in einer Weise geschehen kann, in welcher der Seelenadel, der, angeboren, sich bewährt, so ist es mir immer eine heilige Aufgabe, die zu lösen ich für keines der geringsten Verdienste achte, aus dem das Gute gewiß so vielseitig sich entwickelt, wie nicht aus der heroischesten That.

Was die Energie meines Arbeitssinnes anbelangt, so hat sie nicht nachgelassen. Und mir däucht selbst unglaublich, wie ich, gleichsam ohne mir Rechenschaft geben zu können, Tag für Tag ohne Unterbrechung, ohne Abspannung, ohne Ueberlegung, ohne Umsehen, wie ein stummer Sklave, der nicht gewohnt ist, Glossen zu machen, in meinem Berufe fortschreite. Am späten Abend treibt mich nur die Kälte zu Bette, in dem ich aber keineswegs sobald einschlafe,

Digitized by Google

sondern zu meinem letzten Vergnügen einen Arm voll alter wurmstichiger Bücher durchblättere, in denen nichts wie albernes Zeug steht, welches mir aber ausnehmendes Vergnügen macht, da ich ernsthafte philosophische Gedanken gar nicht verfolgen kann. Am Morgen halte ich Wettrennen mit der Aurora, welche zuerst am Schreibtisch ist. Da finde ich denn eine solche Unordnung, wobei jedem Philister die Haare zu Berge stehen würden; ich aber, wissend, daß Gott vor dem Chaos nicht graulte, da er doch, wie die Pedanten versichern, ein Gott der Ordnung ist, setze mich getrost hinein, mitten in die Verwirrung, um sie bis zum Abende noch zu vermehren. Ja, wahr ist's, ich weiß oft nicht, wo ich Anfang und Ende gelassen, und unter zerstreuten Blättern wühlend, ohne Datum, ohne Zusammenhang, wo eine Seite des Briefes hier liegt, die anderen versteckt sind, wie Ostereier, und den zu entwirrenden Enden tausend Schlingen machen. Da ist es nicht Combinationsgeduld und eigenes Verdienst der Ausdauer, sondern Beistand der Geister, die wirklich so emsig, wie einst die Tauben der Aschenbrödel die Linsen von Trestern schieden, so mir unter aller Verwirrung hervor das rechte Blatt in die Hand spielen. Heute Morgens dachte ich: wo wirst du dem Veit seinen Brief finden, um ihn zu beantworten? Siehe da, die Katze sprang auf den Tisch, warf ein Blumenglas um, daß Alles in Wasser schwamm. Bücher, Briefe, Zeitungen, Mannscripte wurden zum Ofen gebracht, und so fand sich Ihr Brief allein aus der Ueberschwemmung gerettet. Obige Macula bitte ich auch als Katzenpfote zu betrachten. Ist das nicht Geisterbeistand?

Bettina Arnim.

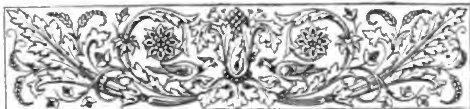
„Von Grimm hab' ich noch nicht Nachricht über die Fortsetzung von Achim's Werken. Ich glaube aber doch, mit Gewißheit darauf zählen zu können, daß wir mit der Schaubühne als sechstem Band fortfahren. Sowie ich

Briefe erhalte, werde ich schreiben. Ich bitte Sie, mir ein Exemplar von Hölderlin's Gedichten zu senden."

Der Leser von Bettinens Buch über die Günderode weiß, mit welcher Ausführlichkeit und Begeisterung in diesem Briefwechsel von Hölderlin's Gedichten die Rede ist. Wenn unser Brief, was wohl möglich ist, vor den endgültigen Abschluß jenes Buches fällt, so wurde er geschrieben, um der Schreiberin die Möglichkeit zu verschaffen, die Erinnerung an jenen jugendlichen Eindruck wieder aufzufrischen[25].



Digitized by Google



XII.

Heinrich und Charlotte Stieglitz.

Charlotte Stieglitz gehörte mit Rahel Levin und Bettina von Arnim zu den Frauen, die namentlich im vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts das geistige Leben Berlins bestimmen halfen.

Hatten Rahel und Bettina durch ihr Wort großen Einfluß, so wirkte Charlotte Stieglitz durch ihre That. Während man sich in den geistreichen, freien Worten der beiden Ersteren berauschte, staunte man über die kühne That der Letzteren, die sich durch einen Dolchstoß aus dem Leben entfernt hatte. Denn es war eine ungewöhnliche That: kein Selbstmord aus verschmähter Liebe, gekränktem Ehrgeiz, unheilbarer Krankheit, kein Beginnen, das in Geistesumnachtung des Thäters seine Entschuldigung trug, sondern eine mit klarem Sinn und fester Hand unternommene Handlung, in der Hoffnung, durch den gewaltigen Eindruck des Unerwarteten, Grausigen, den Geliebten aufzurütteln, den Unmännlichen zum Manne zu schmieden, oder in der Ueberzeugung, daß sie den Hochstrebenden zu sehr zum Irdischen herabziehe, durch ihren Tod aber ihn befreie. Charlotte Willhöft, geboren 18. Juni 1806, ein schönes, künstlerisch beanlagtes, religiös erregtes Mädchen, von mäßiger Bildung, aus einfachem Stande, verliebte sich

Digitized by Google

schon 1822 zu Leipzig in den Studenten Heinrich Stieglitz, der, aus Arolsen stammend (geb. 1801, gest. 1849) nach Göttingen, wo er unschuldig in demagogische Untersuchungen verwickelt wurde, in Leipzig Philologie studirte und zu dichten begann. Im Jahre 1828 heirathete das junge Paar und lebte seitdem in ziemlich beschränkten Verhältnissen in Berlin, wo der Mann als Lehrer und Unterbeamter an der Bibliothek eine sehr bescheidene Stellung einnahm. Amtsgeschäfte und Thätigkeit drückten ihn; Nervenleiden und anderes körperliches Unbehagen verleideten ihm das Leben und machten ihn Andern unleidlich. Er klagte über des Lebens Schwere und die ihm feindlichen Mächte und hatte doch keinen schlimmeren Feind als sich selbst. Er war kein Dichter, nur ein geschickter Reimer, der den Orient besang, ohne ihn gesehen oder durch Studien gründlich erkannt zu haben. Er versuchte sich in Satiren, aber in jener saftlosen Art, die ein höhnisches Lächeln für Fehler hat, die man selbst noch nicht überwinden konnte. Selbst seine Liebesgedichte sind ohne Originalität und ohne wahres Gefühl. Er war der herrlichen Frau nicht werth, die seinen Namen trug, vielleicht ohne je ganz die Seine gewesen zu sein. Sie war keine Philosophin und keine Künstlerin, aber eine echte Frau. Ihre Briefe und Tagebuchblätter sind anmuthig und verständig, ohne neu und tief zu sein. Sie war eine freie Natur, die sich vor Autoritäten nicht beugte, Rahel eine Weile bekrittelte, ehe sie sie völlig anerkannte, selbst an Goethe, und gerade an den Schriften seines Alters — sie seien, meinte sie, vom alten Goethe, nicht vom alten Goethe —, die sonst von den Berlinern besonders belobt wurden, Manches auszusetzen fand. Auch in der Politik wollte sie ihre eigenen Wege gehen, wie in der Literatur: nicht umsonst hatte ihr Gatte Griechenlieder gesungen, sie glühte für die Freiheit und nannte sich eine Republikanerin oder Demagogin. Aber vor Allem war sie darin eine Frau, daß sie sich im Leben und Verkehr zu

Digitized by Google

fügen und zu unterwerfen wußte, Anderen gefällig zu sein anstrebte, Mißklänge aufzulösen, Alles ins Gleiche zu bringen, Widerstrebendes zu vereinigen suchte. Wie geschickt und gefällig wußte sie die Verwandten ihres Gatten, die alte Mutter und den reichen Onkel, von dem der Neffe Wohlthaten erwartete und annahm, zu begütigen; wie echt weiblich war ihre Schmeichelbitte und ihr Dank, beides aufrichtig ohne verletzend, herzlich, ohne sklavisch zu sein. Aber am schönsten zeigte sie sich ihrem Manne gegenüber. Sie war im wirklichen Sinne seine Gehülfin. Sie las viele Schriften durch, deren Inhalt sie nicht interessirte, nur um Stoffe für ihn zu finden; sie war sein Kritiker, wenn er zu selbstbewußt seine schwachen Leistungen pries, sein Anreger, wenn er um das Was und das Wie verlegen umherirrte. Ihr Leben war Arbeit, sowohl im gewöhnlichen Sinne der Hausfrau, die bei beschränkten, ökonomischen Verhältnissen manche Dienste der Magd zu übernehmen hatte, als im geistigen Sinn. Neben die Arbeit trat die Aufopferung. Sie hatte das Bewußtsein, daß sie zuerst sterben würde: „Du mußt vor in die Reihe mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte.“ Aber sie hatte auch den Willen, zuerst zu sterben. Nicht aus Lebensüberdruß, sondern in der freilich trügerischen Anschauung, daß sie durch ihren Tod ihrem Gatten mehr nütze als durch ihr Leben. Sie hatte mehrfach den Gedanken geäußert, daß er, der Schwächling in gewöhnlichen Lebenslagen, sich in schweren Situationen als Held zeige; wer ihm wohlwolle, müsse ihm daher tiefen Schmerz bereiten. Darum bereitete sie ihm durch ihr freiwilliges Scheiden den größten Schmerz, um ihn zum Helden zu stempeln: bis zum letzten Augenblick bewährte sie den Heroismus des liebenden, leidenschaftlichen Weibes.

Am 29. December 1834 erdolchte sich Charlotte. Die That erregte in Berlin und außerhalb der Stadt das ungeheuerste Aufsehen: Rauch und Böckh feierten die Selbst-

Digitized by Google

mörderin als Heldin, Dichter verklärten die That, die Zeitungen aller Orten nahmen in apologetischem Tone davon Notiz. Denn allgemein war die Ansicht verbreitet, als deren Wortführer Th. Mundt in dem von ihm ohne Nennung seines Namens und ohne Jahreszahl erschienenen Buche „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal" auftrat, daß Charlotte aus übergroßer Liebe zu ihrem Gatten diese That begangen habe. Sie wollte den Haltlosen, Schwächlichen durch den Eindruck des Unerwarteten, Grausigen zum Aufraffen zwingen, sie wollte die irdischen, weltlichen Hemmungen wegräumen, die sie dem Dichter bereitete, sie hoffte, daß er nach ihrer Entfernung ein großes, bedeutendes poetisches Werk zu schaffen im Stande sein werde. Sie beging durch diese Anschauung einen groben Fehler: denn Stieglitz, der eine geringe poetische Begabung, schwachen Willen und gar keine Thatkraft besaß, blieb schwächlich und haltlos. Aber daß es ihre Absicht war, ihn zu heben und zu stärken, ihm durch das Unglück einen wunderbaren Segen, in dem Alleinsein die Selbstbesinnung und deren erfreuliche Folge zu geben, geht aus ihren von Mundt gesammelten Zeugnissen hervor.

Gegen diese Auffassung, die auch von den Literarhistorikern der späteren Zeit fast allgemein getheilt wurde — mochten sie nun die That selbst als modernen Opfertod verherrlichen oder den Selbstmord vom moralischen oder christlichen Standpunkte aus verdammen —, erhob H. v. Treitschke (Deutsche Geschichte 4, 435, Leipzig, Hirzel) Widerspruch. Er versuchte darzulegen, daß dieser Selbstmord, gleich den meisten anderen, dem Kleinmuth entsprungen sei, daß Charlotte aus dem Leben gegangen sei, weil sie in krankhafter Selbsttäuschung befangen und schließlich zur Ueberzeugung gekommen sei, daß der Mann ihrer Wahl ihrem Ideale nicht entspreche. Daß diese Ansicht in den von Treitschke benutzten Actenstücken nicht begründet sei, wies G. Geißler sachlich und ruhig in der „Allg. Zeitg.", 18. Nov. 1890, Beil., nach.

Digitized by Google

Einen neuen Beitrag zu diesem psychologischen Problem kann ich nun durch Mittheilung des folgenden hochinteressanten, bisher ungedruckten und völlig unbenutzten Briefes von Th. Mundt an H. Stieglitz geben. Zum Verständniß der in dem nachfolgenden Briefe erwähnten Personen sei nur bemerkt, daß Veit, der oben S. 228 schon kurz gewürdigt, Chef der damaligen Berliner Buchhandlung Veit &. Comp. war, Dichter und Politiker, Hr. v. Voß, Louis v. Voß (nicht der bekannte Lustspieldichter Julius v. Voß) ein in dem Kreise der Mundt und Genossen bekannter Mann war, der noch in den dreißiger Jahren zu Breslau starb; Kühne ist gewiß Gustav K., der längstlebige unter den Schriftstellern des „jungen Deutschland". Der merkwürdige Brief lautet:

Berlin, den 21. April 1835.

Endlich kann ich es, so leid und schwer es mir ist, nicht länger aufschieben, Dir über die unter uns obschwebende Angelegenheit diejenige Erklärung abzugeben, zu der Gewissen und Ehre mich unvermeidlich nöthigen. Du wirst jedoch wohl selbst keine andere Erklärung von mir erwartet haben, als sie jetzt erfolgt, da die Alles vernichtende Art und Weise, mit der Du die ersten Mittheilungen meines Werkes über Charlotte Stieglitz aufgenommen, Dir selbst nicht entgangen sein kann, und Du bereits in einigen nachmals an mich gerichteten Briefen zurücklenkende und begütigende Schritte versucht hast, auf die ich mich aber nicht ebenfalls einlassen darf.

Als ich es, im Gefühl guter und frommer Pietät, unternahm, den Hergang der Dinge, die sich am 29. December in einem so fürchterlichen Ausbruch über uns entladen haben, in einer ausgeführten Darstellung zu erörtern, besonders um aus dem Leben und den Verhältnissen der Hingeschiedenen den geistigen Ursprung so entsetzlicher und himmelschreiender That der Welt zu erklären, wußte ich sehr wohl und sehr genau, daß eine solche Darstellung nicht ohne empfindliche

Berührungen für Dich ausfallen könnte. Ich rechnete jedoch auf den neuen Menschen in Dir, auf den es ja bei dem ganzen Ereigniß abgesehen war, und obwohl ich mir die größte Schonung und Zartheit in Berührung aller Verhältnisse zur Pflicht machte, so glaubte ich doch mit Recht, daß Du eine gewisse geistige Buße dabei über Dich würdest ergehen lassen müssen. Im Uebrigen stand mir die Wahrheit höher als selbst unser persönliches Verhältniß.

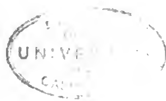
Die erste Hälfte meines Buches über Ch. Stieglitz wurde Dir mitgetheilt. Du hast mir mehrere Bogen Bemerkungen darüber zugesandt, bei denen mich ein Gefühl beschlichen hat, wie ich es Dir kaum zu schildern vermag. Diese Bemerkungen sind in einem so frivolen, leichtsinnigen Tone abgefaßt, besonders wo sie manche Deiner Verhältnisse zu der verklärten Frau betreffen, daß mich ein wahres Grauen deshalb vor Dir ergriffen hat. Wie ich schon in den ersten Wochen nach ihrem Tode an Dir zu meinem Entsetzen bemerkt, so kannst Du über diese herzerstarrenden Dinge alle scherzen und sprechen, als wäre es ein Zeitungsartikel, der Dich nur sehr fern anginge. Anlaß dazu gab Dir diesmal besonders meine leise Berührung Eurer ehelichen Verhältnisse und die Andeutung, daß die physische Natur dabei zu wenig zu ihrem Recht gekommen, woher die krankhafte geistige Ueberreizung. Du willst dies Alles gestrichen haben, worauf ich, da ich an eine reiflichst und gewissenhaft erwogene Arbeit bereits die letzte Hand gelegt, nun und nimmermehr eingehen werde. Denn nichts ist wichtiger für die Erklärung ihres Todes, als Euer eheliches Zusammenleben bis in die kleinsten Details hinein. Du hast aber noch mehr gethan. Du machst eine Bemerkung, um mir zu beweisen, daß Du im Thüringer Walde dennoch einmal Mann gewesen, und läßt Dich dabei zu einer Diatribe gegen die „Maulhurer" (dein eigenes Wort) und zu einer Umänderung des Bon Garçon que le sait u. s. w. hinreißen, wobei mir Hören und Sehen vergangen ist. Be-

Digitized by Google

denke, bedenke, daß es eine edle Todte ist, zu der diese Deine Worte in Beziehung gestellt sind! Mir aber blieb nichts übrig, als mich mit tiefem Unwillen davon abzuwenden.

Ich will Deine „Bemerkungen“ nicht im Einzelnen weiter verfolgen. Der darin herrschende leidenschaftliche Dictatorton: „Weg! — Muß fortbleiben!“ würde mich nicht stören, Dir dennoch da nachzugeben, wo Du wirklich Recht hast. Aber an keiner einzigen Stelle ist das Recht auf Deiner Seite. Bei einer That, die Dir bereits nicht mehr allein angehört, sondern der Welt, müssen alle kleinlichen und egoistischen Rücksichten fallen. Du aber willst selbst Thatsachen unterdrückt haben. Ich jedoch kann und werde mich nie dazu hergeben, mit der öffentlichen Meinung, die hier berichtigt werden sollte, eine diplomatische Komödie zu spielen. Soll der Verstorbenen ihr Recht widerfahren, so darf nichts verhehlt werden, wiewohl durch Andeutungen verschleiert werden kann! Und wie habe ich nicht jedes Wort abgemessen und mit Blut und Schweiß durchdacht? Daß Dich aber mehr die Eigenliebe als die Wahrheitsliebe bei der Sache leitet, wird nun leider allzu offenbar. Weiß ich doch, daß Du mir gewisse Stellen aus ihren Tagebuchsäußerungen ganz vorenthalten hast, aus ängstlicher aber unbegründeter Diplomatie, daß keine Mißdeutungen daraus entstehen möchten; z. B. die Stelle: „Wenn ich müde bin, könnte ich mich wohl an einen Baum hängen, wenn ich durstig bin, ins Wasser gehn!“ — Du willst nämlich die That nicht zugleich aus Charlottens eigener innerster Natur, sondern bloß aus der einen abgöttischen Liebe für Dich abgeleitet haben, während doch Alles zusammengenommen werden muß, um das Räthsel psychologisch zu erhellen. Was aber kann hier wohl Mißdeutung heißen? Wie schlecht stände es mit der moralischen Würde der That, wenn man, um das Verständniß möglich zu machen, dabei zu einer Lüge seine Zuflucht nehmen müßte! Charlotte bedarf Deiner klugen Diplomatie nicht. Aus

Digitized by Google



diesem Gesichtspunkt sind aber die meisten Deiner „Bemerkungen", mit denen Du meine Arbeit wahrhaft überschwemmt hast, geflossen. Und nun muß ich Dich auch noch erinnern, daß ja hier nicht etwa in Deinem Auftrage gearbeitet, sondern daß es ein freies Werk der Pietät ist, dem ich mich unterzogen und dessen erste Idee von mir ausging. Daher kommen Dir keine dictatorischen Bestimmungen und Eingreifungen deshalb zu, sondern von mir, besonders da ich die Verantwortung der Herausgabe übernommen, muß Alles abhängig bleiben.

Das Vertrauen, mit dem ich Dir das Manuscript mittheilte, hast Du keineswegs freundschaftlich vergolten. Du hast Dich verleiten lassen, ohne mein Zurathe ziehn, gleich eine Stelle darin, von der kein Anderer etwas wissen sollte, so auszustreichen und auszukratzen, daß ich sie jetzt selbst nicht mehr lesen kann. Dies ist eine Anmaßung, die mich empört hat. Du hattest dazu nicht das geringste Recht, da das Manuscript mein Manuscript ist. Daraus folgt, daß Du nie wieder ein Manuscript von mir in die Hände bekommen darfst, am allerwenigsten aber die Fortsetzung des gegenwärtigen, da ich voraussetzen muß, daß es mir am Ende selbst für meinen eigenen Gebrauch so rücksichtslos verunstaltet werden möchte.

Auch an Stil und Schreibart hast Du mir zu bessern, oder vielmehr auch zu verunstalten gesucht. Ich will Dir das hingehen lassen, da Dir die Einsicht in prosaische Darstellungskunst nie recht geläufig war. Mir aber ist der Stil so sehr ein eigenthümliches Kunstwerk, daß ich mir dabei von einer fremden Manier her nichts aufdrängen lassen kann. Du hast jedoch auch an einigen Stellen ohne Weiteres Wörter in meine Sätze eingeschoben, wodurch der Sinn etwas nüancirt wird. Daraus folgt ebenfalls, daß Du die Fortsetzung dieses Manuscripts nimmermehr in die Hände bekommen darfst.

Digitized by Google

Was die beigelegten eigenen Papiere und Briefe Charlottens betrifft, so hat sich auch dabei manches Befremdliche von Deiner Seite ereignet. Den Euer Verhältniß höchst charakterisirenden Brief vom 22. Februar hast Du ohne Weiteres gestrichen, weil er Dich und Deinen Charakter mit einem ganz leisen Tadel traf, obgleich ich, wenn ich überhaupt die Briefe herausgeben soll, diesen schlechterdings nicht missen kann. Noch mehr! Die Tagebuchstelle über Raupach hast Du jetzt gestrichen und erzählst mir in Deinen „Bemerkungen", diese rühre eigentlich von Dir her, und Du habest sie nur, im Moment des Abschreibens, aus einer gewissen „Tücke" Charlotten untergeschoben, um diese Ansicht über Raupach in die Welt zu bringen. So sehe ich denn zu meinem Staunen, daß ich auch in Bezug auf diese Papiere, die ich herausgeben soll, eigentlich ganz im Unsichern mich befinde und nicht bestimmt weiß, was Alles von der Seligen herrührt. Ich tappe im Dunkeln und fange an, überall Argwohn zu schöpfen. Unter diesen Umständen muß ich die Herausgabe von Charlottens Papieren für noch nicht reif erklären. Ich habe sie deshalb bereits von dem Text meiner Darstellung gesondert, und ich bitte Dich, sie umgehend von mir wieder abholen zu lassen.

Alles dies beweist leider mit zwingender und unumgänglicher Consequenz, daß unsere Gemeinschaft in Bezug auf die Herausgabe des beabsichtigten Werkes für aufgelöst anzusehen ist.

Zur voreiligen Mittheilung des Manuscripts an Herrn von Voß, ohne mein Wissen, warst Du nicht berechtigt. Da Du jedoch einmal dritte Personen in diese Sache mit eingeflochten hast (wobei höchst zweifelhaft geblieben, inwiefern Herr v. Voß mit Dir übereinstimmt), so habe auch ich mich für befugt gehalten, in dieser Angelegenheit nichts ohne den Rath meiner nächsten Freunde zu thun. Daher erfolgt anbei das Gutachten eines Dritten, des Herrn Dr. Kühne, dessen Ansicht im Wesentlichen meine jetzige Handlungsweise unterstützt.

Der Text meiner Darstellung ist mein geistiges und materielles Eigenthum in jeder Hinsicht und soll mir als solches verbleiben! Was ich damit zu thun gedächte, würde jedenfalls auf meine Verantwortung und nach meinem Gewissen geschehen.

Um mich jedoch in dieser Sache, die mir so heilig ist, nicht allzu hartnäckig zu erweisen, obwohl die Ehre forderte, sie auf das Aeußerste streng und ernst zu nehmen, schlage ich folgende Punkte zur Ausgleichung vor:

1. Du begibst Dich aller und jeder Ansprüche, mein Manuscript vor dem Abdrucke zur Einsicht zu erhalten; 2. die von Dir angestrichenen Stellen in meiner bisherigen Darstellung bleiben sämmtlich und völlig unverändert; 3. Herr Dr. Veit erhält mein Manuscript vor dem Abdrucke zur Durchsicht und hat sich deshalb mit mir zu verständigen; er verpflichtet sich aber durch sein Ehrenwort, Dir das Manuscript nicht in die Hände zu liefern, weil man von Dir nie sicher ist, daß Du es verunstalten und verderben, oder, wie geschehen, ganze Stellen herauskratzen möchtest; 4. Charlottens eigene Papiere sind von dieser Bestimmung ausgenommen, und hinsichtlich derselben bleibt Dir ein unbedingtes Veto nachgelassen, was davon gedruckt oder nicht gedruckt werden solle. —

Indem ich dies noch einmal überlese, gestehe ich, daß Dein Selbstgefühl Dir nicht erlauben kann, diese Bedingungen anzunehmen; und doch, ich mag mich prüfen wie ich will, ich bin nicht im Stande, Dir andere zu setzen.

Th. Mundt.

Es scheint, daß der Brief trotz seiner Schlußbemerkung die beabsichtigte Wirkung übte, d. h. daß Stieglitz die Veröffentlichung des Buches, das doch immerhin eine Glorification für ihn war, ungehindert vor sich gehen ließ. Das geht am deutlichsten daraus hervor, daß diejenige Stelle, über deren Streichung sich Mundt bitter beklagte, stehen geblieben ist, während z. B. die Tagebuchstelle über Raupach und die über

Digitized by Google

Charlottens Lebensmüdigkeit fortgefallen ist — denn einzelne Bemerkungen über Raupach's „Tasso's Tod", die Fortsetzung von Goethe's Tasso, in einem Briefe an den Onkel Stieglitz in Petersburg können unmöglich gemeint sein. Jener Brief Charlottens vom 22. Februar, den Mundt nicht missen zu können erklärte, obwohl er Stieglitz mit einem leisen Tadel treffe, steht in Mundt's Buch S. 31. Er ist geschrieben Leipzig, 20. November 1828, ist aber „zum 22. Februar", als ein eigenthümliches Geburtstagsgeschenk für Stieglitz bestimmt, und lautet so:

Guten Morgen, mein Heinrich!

Laß mich Dich erst anders wiedersehen, ehe Du viel von mir verlangst; ich fürchte, meine unbegrenzte Liebe könnte Dich diesmal schmerzlich verwunden. Es ist hart, sehr hart zu sehen, daß der, den man über Alles gern glücklich wissen möchte, sein eigener Feind ist, sich beständig selbst quält, damit der Traum von ewiger Jugend ja noch bei Zeiten vernichtet wird. Wehe Dir und mir, daß Du Dich zum Dichter berufen glaubtest, wenn Du in der Anwendung aller Deiner Kräfte nicht schon Befriedigung findest! — in Freudigkeit mußt Du schaffen, und was dawider, das ist vom Uebel! Stellst Du Dir aber eine Aufgabe über Deine Kräfte, so erscheint mir dies sündlich, denn nach Vollendung derselben wird der Geist wahrscheinlich krank zusammensinken und der Körper dazu. Lebewohl! Deine Charlotte.

Man erkennt jedenfalls aus diesem Schreiben, außer der übergroßen Empfindlichkeit des Empfängers, das Lebensprincip Charlottens, ihre Liebe zu ihrem Gatten. Gewiß hatte sie bei allem ihrem Thun nur ihn, niemals sich vor Augen. Auch das neue Moment, das Mundt vorbringt, daß nämlich Stieglitz, der geistige Schwächling, auch ein physischer gewesen sei, unterstützt diese Anschauung mehr, als daß es sie entkräftet. Charlotte wollte durch ihr Scheiden den Vielgeliebten, der

Digitized by Google

ihr Lebensbegleiter gewesen war, ganz auf sich stellen, ihm jedes Hinderniß, das sie ihm bot, aus dem Wege räumen, damit er das bißchen Kraft, über das er gebot, frei entfalten konnte. Leider täuschte sie sich in ihren Erwartungen: ihr Opfertod war vergebens.

War der Bericht Mundt's geeignet, die Motive Charlottens aufzuklären, so ist der folgende Brief Veit's dazu angethan, die That im Einzelnen zu schildern. Der Brief ist gerichtet an Heinrich's Onkel, der dem Erwerbsunfähigen einen großen Theil seiner Subsistenzmittel gewährte, und lautet:

„Hochverehrter Herr Baron!

Dem traurigen Briefe meines Freundes Mundt den meinigen folgen zu lassen, der über den Tod unserer edlen Freundin den nähern Aufschluß gibt, wäre mir eine heilige Pflicht, wenn mich Stieglitz auch nicht dazu aufgefordert hätte.

Sie kennen beide. Sie haben ihr Verhältniß beobachtet. Von Stieglitz' Krankheitszustand sind Sie ohne Zweifel durch Ihren Herrn Bruder unterrichtet. Urtheilen Sie, was die Verschiedene dabei gelitten hat. Auf der Reise, wo seine körperlichen Zustände zuweilen dem Wahnsinn nahe kamen, sowie in den letzten Wochen ihres Hierseins hat sie ihr Unwohlsein gewaltsam in sich verschließen müssen, um ihn nicht durch den Gedanken an die Möglichkeit ihres Erkrankens aufs Aeußerste zu reizen. Denn diese Möglichkeit, das weiß ich aus vieljährigem Umgang, hat ihn immer wie ein Gespenst verfolgt. Ihr ganzes Nervenleben war jetzt in äußerster Spannung, ihr Blut in fürchterlichen Wallungen nach Herz und Kopf. Dazu kam die Abgeschiedenheit ihrer Wohnung und die Einsamkeit, in welche sie sich wider den Rath der Freunde vergraben hatte. Unpäßlichkeit meiner Frau, dringende Geschäfte, der weite Weg in dem lastenden Nebelwetter hatten mich in der letzten Zeit abgehalten, sie öfter zu sehen, und ich gestehe mit innerm Vorwurf: eigenes Glück hatte mir die un-

heimlichen Verhältnisse in die Ferne gerückt, denen ich so lange Schritt für Schritt gefolgt war. Aber wie konnte ich vermuthen, daß sich Alles so auf die Spitze gestellt hatte. Die ewige elementarische Unruhe in Stieglitz, das Greifen nach den Extremen, war ihrem tiefe Harmonie und Versöhnung suchenden Geiste unerträglich geworden: sie hatte diesen Dämon auf jede Art zu beschwören gesucht; vergebens, eine unselige Krankheit kettete ihn an das Gemüth des Freundes. Sie konnte es nicht mehr ertragen, daß der Geliebte ihrer großen Seele sich nicht sollte ablösen können von dieser Angst des Irdischen und Eiteln, um sich mit ihr auf jene Höhe zu stellen, von der sie das Leben überschauen ließ, das sie doch an und um sich gewahrte, und sofern er dies nicht vermochte, fürchtete sie für seinen Verstand, ein Aeußerstes, das sie zu tragen sich wohl nicht fähig glauben mochte. Es muß Momente gegeben haben, wo alle diese Betrachtungen zugleich auf ihren geschwächten und gereizten Körper einstürmten, — konnte sie da etwas Anderes erflehen als den Tod? Aber an Seelenwunden stirbt sich's nicht so leicht, und den Tod pflegt die Natur nicht dann zu senden, wenn er gerufen wird. Sie that es auch hier nicht. Und doch ist sie todt. Ja, mein edler Freund, die dunkle Ahnung, die jetzt in Ihrer Seele aufsteigt, lügt nicht: sie ist ihrem zögernden Schicksal zu Hülfe gekommen und hat sich selbst den Tod gegeben. Muß ich allerdings auch, um den letzten Schritt zu erklären, eine Verdüsterung des Moments voraussetzen, aber das entsetzliche Ereigniß kann ich doch nur als eine fürchterliche Consequenz alles Vorhergegangenen auffassen.

Die näheren Umstände sind grauenvoll einfach. Am Montag Abend — am Sonntag vorher waren wir in der heitersten Gesellschaft zusammen gewesen — beredete sie Stieglitz, ein Concert von Ries zu besuchen: sie war schon seit längerer Zeit zu aufgeregt, um Musik ertragen zu können. Als er zwischen 8 und 9 Uhr nach Hause kam, war das Zimmer

seiner Frau von seinen Wirthsleuten erbrochen. Sie hatte sich ins Bett gelegt und sich einen Dolch, der sich noch aus St.'s Studentenzeit herschreibt, mit römischer Kraft mitten ins Herz gestoßen, hatte den Dolch herausgezogen und neben sich ins Bett gelegt. Ihr Stöhnen machte das Dienstmädchen aufmerksam, das sie noch kurz zuvor ermahnt hatte, das Abendbrot für St. zurecht zu machen; beide Zugänge waren verschlossen, der herbeigerufene Wirth erbrach die Thür und fand sie todt, wie ruhig entschlummert. Nun kam St. herzu, auf seinem Pulte fand er für sich einen Zettel. Die Bedeutung ihres Opfertodes hat sie scharf überdacht und mit einer Ruhe ausgeführt, die an das Größte reicht, was die Geschichte alter und neuer Zeit überliefert hat. Die herkömmlichen Phrasen verstummen vor der außerordentlichen That, wie vor dem Entsetzlichen des Ereignisses.

Gebe der Himmel, daß ihr Tod eine Wahrheit werde. Das ist das Einzige, was wir zu erflehen haben, sowohl um seinet- als auch um ihretwillen, damit sie nicht umsonst gestorben sei.

Stieglitz ist merkwürdig gefaßt. Er scheint ihrer letzten Willensmeinung sich würdig machen zu wollen. Er erspart sich nichts, keinen letzten Dienst, nicht einmal das Geschwätz der Leute; die Freunde wechseln bei ihm ab, auch Nachts. Doch reicht das auf die Länge nicht aus, da doch Jeder am Ende an sein Geschäft zurück muß. Die Wohnung will er nicht verlassen. So wird er wohl auch noch einige Wochen hier bleiben, bis er seine Papiere geordnet hat, und bis die Büste der Seligen, die Rauch und Decker (?) modelliren werden, und das Gemälde, das Wach zu malen übernommen hat, der Vollendung näher gerückt sein werden. Alsdann wird er, wahrscheinlich von Mundt begleitet, nach Hannover gehen.

Wie gern hätte ich Ihnen Näheres und Zusammenhängenderes geschrieben, klarer Gedachtes und Ausgesprochenes,

wenn ich in diesem Momente, wo ich soeben von ihrem Begräbniß komme, mich mehr zu sammeln im Stande wäre. Ueberdies drängt die Zeit. Trost kann ich Ihnen nicht bieten. Möge die Wahrheit Sie trösten, weil sie die Wahrheit ist!"

Seit dem Tode Charlottens war Stieglitz haltloser denn je. Die Hoffnung der Frau, durch ihren Selbstmord ihn aufzurütteln, erfüllte sich nicht. Stieglitz ging bald von Berlin fort. Von seinen Reisen schrieb er häufiger an Veit, z. B. aus Muskau (Juli 1836), einen Brief, der wegen seiner Schilderung L. Schefer's wichtig ist.

Nicht lange nach Absendung dieses Briefes löste sich Stieglitz' Verhältniß zu Veit. Der tiefere Grund der Lösung wird wohl in dem Unbehagen Veit's an Stieglitz' Benehmen zu suchen sein, eben weil er die Hoffnungen nicht erfüllte, die man unmittelbar nach dem tragischen Ereigniß von ihm hatte hegen können. Er leistete fast noch weniger als früher. Unter Stieglitzens Briefen an Veit befindet sich ein Billet, das Verzeihung und Vergessen erfleht für eine ganz besonders unwürdige Scene, die er vor Veit und den Seinigen aufführte. Mit einem solchen Menschen war keine Freundschaft zu halten. Der äußere Anlaß zum Bruch lag aber in geschäftlichen Verhältnissen. Jenes Buch, in dem Mundt der verstorbenen Charlotte ein Denkmal gesetzt hatte, war 1835 im Commissionsverlag von Veit erschienen. Der Verkauf übertraf zuerst die Erwartungen. Stieglitz, der sich zum Ersatz des etwaigen Schadens verpflichtet hatte, meinte daher, durchaus nicht in Anspruch genommen zu werden. Als aber Stieglitz August 1836 die Abrechnung empfing und daraus erfuhr, daß von den 1000 Exemplaren nur 384 verkauft seien und der Betrag seiner Schuld noch 344 Thlr. betrüge, machte er Ausflüchte. Als dann von der Verlagshandlung nach längeren Auseinandersetzungen erklärt wurde, sie würde diesen Verlust mit anderen tragen, entschloß er sich endlich, im

Digitized by Google

August 1841 die unterdeß auf 276 fl. herabgeminderte Schuld zu tilgen. Gleichzeitig mit der Zahlung sandte Stieglitz an Veit einen Abschiedsbrief, der so lautet: „Als ich alle Verhandlungen betreffs des Mundt'schen Denkmals von Deiner Persönlichkeit ab auf die Verlagshandlung hinleitete, da geschah dies in dem aufrichtigen Wunsche, uns beide als Personen fernzuhalten von dem Unangenehmen dieser im Verlauf des Geschäftlichen so bedauerlich verwickelt gewordenen Angelegenheit und hiermit alles Störende von einer innigeren persönlichen Wiederannäherung hinwegzunehmen. Du hast es anders gewollt. Nachdem auf mein aus innerster Seele zu Dir gesprochenes Schlußwort vom 29. März 1840 von Deiner Seite nichts weiter folgt, als ein mit eigner Hand geschriebener, kalter Abrechnungsbrief, habe ich Dir weiter nichts zu sagen als ein herzliches Lebewohl."

Jener früher schon erwähnte Brief Stieglitz' an Veit über Schefer verdient aber näher betrachtet zu werden. Er enthält eine ausführliche Schilderung Schefer's, die unten S. 273 fg. verwerthet ist, und berichtet über seine erste Begegnung mit Schefer. Gerade dieser Bericht ist in unserem Zusammenhange von großem Interesse. Stieglitz schreibt:

„Mein Zusammentreffen mit Schefer war merkwürdig und nahm eine eigenthümlich tragische Färbung an mit heißen Reflexen auf mein innerstes Herzblut. Ich bracht' ihm einen Gruß von Dir, wahrscheinlich vergessend, mich zu nennen. Man ist bei aller Ueberwindung und Ignorirung seiner selbst doch immer noch soviel mit sich beschäftigt, daß man leicht in den Wahn geräth, es müßten die Leute den werthen Fremdling kennen. Nun fragt mich Schefer, wie es Veit jetzt gehe, wie Mundt, wie Stieglitz. Ich berichte über alle Drei nach bestem Wissen. L. S.: „Kennen Sie denn auch Mundt's Denkmal über Charlotte Stieglitz?" H. S.: Ich kenn' es jetzt. L. S.: „Das Buch hat mich ungemein interessirt;

Digitized by Google

die ganze Erscheinung der herrlichen Frau ist so großartig, so eigenthümlich, daß sie mich immer wieder von Neuem interessirt; solch' eine Fülle von Liebe und Kraft, von Geist und Anmuth findet sich nicht zum zweiten Male beisammen." — Ich stimme bei mit furchtbar aufklopfendem Herzen. — L. S.: „Was muß das für eine merkwürdige Frau gewesen sein! Sie zittern, wenn Sie von ihr sprechen. Sagen Sie mir einmal aufrichtig — Sie kennen doch gewiß den Heinrich Stieglitz näher —, was Sie von dem halten; nach Mundt's Darstellung erscheint er mir doch gewaltig schuldig; ja, Mundt weist nicht undeutlich auf Punkte hin, die mir den Stieglitz als unverzeihbar verdammlich darstellen, und mich, der ich ihm früher so gut war, ganz und gar von ihm abgewendet; ich könnte mich ordentlich scheuen, ihn zu sehen!" — Nun hatte, trotz aller Aufrichtigkeit und unberufenen Zudringlichkeit gewisser Menschen, so objectiv über Euch selber, sich doch Keiner noch mir gegenüber gestellt. Da aber die Sache jetzt einen Menschen betraf, dessen eifriger Erziehung ich mich eben nicht mit allzu großer Nachgiebigkeit und Schonung angenommen, und da ich diesen Menschen so ziemlich zu kennen glaube, so übernahm ich, ohne irgend etwas zu beschönigen, dessen Vertheidigung, stellte Manches, was Schefer zu einseitig und scharfkantig aufgefaßt, in richtigen Zusammenhang; Anderes, was in Mundt's Darstellung vielleicht zu allein stehend, zu wenig motivirt durch Nebenumstände, ja selbst mit zu wenig Berücksichtigung des tiefsten Lebensgrundes unserer wunderbaren Gegenseitigkeit ohne sein Wissen und Wollen in allzu grelles Licht heraus gestellt, versucht' ich ihm aus dem Zusammenhange des Gesammtlebens zu erklären, und bracht' es denn doch dahin, daß, ohne auch nur ein Tüttelchen von Stieglitzens wirklicher tiefen Schuld zu bemänteln, der liebevolle Mensch mir die Hand drückte und sagte: „Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir wieder ein besseres Bild von Stieglitz gegeben, wie er früher immer in

Digitized by Google

meiner Vorstellung gelebt; grüßen Sie ihn mir von ganzem Herzen, wenn Sie wieder nach Berlin kommen, und sagen Sie ihm, daß gewiß kein Mensch innigeren Antheil an seinem ungeheuren Schicksal genommen als ich; er möge sich nur aber recht zusammen nehmen in seiner höchst schwierigen Stellung und sich darthun, wie er wirklich ist, und leisten, was er vermag, damit sich immer mehr verwische, was mit und ohne seine Schuld auf ihm haftet, und damit der Glaube und das Vertrauen der herrlichen Frau, die ihn so sehr geliebt, immer mehr gerechtfertigt werde." — Ich versicherte ihn, daß, so wie ich Stieglitz kenne, dies wohl von ihm zu erwarten sei, wenn sein von seltsamen Blutunordnungen hart bedrohter Organismus sich fortwährend ordne und regle, wie es in der letzten Zeit den Anschein genommen. „Uebrigens," fügt' ich hinzu, „ist Stieglitz von Statur kräftig, fest, von ziemlich eisernem Willen, und hat, bei all' seiner Liebe zu den Menschen, die nichts verlöschen kann, doch eine gute Dosis Weltverachtung sich erworben, die ihn in seiner precairen Stellung trefflich unterstützt, sich immer unerschütterlicher zu halten. Liegt ihm bei seiner Jugend und Frische doch ein ganzes Leben vor. Ich bin überzeugt, er wird, was er versäumt, verschuldet, im treuesten und besten Sinne wieder gut machen und nachholen, wenn sich auch ungeheuerster Verlust, der unersetzlichste, die Blüthe eines verscherzten Lebensglücks, sich niemals wieder herstellen läßt. Er muß und wird immer mehr entsagen lernen; aber auf dieser Bahn wird er auch immer tüchtiger werden."

Schefer war sehr innig und weich geworden, Thränen im Auge fragt' er mich, ob denn das Bildchen vor dem Denkmal, das ihn und Alle, die es hier gesehen, so sehr angesprochen, auch wirklich so recht getroffen sei? — Ich sagt' ihm, daß es wiedergebe, was solch ein Steindruck zu leisten vermöge, halte aber das Farbenbild in meiner Brieftasche doch für weit treuer, lebendiger nüancirt, wärmer und befriedigender. Er

Digitized by Google

bat, es ihm zu zeigen, betrachtete es lange und rief dann aus: „Nein welch' ein schönes, seelenvolles Gesicht! Was muß das aber für eine wunderbare eigne Frau gewesen sein, daß Sie ihr Bild immer mit sich herum tragen! Wie standen Sie denn nur zu ihr?" — Jetzt rissen mir alle Bandagen der doch mühsam nur verharschten Wunden; in seiner tiefsten Tiefe blutete mein Herz, und nöthig wurde wieder einmal das ganze erneute Aufgebot der wahrlich nicht im Spiel errungenen Kraft. Jetzt hätt' ich gern gesprochen und das schaurige Incognito, das ich so wenig beabsichtigt, vielleicht aber zu lange schon unenthüllt gelassen, mit Einem Wort zerrissen; aber ich konnt' es jetzt nicht über die Lippen bringen. Sollt' ich heulen? — Thränen sind mir an mir verhaßt, den Menschen gegenüber doppelt; ich habe nur Herzblut, und für dies kenn' und gestatt' ich nur einen Abzugskanal. Ich schwieg. Schefer bat mich, das Bild seiner Frau zeigen zu dürfen, die auch so vielen Antheil an der tragischen Begebenheit genommen, und schickt' es ihr durch sein nebenstehend Töchterchen als das Portrait von Charlotte Stieglitz. Mittlerweile fragt er auch, was das für ein Auge sei auf meinem Ringe? „Das Auge meiner Frau." „Das ist doch brav," ruft er aus und drückt mir treuherzig die Hand, „daß Sie auch von Ihrer Frau etwas bei sich haben und nicht überall in die übertriebenen, exaltirten, modernen Gesinnungen einstimmen!" — Jetzt wurde mir es zu viel. „Um Gottes Willen," rief ich, „jenes Bild ist ja auch das meiner Frau!" — „Das Portrait der Charlotte Stieglitz?" — „Ja, ja! Und ich begreife nicht, wodurch die fürchterliche Confusion zwischen uns entstanden." Schefer weinte wie ein Kind und fiel mir um den Hals. „Armer, unglücklicher Mann, was haben Sie durchgemacht!" — Er wollt' Entschuldigungen vorbringen. Vor mir aber hat, mich betreffend, Niemand viel Entschuldigungen nöthig. Wir verständigten uns bald und haben einander recht lieb gewonnen, sind sehr viel beisammen gewesen in diesen Tagen und werden

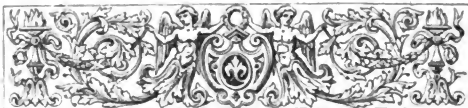
Digitized by Google

auch heute noch beisammen sein. Von Stuttgart und dem regen Treiben dort ist er ganz eingenommen, wird auch wohl einmal ganz dort leben. Hielte er Shakespeare und Goethe so hoch wie Lewald und Menzel, ich würde den so grundtrefflichen Leopold Schefer noch einmal so lieb haben können, als ich um seines edlen, schönen Selbst willen, wo kein fataler Anhauch es trübt, nicht anders kann.“ —

Man wird zugeben, daß dieser Brief psychologisch vom höchsten Interesse ist. In der ganzen Scene zeigte sich Stieglitz als das, was er war, als ein schwächlicher Komödiant; und daß er fähig war, den ganzen Vorgang, wie er sich wirklich zugetragen hatte, oder wie er von ihm ausgeschmückt wurde, dem Freunde zu erzählen, zeugt entweder von einer staunenswerthen Objectivität oder von einer Lust am Posiren, die bei so tiefem Herzweh etwas unglaublich Widriges an sich hat [26].



Digitized by Google



XIII.

Leopold Schefer und Karl Werder.

Moritz Veit hatte schon als Knabe in dem Hause seines gebildeten Vaters manche Schriftsteller kennen gelernt; enger verbündete er sich mit ihnen als Jüngling und als selbständiger Mann. Zu diesem Kreise gehörten u. A. der Dichter Daniel Leßmann, der so tragisch endete, und der feinsinnige, vielseitig gebildete Kaufmann M. Moser. Mit einer großen Schar von Männern und Frauen wurde Veit brieflich und persönlich bekannt, als er 1830 und 1831 je einen Musenalmanach herausgab, und als er 1834 seine Buchhandlung eröffnete. Durch jenen, der freilich keinen sonderlichen Erfolg hatte, kam er mit den meisten hervorragenden Dichtern in Verbindung (Achim v. Arnim, vgl. oben S. 232 fg.), oder erneuerte schon bestehende Beziehungen, z. B. zu Goethe und Heine. Durch seinen Verlag, eben weil er kein specifischer war, sondern verschiedene Gebiete umfaßte, kam er mit Dichtern und Politikern, Gelehrten und Praktikern zusammen und gewann durch diese Thätigkeit manche Lebensgenossen. Seine Freunde blieben seine Autoren; aber auch seine Autoren wurden ihm Freunde. Unter der Schar der Freunde nimmt der ihm an Jahren und Bestrebungen gleichstehende Michael Sachs ganz gewiß

Digitized by Google

die hervorragendste Stellung ein; ich darf dieser Namensnennung wohl die Mittheilung hinzufügen, daß ich in der glücklichen Lage bin, den Briefwechsel zwischen Sachs und Veit, der das ganze Leben beider durchzieht, besonders lebhaft aber zu der Zeit geführt wurde, da Sachs sich in Prag befand (1835—1844), in nächster Zeit herauszugeben.

So reiche Nahrung nun auch dieses Freundschaftsbündniß aus dem Umstande empfing, daß beide Freunde Juden waren, die sich für die inneren religiösen Angelegenheiten ihrer Glaubensgenossen lebhaft interessirten und den Kampf, so weit er um deren Gleichstellung geführt werden mußte, mit Muth und Umsicht führten, — für Veit war Gemeinsamkeit der Confession nicht die unerläßliche Grundbedingung zur Freundschaft; vielmehr war gerade er, der in Zeit und Gesinnung des Goethe'schen Humanitätsideals aufgewachsen war, vor Allen geneigt und geeignet, Menschen zu suchen und aus den edelsten, menschlichen Beziehungen Grund und Ferment der Freundschaft zu machen. Daher verband er sich schon in seiner Jugendzeit mit manchen gleichstehenden, christlichen Jünglingen, von denen einer, Heinrich Stieglitz, in der vorstehenden Skizze geschildert wurde. Wenn aber dieses schön begonnene Verhältniß durch die immer stärker hervortretende Unmännlichkeit des Jugendgenossen, der zu einem Lebensbündnisse nicht tauglich schien, sich löste, so blieb das mit Karl Werder zeitlebens bestehen, und die in den Mannesjahren mit Leopold Schefer eingegangenen Beziehungen bereiteten lange Zeit Glück und Erhebung den Engverbundenen.

Zunächst soll von Leopold Schefer die Rede sein.

Vor sechzig Jahren erschien in Berlin eben in Veit's Verlage eine Sammlung von Gedichten, ungereimten, nicht immer fehlerlos gebauten Versen, Leopold Schefer's Laienbrevier, das gewiß dreißig Jahre hindurch für viele sinnige Frauen ein weltliches Erbauungsbuch blieb. Frau Rath und die Frauen des 18. Jahrhunderts stachen lieber mit einer

Digitized by Google

Nadel in Bogatzky's „Güldenes Schatzkästlein“ und erquickten sich an dem Spruch, auf den die Nadel wies; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es viele Frauen, die Schefer's poetische, nach Monaten und Tagen geordnete Sprüche als Wegweiser sich erkoren. Von meiner guten Mutter, die nicht viel las, weiß ich, daß dies Buch nicht von ihrem Tische kam. Nun ist der Autor seit mehr als dreißig Jahren todt — er starb 1862 — und sein Buch, das zu seinen Lebzeiten zwölf Auflagen hatte, erlebte seitdem nur wenige. In die Reclam'sche Universalbibliothek ist es zwar aufgenommen, aber ich weiß nicht, ob es zu den sehr verbreiteten Bändchen dieser Sammlung zu rechnen ist. Jetzt gehört es zu den Büchern, die von aller Welt ehrenvoll genannt und von keinem Menschen mehr gelesen werden. Selbst die Literarhistoriker sind streng gegen das Werk. Goedeke nennt es „ein fragmentarisches Lehrgedicht ohne Gedicht“ und charakterisirt es als „Sprüche, die mit Rückert's Lehrgedicht verglichen, verlieren, weil sie des individuellen, deutlich ausgesprochenen Motivs entbehren und nicht die Weisheit des Lebens, sondern des Individuums enthalten, das nur weise erscheint, weil es Millionen unweisere gibt“.

Dem modernen und modernsten Leser ist das Buch unsympathisch. Statt Gedankenlyrik liebt dieser Ausmalung von Stimmungen; Stimmung aber ist etwas im Augenblick Entstehendes, leicht Vergängliches, während der Gedanke, mühsam erarbeitet, bleibt, den Leser dauernd beschäftigend und ihm nicht leicht gestattet, abzuschweifen. Auch die Form ist für den modernen Leser seltsam. Er ist gewohnt, klingende Verskünsteleien zu vernehmen oder, bei den nicht minder beliebten reimlosen Versen, kurze unregelmäßige, in ihrer stoßweise vorgebrachten Manier aufregende Metra zu hören, und hat für die regelmäßigen, durch eben diese Regelmäßigkeit ermüdenden Jamben kein Ohr. Im Gegensatz zu diesen tadelnden Bemerkungen, die durch eine Veränderung des

Digitized by Google

ästhetischen Geschmacks hervorgerufen sind, stehen andere, schon früher laut gewordene, die in der Verkennung des Werkes ihren Ursprung haben. Sie gipfeln darin, daß das Buch keine Entwicklung, kein Fortschreiten seines Inhalts zeige. Ein solches Urtheil ist eine Verkennung, weil das Buch nicht als ein Ganzes, sondern als eine Sammlung einzelner Weisheitssprüche aufgefaßt und gelesen sein will. Denn in einem Zuge kann und soll es nicht durchgenommen werden. Es müßte in diesem Falle genau so erschöpfend, eher abschreckend als anziehend wirken, wie ein Gebetbuch. Wie dieses kein Fortschreiten und keine Entwicklung kennt, auf den ersten Seiten denselben Standpunkt einnimmt wie auf den letzten, durchaus angefüllt ist mit Gebeten gleicher Art, Dank-, Buß- und Bittgebeten, so enthält auch dieses weltliche Erbauungsbuch inhaltlich dieselben, nur in der Fassung veränderten Betrachtungen über Natur- und Menschenleben, Aufrufe zur Bethätigung der Pflicht, der Nächstenliebe, Lobpreisungen der Naturbegeisterung, der Lebensfreudigkeit.

Der Verfasser dieser merkwürdigen Gedichtsammlung, L. Schefer (1784—1862), gehörte schon zu den Mitarbeitern des ersten Veit'schen Musenalmanachs. Er war einer der Wenigen, die für ihre Beiträge Honorar empfingen. Er knüpfte schon damals mit dem Herausgeber außer den literarischen auch persönliche Beziehungen an. Ihm vertraute Veit, nach der Veröffentlichung des zweiten Almanachs (13. September 1831) an, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei. Er schrieb:

13. September 31.

Auch Sie hoffen ja bald neues Leben und Regen; sei denn diese Sammlung von Gedichten der Frühlingsschwalben eine, welche dies neue Regen verkündet. Gott! Was haben wir erlebt, und was werden wir alsdann erlebt haben! Wenn Jeder der Beitragenden nur ein Scherflein von dem beisteuert, was ihm während dieser großen Zeit die Muse erpreßt hat,

Digitized by Google

welch' ein reiches, gedankenschweres Buch! Gleichsam eine Denkmünze müßte es werden, in der das Erlebniß der verflossenen Zeit in Gedanken und Empfindungen ausgeprägt ist, und die geängstigten Menschen, die nicht sagen konnten, was sie litten, würden begierig danach greifen, und Trost und Erhebung saugen aus dem Liede. —

Die Cholera ist hier in Berlin im Ganzen umgänglicher als in der russischen Wildniß; ja die Aerzte hoffen ihr den elementaren Schrecken zu rauben, der ihrer Erscheinung vorausgeht. Es wäre ein Sieg der Civilisation, dies Ungethüm gezähmt zu haben, und er würde uns, als den Grenzhütern des Westens, wohl anstehen. Aber wo sie trifft, ist sie fürchterlich, nicht allein für den Kranken, sondern, selbst im besten Falle, auch für die Umgebung. Denn alle Schrecken und Jubel der Krankheit, die gespannte Furcht, die dämmernde und gekrönte Hoffnung, die sonst Tage, Wochen und Monde auseinander liegen, drängen sich hier in die Enge weniger Stunden zusammen. Erhalte Ihnen der Himmel die Gesundheit Ihrer Stadt. Gerade in dem Hause, welches ich bewohne, sind bereits sechs Krankheitsfälle vorgekommen und darunter einer meiner nächsten Verwandten erkrankt, der aber durch die schleunigste Hülfe gerettet worden ist. Rechts und links schlägt die Krankheit blitzartig ein. Ich schreibe Ihnen dies ganz in der Eile, wie in der Schlacht, und fast gemahnt mich's wie Jünot vor Toulon, dem die Kanonenkugel, die dicht neben ihm einschlug, den Sand auf das nasse Papier streute.

Ich empfehle mich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung Ihrem Angedenken; denn im Gedächtniß edler Menschen versichert man sich des Lebens. Ihr ergebenster

M. Veit.

Gerade dieser Stimmungsbericht über die Cholera ist eine gute Ergänzung dessen, was man sonst davon weiß (vgl. Geiger, Berlin II, S. 542).

Digitized by Google

Einstweilen blieben die Beziehungen zwischen Schefer und Veit ziemlich äußerlich und vorwiegend literarisch. 1832 erschien bei Reimer der „Deutsche Musenalmanach“, der von Chamisso und G. Schwab herausgegeben wurde, an dem Veit betheiligt war, und für den er Schefer zu gewinnen suchte. Durch ihn, der Generalinspector des Fürsten Pückler-Muskau war oder wenigstens hieß, lernte Veit Letzteren kennen, hatte aber, wie er am 10. April 1832 schrieb, von dem Besuch keinen sonderlichen Gewinn. Veit meldete: „Er lag im Bett, und die rothseidenen Vorhänge gaben ihm eine so eigenthümliche Beleuchtung, daß ich zweifle, ob ich ihn auf der Straße wiedererkennen würde. Das Gespräch kam auf Goethe: er sprach sehr klar und bestimmt, ich verworren und abgerissen, weil ich von vornherein in der Zeit beschränkt und daher jeden Augenblick gesonnen war, der Schicklichkeit halber aufzubrechen.“

Vielleicht wäre es zu einem näheren Verkehr zwischen beiden Männern gar nicht gekommen, wenn M. Veit nicht Anfang 1834 eine Buchhandlung gekauft (im Verein mit seinem Freunde Joseph Levy, der später den Namen Lehfeldt annahm) und sie unter eigenem Namen: Veit & Comp. fortgeführt hätte. Von diesem für sein Leben höchst bedeutungsvollen Ereigniß gab Veit dem neugewonnenen Freunde alsbald Kunde (7. Januar 1834), um ihn als Autor für seinen Verlag zu gewinnen. Er bat ihn um das „Laienbrevier“, dessen zwei erste im Mundt'schen Almanach veröffentlichte „Monate“ einen großen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Den Empfang des Manuscripts betrachtete er (6. März 1834) als „das erste literarische Evenement“ seines Verlags. Dem Manuscript gegenüber war Veit nicht bloß als Verleger, sondern auch als Schriftsteller thätig, indem er sowohl Auswahl der Verse, als ihre Vertheilung auf die einzelnen Tage besorgte. Seinem Wunsche, den einzelnen Gedichten Ueberschriften voranzustellen, sowie dem andern, Schefer's Bild der

Digitized by Google

Sammlung beizugeben, fügte sich der Dichter nicht. Auch verhielt er sich einstweilen ziemlich kühl gegen das Drängen des Buchhändlers, auch seine Orientreise und womöglich ein Werk des Fürsten für seinen Verlag zu erhalten (s. u.).

So sehr nun auch das „Laienbrevier“ im Vordergrunde der Correspondenz stand, so wurde doch auch Anderes berührt. Am 29. März 1834 berichtete Veit, daß sein eigenes, kürzlich erschienenes Buch über den Saint-Simonismus in den Berliner Leihbibliotheken verboten worden sei. Gleichzeitig konnte er auch von einem dem Werke des Freundes zugefügten Censurstücklein melden.

Die von der Censur verunstaltete, auch später nicht wieder hergestellte Stelle ist die vom 12. März. Sie sollte also lauten:

Drum schlachtet nicht zu schrecklich,
Ihr Schlächter — denn nach dreien Tagen schon
Ist die gewonnene Schlacht — an Gott verloren

und hat durch die Verwässerung („Helden“ statt „Schlächter“) freilich sehr an Kraft und Sinn eingebüßt. — Die erste Hälfte des „Laienbrevier“ erschien im Frühjahr 1834. Auf die Vollendung des Ganzen mochte Veit in seiner jugendlichen Verlegerungeduld nicht warten. In Folge dessen konnten eigene Verbesserungen und Zusätze des Dichters in der ersten Auflage keine Berücksichtigung finden. Schefer war Veit's Anregungen nicht gefolgt. Er hatte sein Buch keinem Fürsten gewidmet, weil er in den Zeiten der schweren Reaction nicht als Königsschmeichler sich zeigen wollte. Noch in demselben Jahre erschien bei Veit Schefer's Roman „Gräfin Ulefeld“, der, bei einem andern Verleger gedruckt, aber noch nicht ausgegeben, von Veit übernommen worden war. Dagegen konnte die zweite Hälfte des „Laienbrevier“ nicht, wie der Verleger gewünscht hatte, zu Weihnachten 1834 erscheinen. Sie und somit die erste Ausgabe des vollendeten Werks erschien Juni 1835. Der Dichter bekam dafür 40 Louisd'or. Veit war von dem Buche, dem einzigen Werke Schefer's, das einen

Digitized by Google

wirklichen buchhändlerischen Erfolg hatte, sehr entzückt, ja wollte selbst eine große Recension darüber veröffentlichen, weil die erschienenen, die zuviel von Pantheismus und Optimismus sprachen, den dichterischen Gehalt jedoch zu wenig berührten, ihm nicht genügten.

Damals kannte Veit den Dichter noch nicht persönlich. Darum mochte für ihn, ebenso wie für uns, eine Schilderung besonders interessant sein, die Stieglitz nach dem oben S. 261 ff. geschilderten Besuche bei Schefer von diesem entwarf:

„Leopold Schefer ist ein seltsam complicirter Mensch. Für sein äußeres Bild weiß ich keine treffendere Aehnlichkeit als seinen Leopold'schen Namensvetter, den tiefkundigen Geologen und beiläufigen Kammerherrn von Buch. Dieselbe Configuration des länglich-schmalen Gesichts, dieselbe mittlere Größe, dasselbe Augenheften zum Boden bei etwas gebücktem Gang, ja derselbe blaue Ueberrock. Das Sinnende seines Wesens verleugnet sich keinen Augenblick, nur daß man in seinem etwas matten Auge und den spannungentbehrenden Zügen nicht die Fülle sucht, die seine Brust birgt. In seinen Gesprächen überall Weltumsicht, in stiller Betrachtung geborgen, Geistesgewandtheit, alles Linkische des Benehmens überwindend, und überall ein Herz voll Liebe und Natursinn. Nur in einem Punkt wird dieser schöne, reine, reife Mensch sich selber untreu — so oft einer bedeutenden Literaturgröße Erwähnung geschieht. Im Degradiren Shakespeare's unter Raupach könnte er keck rivalisiren mit jenem Berliner Pamphletschreiber, der letzteren über jenen, sowie den engmantligen Wilibald (Alexis) über den schottischen Sir Walter hob; im Mäkeln und Verketzern Goethe's, des Menschen wie des Dichters, könnten Menzel, Müllner und die Jena-Weimaraner Schornsteinfeger bei ihm in die Schule gegangen sein. Ich habe Aeußerungen darüber aus seinem Munde gehört, die ich keinem Berichterstatter über Schefer glauben würde und die ich kaum Dir zumuthen möchte, mir zu

Digitized by Google

glauben. Werder würde bei deren Anhörung entweder versteinert sein, oder zu einer Bekehrungsrede veranlaßt, gegen welche die zweite Philippika ein Säugling.

„Schefer's Wohnung ist sehr einladend auf einem Gartenhügel gelegen, eine kleine englische Villa am Nordwestende des Städtchens, mit der Aussicht auf einen Theil des Parks. Da dichtet er und besorgt die Einrichtung von Haus und Feld und Garten, während seine Frau die Kinder wäscht und anzieht, die Wäsche plättet und die Küche besorgt, auch sehr besorgt ist, daß der Mann fleißig arbeite und verdiene so viel als möglich; denn zu Arbeit und Verdienen ist sie selbst erzogen; Sonntags begleitet sie ihn auch wohl Nachmittags mit den Kindern zum Spaziergang; in der Woche darf dergleichen Regelwidriges nicht vorfallen. Uebrigens scheint sie sehr brav und gutherzig zu sein, und die Kinderchen sind gesunde, reinliche Pflanzen. Schefer's durchdringender Familiensinn ist unleugbar auf eigenstem Boden erwachsen."

Veit hoffte durch Leopold Schefer den Fürsten Pückler zum Autor zu gewinnen (s. o. S. 271). Aber dieser, der damals auf dem Höhepunkt seiner Beliebtheit stand, überdies auch seinem alten Verleger Hallberger treu bleiben wollte, machte für sein Buch „Vorletzter Weltgang von Semilasso" sehr drückende Bedingungen — 2000 Thlr. für einen Band von 18 Bogen bei 4000 Exemplaren —, so daß Veit, der etwa die Hälfte bot, von dem Verlag abstehen mußte. Noch einmal (Anf. 1836) erklärte sich Veit zu ähnlichen, wie den früher von ihm vorgeschlagenen Bedingungen bereit, obgleich der zwischen dem Fürsten und der Regierung geschlossene Friede ihm für den Verkauf bedenklich schien, weil damit das Pikante fortfiel, wodurch das Publicum zum Ankauf gereizt worden war, doch auch diesmal war sein Versuch vergeblich. Als dann (Sept. 1839) der Fürst, dessen Beliebtheit stark gesunken war, ein neues 6bändiges Werk zu den ehemals verschmähten Bedingungen

Digitized by Google

anbieten ließ, war es der Verleger, der nun rundweg ablehnte.

War in dieser Beziehung die Vermittelung Schefer's erfolglos, so entwickelten sich sonst die Beziehungen zwischen Dichter und Verleger in erwünschter Weise. Auch der zweiten Auflage des „Laienbrevier" wandte Veit seine bessernde Thätigkeit zu. Um auch den Besitzern der ersten Auflage die Vermehrungen der zweiten leicht zugänglich zu machen, wurden zwei Bogen additamenta gedruckt. Neue Unternehmungen wurden verabredet; der Gedanke zu ihnen ging theils vom Dichter, theils vom Verleger aus. Schon 1836 wurde von den „Hausreden" gesprochen; im Meßkatalog 1837 waren sie bereits angekündigt mit dem eben angegebenen kurzen Titel, nicht mit dem von Schefer gewünschten Zusatze „über das Menschenthum", doch erschienen sie erst viel später. Eifrig besprochen wurde unter den Freunden ein von Schefer für die „Dioskuren" zu schreibender Aufsatz über Spinoza's Leben, wozu Veit eifrig ermunterte und den in der Einöde lebenden Autor mit Büchern versorgte. Dagegen konnte der Verleger, bei aller Theilnahme für den Dichter, dessen Wunsch einer Gesammtausgabe damals nicht befriedigen, da der Ankauf des Verlagsrechtes der einzelnen Schriften zu große Summen beansprucht hätte. Zeigten sich in solchen Dingen, in denen der Verleger, nicht der Literaturfreund, den Ausschlag geben mußte, naturgemäß Differenzen, so regte sich auch gelegentlich bei Veit, trotz aller Verehrung für den Dichter, ein literarischer Widerspruch. Zeugniß dafür ist ein überaus merkwürdiger Brief Veit's vom 22. Februar 1839, der hier im Wortlaut folgen soll, ein Brief, wie ihn wohl wenige deutsche Verleger an ihre Autoren schreiben oder geschrieben haben. Zur Erklärung diene, daß die „Jahreszeiten" eine von O. Marbach herausgegebene Zeitschrift sind. (5 Bände, Leipzig 1839—40.) Die Beiträge Schefer's stehen im 3. Bande, S. 1—98: Blicke ins Leben; S. 99—116: Gedanken und Sprüche.

Digitized by Google

Veit's Brief lautet:

Berlin, 22. 2. 39.

Mein theurer, verehrter Freund!

Ihre Mittheilungen in Marbach's „Jahreszeiten" habe ich gestern gelesen und muß gestehen, daß sie mir nicht den ganzen unverkümmerten Genuß gewährt haben, den ich davon erwartete; ich falle gleich mit der Thür ins Haus, weil ich weiß, daß die Aufrichtigkeit keines Vorworts bei Ihnen bedarf. Aus der „Bulle" weht ein apostolischer Geist, nicht wie die Kirche das Wort versteht, sondern jener Geist der Milde und Gelassenheit, wie er aus der Energie einer selbsterworbenen Ueberzeugung, als aus seinem fruchtbarsten Mutterboden hervorgeht; zugleich ist es Ihnen aber auch gelungen, die Dunkelheit der apostolischen Schreibart nachzuahmen; Sie verstecken die factischen Motive und Veranlassungen, weil Sie dieselben als bekannt voraussetzen, und es bedürfte eines weitläufigen Commentars, um Ihren Anspielungen nachzuspüren. So muß ich gestehen, daß mir das Ereigniß dunkel geblieben ist, das Sie zu Ihrer Bulle veranlaßt hat; wer hat jene lügnerische Behauptung bekannt gemacht? Wer hat der Lüge Glauben geschenkt? . . . Wie viele Leser werden sich der Geschichte von dem jungen Studenten entsinnen, der die alte Frau in seinem Fanatismus ermorden wollte, oder, wenn sie sich derselben entsinnen, wie Viele werden glauben, daß Sie gerade darauf anspielen? Zufällig weiß ich aus Ihrem Munde, daß er ein Sohn eines Ihrer Freunde ist; Sie werden aber zugeben, daß der Vergleich unverständlich ist, wenn man das Verglichene nicht kennt, und wie köstlich schlagend ist Ihr Vergleich! Sie betrachten, lieber Freund, das Publicum wie einen alten Freund, der aufs halbe Wort versteht; aber es hat gar kein leises Ohr mehr, seit so Viele sprechen und schreien, man muß deutlich und eindringlich mit ihm reden, wenn man nicht überhört, nicht bei Seite geschoben sein will. Das Publicum ist ein vornehmer Herr

geworden, es hat keine Zeit, und nur der einfachste, schärfste Ausdruck des Gedankens wird sich vernehmbar machen. Aber ich erröthe, daß ich mir herausnehme, Ihnen zu predigen. Ich Ihnen?! Haben Sie mir nicht Alles dies und weit Besseres in Bezug auf die Hausreden auseinander gesetzt? Das Laienbrevier sei Ihnen noch zu poetisch, mache zu viel Umschweif mit der Wahrheit, in die markige Prosa wollten Sie Ihre Gedanken kleiden. Wie bin ich auf diese Prosa begierig! Da Sie mich nun zum Depositar dieser Ihrer Selbstbekenntnisse gemacht haben, so glaube ich mich zu der Bitte befugt, daß Sie von diesem Standpunkt aus noch einmal Ihre Epigramme betrachten möchten. Es sind leuchtende Blitze darunter, Keulenschläge, Nadelstiche, Raketen, das ziemt sich für eine bunte Gesellschaft, aber ein beträchtlicher Theil derselben ist unklar, die Spitze verkrümmt, sie setzen Kenntnisse, Anschauungen, Lectüre voraus, die man kaum dem Hundertsten zumuthen darf, und sind nicht reif genug ausgebildet, um all' diese Voraussetzungen entbehrlich zu machen.

Und mit Ihren neuesten Epigrammen stellen Sie sich auf den Boden der Gegenwart. Ich bin fest überzeugt, daß es in Ihrer Macht ist, ein Zauberwort zu sprechen, mit dem Sie elektrisch auf die unruhige Gährung wirken könnten, in der das Politische und Religiöse in trüber Mischung durcheinander schäumt und sprudelt; die Wohlthat, die dem Christenthum und der Menschheit durch die Erlösung von Märchen geschehen ist, darzuthun und den Leuten an das Herz zu legen. Wer hat dies schon vor Strauß siegreicher vollbracht als der Dichter des Laienbreviers? Eine rechte „Besprechung zum Frieden", nicht ohne Salz und Schwert — denn nur der Krieg kann den Frieden gewährleisten, — könnte von keinem Menschen segensreicher ausgehen als von Ihnen, aber, lassen Sie mich es sagen, die in dieser Absicht mitgetheilten, obgleich Erzstufen gediegenen Goldes enthaltenden Gedichte werden, wie ich glaube, der Verwirrung keinen Einhalt thun,

Digitized by Google

ja, sie sind weit eher geeignet, dieselbe zu vermehren. In noch höherem Maße würde dies durch ein ganzes Bändchen Epigramme geschehen; in den verschiedenartigsten Zeiten und Stimmungen gedichtet, würden sie der Verdrehung und Mißdeutung von Freund und Feind sich nicht entziehen; jede bittere Anspielung würde Ihnen einen Feind, jede versteckte Billigung noch keinen Freund erwerben. Und das darf nicht sein! Wenn Sie den prophetischen Mund aufthun, so dürfen Sie nicht ohne Wirkung reden. Ich weiß, was Sie mir erwidern werden, ich kenne das Papagenoschlößchen, das die Fürsten unserm Jesajas anlegen, ich weiß, Sie würden eine „Strafrede" über Berlin wie über Rom anheben. Unter den gegenwärtigen Umständen liebt man hier sogar die freiere Bewegung der Presse gegen Rom; aber ist es auch redlich, von dieser Licenz Gebrauch zu machen, wenn die Presse nicht, ganz frei, auch Preußen selber sein Unrecht vorhalten darf? Es ist den Mächtigen gelungen, den Mund der Wahrheit in Deutschland verstummen zu machen, soll es ihnen auch noch zur Erfüllung unserer Schmach gelingen, ihn nach ihrem Belieben zum Reden zu bringen, so weit es ihnen förderlich und genehm ist? Das wäre zu viel, und wenn ein Funke der Ehre in der deutschen Presse glimmt, so hält sie daran fest, daß man ihr zwar gebieten kann, zu schweigen, aber nicht, zu reden. Mit treuester Liebe und Verehrung

Ihr

M. Veit.

Die Antwort Schefer's ist nicht erhalten; keinesfalls hat ihn der offene Freundestadel verstimmt. Vielmehr muß gerade in den folgenden Jahren Schefer's Lieblingsplan, eine Gesammtausgabe oder auch nur Auswahl seiner Schriften erscheinen zu lassen, vielfach erwogen worden sein. Allmählich nahm dieser Plan festere Gestalt an. Am 30. Januar 1841 meldete Veit, daß er eine Novellen-Sammlung Schefer's angekauft habe und suchte für die geplante Gesammtausgabe

Digitized by Google

den Dichter zu einer Selbstbiographie zu veranlassen. Eine eigentliche Selbstbiographie kam nun freilich nicht zu Stande, aber die unter dem Namen W. v. Lindemann's dem 11. Bande der zweiten Ausgabe beigefügte Lebensbeschreibung ist größtentheils aus Aufzeichnungen des Dichters zusammengestellt. Die Sammlung ausgewählter Werke, die in 9 Bänden 26 Novellen und Skizzen, im 10. die Gedichte, im 11. und 12. das Laienbrevier enthielt, wurde in 2000 Exemplaren gedruckt, muß aber so schlecht gegangen sein, daß von dem Gedichtband nur 750 Exemplare als 10. Band der Werke bezeichnet wurden, während die übrigen als Sonderausgabe der Gedichte (und zwar als 3. Auflage, die früheren waren bei anderen Verlegern erschienen) veröffentlicht wurden. Auch bei dieser Auswahl der Gedichte erhielt Veit übrigens die Vollmacht, auszuwählen und zu feilen, eine Vollmacht, von der er Gebrauch machte. Gleichfalls von Veit, auf besondere Anregung des Dichters, stammt die Ankündigung der Gesammtausgabe; diesem seinen Auftraggeber gegenüber entschuldigte er den Freimuth, mit dem er geredet. Wie sehr Veit diese Gedichte schätzte, geht aus folgenden, an seine Frau gerichteten Zeilen (Marienbad, 25. 7. 46) hervor: „Die Schefer'schen Gedichte, die ich mir zur Anordnung und Sichtung mitgenommen habe, machen mir die höchste Freude; es ist eine so große Fülle von Schönem, Vollendetem darinnen, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, einen Band Gedichte zusammenstellen zu können, wie wir wenige in der deutschen Literatur haben." Diese Gesammtausgabe, die im Jahre 1846 vollendet (in 12 Bänden) vorlag, hatte einen äußerst geringen Erfolg. Daher unternahm es Veit 10 Jahre später, „um die Jahre lang unbeweglich ruhenden Vorräthe flott zu machen", eine Titelausgabe in Lieferungen zu veranstalten. Es ist naturgemäß, daß ein solcher Mißerfolg, vielleicht gleich unerwartet für Autor und Verleger, auf das persönliche Verhältniß eine verhängnißvolle Einwirkung übte. Zu einem

Digitized by Google

Bruche kam es allerdings nicht. Vielmehr zeigte sich Veit dem niemals glänzend situirten und damals, nach dem Verkauf Muskaus durch den Fürsten Pückler, in pecuniäre Verlegenheiten gerathenen Dichter stets als noblen Verleger und thatkräftigen Freund. Für seine persönlichen Verhältnisse bekundete er warmen Antheil. Ein Zeichen dafür ist sein Condolenzschreiben beim Tode der Frau Schefer's (15. Juni 1845), ein Zeugniß innigen Mitgefühls und beredter Aussprache wahrhafter Theilnahme.

Doch wurde gerade die Gesammtausgabe, die nach der Meinung des Dichters und Verlegers ihre Verhältnisse kräftigen sollte, der Anlaß zur faktischen Trennung zwischen Buchhändler und Autor. Seit jener Zeit erschien kein neues Werk Schefer's mehr im Veit'schen Verlage. Eine angebotene Sammlung von Gedichten mußte Veit ablehnen. Es seien zwar, so meinte er (19. Mai 1850), „Perlen und rohe Demanten in Hülle und Fülle darin", aber jetzt würde er zierliche Fassung verlangen; überdies lägen die Mißerfolge der letzten Jahre bleischwer auf ihm. Die Ablehnung erscheint um so merkwürdiger, als sie die früher so glühend begehrten, ja bereits angezeigten „Hausreden" (oben S. 275) betraf, die dann 1854 in anderem Verlag erschienen. Als Veit (1858) seine Buchhandlung aufgab, dankte er dem vieljährigen Freunde, seinem ersten Autor, für alles ihm bewiesene Wohlwollen und Vertrauen. Daß auch dann noch persönliche Beziehungen bestanden, geht aus der Thatsache hervor, daß sich im Veit'schen Nachlasse eine Copie des Schreibens befindet, mit welchem Dingelstedt dem greisen, fast 80 jährigen Dichter eine Pension der Schillerstiftung ankündigte. Die milde Weltanschauung, die schlichte Weisheit, die Schefer namentlich in seinem „Laienbrevier" predigte, waren ganz nach Veit's und der Seinen Sinn; ihnen erschien der Dichter geradezu wie ein Prophet, der sie über die Schwere des Erdenlebens trösten, wie ein Prediger, der ihnen in Nöthen

Digitized by Google

und Kümmernissen des Lebens das befreiende Wort zurufen könnte.

Gehören die Beziehungen zu Schefer nur Veit's Mannesalter an, so waren es wahrhafte Lebensverbindungen, die er mit zwei jüngeren Männern schloß, die gleich ihm ernste Studien trieben und dabei der Dichtkunst huldigten: Heinrich Stieglitz und Karl Werder.

Durch die Freundschaft mit ihnen, die 1827 oder 1828 geschlossen sein muß, veränderte und erweiterte sich der Cirkel, in dem Veit sich bewegte. Die Veränderung bestand darin, daß an Stelle der poetischen Dilettanten wirkliche Poeten traten; die Erweiterung darin, daß die ausschließlich jüdischen Elemente mit christlichen vermischt wurden. Werder und Stieglitz hatten außer ihrer Liebe zur Dichtkunst und ihrer Unproductivität eine Aehnlichkeit höchstens darin, daß sie sich zeitlebens krank fühlten oder wirklich leidend waren. Sonst aber bieten sie die größten Gegensätze dar. Stieglitz, der in sehr jungen Jahren sich verheirathete, äußerlich mit der Geliebten eine Musterehe führte, die aber innerlich unwahr gewesen zu sein scheint, der unmännlich selbst nach dem größten Schmerze blieb; Werder dagegen, der die Neigung und Leidenschaft zu der Jugendgeliebten, die seine Freundin ward, ohne je die Seinige zu werden, zeitlebens bewahrte, und der, als er in hohem Alter den Kummer hatte, diese Freundin zu verlieren, von wahrhaftem Schmerz niedergedrückt den wirklichen Lebensverlust beweinte. Stieglitz, mannigfach unterrichtet, brachte es zu keiner rechten Leistung, weil er überall herumflatterte, flüchtig da und dort naschte; Werder's Fehler dagegen war eine übergroße Gründlichkeit, die ihm bei jeder Leistung das Bessere als Feind des Guten zeigte, sein Vorzug aber das Beharren auf seinem Standpunkt, das consequente Durcharbeiten derselben Gedanken. Im Leben wie im Dichten war Stieglitz der Wandersmann, der, wie er

den Orient in seiner Phantasie durchschweifte, auch im Leben gern seinen Aufenthaltsort wechselte und gerade ferne Länder durchschweifte, in der freilich vergeblichen Hoffnung, dort poetische Inspirationen zu empfangen; Werder, seßhaft und stetig, wie in seinen Arbeiten, so in seinem Aufenthalt, gestaltete sich nicht etwa von seinem Studirzimmer aus eine falsche Welt, sondern nahm Theil an ihren Leiden und Freuden. Stieglitz, der in jungen Jahren starb, war stets lebensmüde und altersschwach; Werder, der ein mehr als gewöhnliches Alter erreichte, fühlte sich innerlich so jung, daß er noch dem fünften Herrscher, dem er diente, ein freundlicher Berather werden konnte und der während seiner letzten Lebensjahre aufkommenden Literaturrichtung als verständnißvoller Beurtheiler und Mitempfinder gegenübertrat. Auch in ihrer Freundschaft zu Veit waren sie, trotzdem sie gelegentlich dieselben liebkosenden Ausdrücke brauchten — gewöhnlich nannte Stieglitz ihn Parsi, Werder: Lieber Junge —, sehr verschieden. Bei Stieglitz war es eine gewisse bevormundende Freundlichkeit des sich gelehrter Dünkenden, gemischt mit einer Art von Bettelstolz des zeitlebens Abhängigen, durch reiche Verwandte Unterstützten gegenüber dem von Haus aus Vermögenden und durch Fleiß und Thätigkeit reichgewordenen Mann; bei Werder dagegen ein vollkommenes Mitleben mit einem sympathischen, gleichstrebenden, wenn auch auf ganz anderen Gebieten thätigen Manne. Werder wird, wenn auch seine philosophischen Werke und sein Columbus, über den noch geredet werden muß, längst vergessen sind, durch seine geistvollen Interpretationen unserer Classiker und durch seine Gedichte lange bekannt bleiben, wenn man auch den Namen und die Existenz der von ihm besungenen Caroline nicht mehr weiß; von Stieglitz hat kein Werk Anspruch auf Unsterblichkeit oder Dauer, nur seine Gattin Charlotte wird seinen Namen durch die Zeiten tragen.

Handelte es sich hier um eine Würdigung Karl Werder's überhaupt, so würde der Universitätslehrer und Aesthetiker

Digitized by Google

in erster Linie zu schildern sein. Aber so reizvoll diese Aufgabe ist, Werder, den Erklärer von Hamlet und Macbeth, von Wallenstein und Nathan vorzuführen, so muß sie an dieser Stelle unterlassen werden. Denn hier gilt es hauptsächlich, das persönliche Verhältniß Werder's zu Veit zu beleuchten und aus dem Veit'schen Nachlaß neue Materialien auch zu Werder's Würdigung beizutragen.

Die Freundschaft mit Werder war eine persönliche, genährt durch gemeinschaftliche, schöngeistige Interessen. Doch mochte zur festeren Knüpfung des Bandes auch die beiderseitige Anhänglichkeit an Hegel beitragen. Veit stand mit Hegel auch in persönlichem Verkehr. Im Nachlaß findet sich ein von ihm entworfenes Circular, in dem er zu einer Ehrung des Meisters am Ende eines Semesters auffordert. Bei festlichen Veranstaltungen zu Hegel's Ehren betheiligte er sich stets. Daher ward er Mitglied der philosophischen Gesellschaft, die damals völlig in Hegel's Wegen ging; Skizzen zu Vorträgen, die in dieser Gesellschaft gehalten wurden, haben sich erhalten. Dieser Kreis näherte ihn besonders einem Freunde Werder's, dem Philologen, Aesthetiker und Kunsthistoriker J. G. Hotho (1812—1873). Mit ihm, Werder u. A. gehörte er einer Lesegesellschaft an, in der von den Versammelten Dramen Goethe's, Shakespeare's u. A. gelesen wurden. Auf die ebengenannte Vereinigung beziehen sich einige Briefe Hotho's. Besondere Hervorhebung verdient ein ausführlicher Brief Hotho's (12. Juli 1834), in dem dieser dem eben erst zum Verleger gewordenen Freunde ein größeres Werk anbot, das nicht gedruckt worden zu sein scheint. Denn mit den bald darauf (1835) erschienenen „Vorstudien für Leben und Kunst" kann es nicht identisch sein. In demselben Briefe spricht er von einem andern Plane, den er gleichfalls nicht ausgeführt zu haben scheint. Er schreibt nämlich: „Vielleicht habe ich Ihnen schon früher einmal meinen langgehegten Vorsatz, die sämmtlichen Goethe'schen ästhetischen Werke in ihrem inneren Zusammenhange vollständig darzu-

Digitized by Google

stellen, mitgetheilt. Daß solche Darstellung, obschon aus philosophischem Geiste hervorgehend, dennoch einer künstlerischen Abrundung und Vollendung, um eine selbst ästhetische Wirkung hervorzubringen, nicht entbehren könne, darüber war ich seit lange einig, und ich habe bisher mit der Ausarbeitung immer noch gezögert, weil mir für die Darstellungsart, wie ich sie von mir forderte, die nöthige Virtuosität noch abging."

Doch die Verbindung beider Freunde wurde nicht durch gemeinsame philosophische Arbeit, sondern durch ihre dichterische Thätigkeit unterhalten und gefördert.

Karl Werder war Dichter der Liebe. Allerdings verkündete er gelegentlich auch in dunkeln Worten Hegel'sche Lehren und predigte in einzelnen Gedichten, die in Ueberschwang des Gefühls und in Gewalt des Ausdrucks an Goethische Jugendoden erinnern, den Pantheismus; eine dieser Oden aber, die den kennzeichnenden Titel „Religion der Leidenschaft" führt, lehrte, daß Liebe seine eigentliche Religion war. In zahlreichen Variationen verkündete er Liebe und Leidenschaft; ernsten, gluthvollen Bitten und Ausrufen wußte er zierliche und neckische anzureihen. Bereit, der Geliebten Alles zu opfern, nicht bloß sein Leben, das ihn wenig dünkte, sondern auch seinen Himmel und seine Seele, ließ er dem Sinnenrausch sein Recht und versenkte sich gern in gluthvolle Phantasien. Er verkündete die Liebe als ewig und unsterblich, schrieb ihr die Fähigkeit zu, den Menschen zum Gotte zu machen, und bezeichnete als sein und der Menschen „Glück":

Ist nur der Himmel klar und heiter,
Grau sei die Erde und betrübt.
Greif in die Brust! was willst Du weiter
Als eine Seele, die Dich liebt.

Nur eine Romanze findet sich in den älteren Berliner Almanachen von Werder, „Der Virtuos", aber sie ist überaus charakteristisch. Sie behandelt in einer grandiosen Tonmalerei in kraftvoller, sehr ergreifender Schilderung das

Digitized by Google

Schicksal und die Wirkungen Paganini's, ersteres nach der umgehenden Sage, welche den großen Künstler zu einem ehemaligen Bagno-Sträfling machte.

Zu Werder's Gedichten, die kürzlich (Berlin 1895) in einer schönen Sammlung erschienen sind, sollen aus handschriftlichen Quellen einige Nachträge geliefert werden. Es sind gleichfalls Liebesgedichte, gewiß zusammenhängend, vielleicht an die schon genannte Caroline gerichtet. Sie lauten:

I.

Laß es werden, laß es reifen,
Bis die Geister dich ergreifen,
Bis die Himmelsstunde kommt,
Der das Thun der Thaten frommt.

Wie's dem Herzen auch gelüstet,
Sorge, daß dich's nicht bezwingt,
Bis die Göttin ganz gerüstet
Aus der freien Stirn sich schwingt.

Habe Achtung vor dem Heute,
Schätze ewig deinen Tag,
Denke, daß er dir zur Beute
Ein Jahrhundert bringen mag.

Und im Schlimmsten — wär's vorüber,
Bist du ird'schem Trost zu schnelle,
Und dich trägt die eine Welle
Rasch, wohin du mußt, hinüber.

II.

Der Garten ist mir aufgethan,
Der Garten deiner Welt!
Entzücktes Auge, schau ihn an,
Unsterblich aufgehellt.

O laß mich heilige Natur,
Allmächt'ger Geist und du
An deinem Busen athmen nur
In heil'ger tiefer Ruh!

Vor diesen Höh'n, auf dieser Fluth,
In diesem Sonnenlicht,
O einzig Herz, da ist es gut.
Ach, mehr bedarf ich nicht!

Digitized by Google

III.

Was gethan ist, ist gethan;
Und was kommen soll, kommt an;
Da ist nichts zu fragen.
Denn wie viel gesündigt ward,
Wer vermag's zu sagen?
Sei bereit, die Gegenwart
Und die Zukunft zu ertragen.

Das ist Alles. Wirf es ab
Was von ird'schem Stoffe,
Heilig an dem frischen Grab
Rank' hinauf und hoffe:
Wende den verklärten Blick
Still dem Ew'gen zu,
Und du hast der Sel'gen Glück,
Frieden, Himmelsruh.

Oder bleibe in den Banden,
Die dich schlangengleich umwanden,
Und erwarte, was dich trifft,
Eignes oder fremdes Gift,
Halt' dich rein und lebe treu,
Daß dein Dulden lieblich sei —
Für den Staub des Staubes Noth,
Für die Sünde zahlt der Tod.

Geht vielleicht, was du gesät,
Manches dir nicht auf,
Und was wunderferne steht
Bricht in deinem Lauf —
Aber nichts wird dir vergessen,
Alles wird dir zugemessen,
Sei gefaßt darauf.

Ach, wo ist der Ganzgesunde,
Der auf diesem Erdenrunde
Rein und schuldlos weilt!
Jeder krankt an seiner Wunde,
Doch für Jeden kommt die Stunde,
Die ihn sicher heilt. —

Digitized by Google

IV.

Woher die Freudenfülle,
Das Weh, das mich bedrückt?
Weil mich die ird'sche Hülle
So wunderbar entzückt!

Weil meine Seele jauchzet,
Die Seele anzuschau'n;
Weil mich Natur umrauschet
Mit wollustvollem Grau'n;

Weil mich das süß Wahrhaft'ge
So namenlos durchglüht,
Weil rings mir das Leibhaft'ge
Den Gott entgegensprüht!

O Schöpfung! Leib und Sinne,
Und Farbe, Ton und Bild!
Mit welchem Lustgewinne
Hat mich der Staub erfüllt!

Wohl mir in meinen Schmerzen,
Wenn Alles dies vergeht,
Daß mir's im ew'gen Herzen
In stiller Flamme weht.

Auch in den Dienst der Freundschaft stellte Werder seine Poesie. Doch ist es merkwürdig genug, daß unter den erhaltenen poetischen Freundschaftsversicherungen keine ist, die das Mittelmaß übersteigt und daher des Mittheilens werth ist. Manches schwärmerische Wort wurde in der Jugendzeit gesprochen, das aber gar zu überschwänglich erscheint.

Interessanter jedoch und wichtiger als solche Freundschafts-, um nicht zu sagen Liebesbekenntnisse aus der Jugendzeit ist eins, das aus einer Zeit stammt, da die innige Verbindung schon 35 Jahre gedauert hatte. Einer der nicht sehr zahlreichen erhaltenen Briefe Werder's, vom 8. September 1863 geschrieben, nachdem dieser die Nachricht von dem Tode des Bruders Veit's erhalten hatte, enthält folgende Stelle:

Digitized by Google

„Zum 12. (Veit's Geburtstag) wollt' ich Dir schreiben; Du solltest meinen Glückwunsch finden, wenn Du heimkämest, am 15. dacht' ich, wo Dein Urlaub zu Ende. Auch mit dem bißchen Glückwunsch ist es nun nichts. Nun, so wünsch' ich mir Glück, mir, mir zum 12. Sept., daß ich Dich habe, daß Du mir lebst. Laß es Dir etwas gelten, daß ich Dich mit einer Zärtlichkeit, die so alt und so grau und so jung und neu ist, ans Herz drücke und zu Gott flehe: Herr, behüt' ihn und laß ihn mir, den Freund, den Schatz, das Kleinod, das man nur einmal findet im Leben, wenn man's überhaupt findet! Ach Du alter, treuer Lieber, immer, immer Lieberer, von Jahr zu Jahr! Wenn wir auch jeder unser Weh allein bestehn müssen, denn die schlimmen Tage des Menschen sind sein einziges Privateigenthum, der eigenste Besitz, von dem sich an Niemand was abgeben läßt — genug und getrost, wenn wir nur die guten ein Leben lang mit einander theilen mögen und dürfen. Dies Licht dringt doch in den Winkel, wo die Seele in Staub und Asche liegt. Beides gehört zu einander, aus beidem ist der Mensch gefügt. Was ihn in die Einsamkeit des Herzens zurück- und zusammendrängt, alle Huld auszuschließen scheint und von nichts wissen zu wollen, als von Mangel und Verlust, auch das ist ja die Vernunft, unsere! nur daß sie so streng uns anblickt, daß wir sie im ersten Moment nicht erkennen und uns wohl ihr gegenüber so benehmen, als mangelte sie uns; und wenn das Herz sich wieder aufschließt am Licht, im Gefühl dessen, was uns geblieben, was wir haben und sind oder werden kraft der Pein, so ist sie's wieder, sie allein, nur daß sich ihr mildes Antlitz uns zeigt, das uns so wohl bekannt ist, daß wir meinen: sie käm' uns wieder, sie kehrte uns zurück. Auch im Schmerz und in der Trauer verliert man sie nicht, und beide sind darum heilvoll und göttlich, gut und gesund für Jeden, der beides zu sein strebt oder sein will und für ihn immer That und Fortschritt zur Besinnung. Genug!

Digitized by Google

Wir wissen das beide. Das Beste, was hier unten einzusehen ist, haben wir gelernt und sind nicht in geistiger Unehre alt geworden. Möchten wir, um mit Nathan zu reden, zu üben im Stande sein, was wir begriffen, es immer möglichst bald und rein zu üben im Stande sein. Dazu helf' uns Gott! So schwer ist es, so schwer und macht allein doch frei und leicht."

Eine umfangreiche Veit-Werder'sche Correspondenz ist, wie es scheint, nicht erhalten. Im Werder'schen Nachlaß sind wenigstens, wie mir Herr Senator Gildemeister mittheilt, Veit'sche Briefe nicht vorhanden. Im Veit'schen Nachlaß habe ich doch nur vereinzelte Billette Werder's, meist aus den vierziger Jahren, gefunden. Gewiß haben, trotz Werder's Schreibfaulheit und Veit's Ueberlastung mit mannigfachen Geschäften mehr Briefe ursprünglich existirt; denn wenn auch beide Männer an demselben Orte lebten, so benutzte Werder die Universitätsferien vielfach zu Reisen, Veit war in Geschäften und zur Erholung häufig abwesend, und die beiden so an einander gewöhnten Männer werden diese Zeit der Trennung gewiß durch brieflichen Verkehr ausgefüllt haben. Auch besorgte, wie aus den wenigen erhaltenen Briefen hervorgeht, Veit mancherlei Geschäftliches für den Freund, so daß sich schon dadurch der Anlaß zu manchen Briefen fand. Endlich standen beide im Verhältniß des Autors und Verlegers. Werder, der freilich in seinen Manuesjahren sehr wenig veröffentlichte, ließ 1841 bei Veit die erste Abtheilung seiner „Logik" erscheinen. In dem „Verlagsverzeichniß von Veit & Comp." 1846 steht nach diesem Titel: „Columbus. Erster Theil. Die Entdeckung von Amerika". Das Werk erschien freilich erst 1858. Aufgeführt wurde es in Berlin zuerst 1845. Es war Werder's Schmerzenskind und Veit's Lieblingswerk. Zu wiederholten Malen ergriff daher Veit das Wort, um einen kleinen Freundeskreis oder das große Publicum über die Gesammtbedeutung des Werkes und über

einzelne Schönheiten aufzuklären. Als nach langen Vorbereitungen und steten Umarbeitungen das Werk endlich im Druck erschienen war, wurde es in der Presse nicht sonderlich freudig begrüßt. Gegen eine ziemlich ungünstige Besprechung richtete Veit eine Erklärung (Berliner Volkszeitung, 4. Mai 1858).

Viel bedeutender jedoch als dieser gedruckte Artikel, den Veit nur schrieb, um ungünstigen und, wie er meinte, ungerechten Preßstimmen entgegenzutreten, ist eine briefliche Auslassung[27]). Sie ist an R. Haym gerichtet, der seit 1848 mit Veit gemeinsame politische Interessen verfolgte, seit 1851 in Halle docirte, wo er noch heute erfolgreich wirkt. Für die von ihm herausgegebenen „Preußischen Jahrbücher“ gedachte Veit einen eingehenden Aufsatz über „Columbus“ zu verfassen. Schon als er (14. Mai 1858) Haym ein Exemplar der Dichtung schickte, erklärte er: „Ich halte das Werk für eins der bedeutendsten in der neueren Literatur, und wenn ich irre, irre ich mit Tieck, Schelling, Alexander von Humboldt, die derselben Meinung waren und sind. Aber das bestimmt mich nicht. Ich habe den Eindruck dieser Poesie oft genug an mir erprobt, in guten und in bösen Tagen, sie hat mich immer erhoben, begeistert und einen Ton in mir erklingen machen, den nur die Meisterwerke der Poesie anrühren. Ueber die Größe der Intention und der Motive, die scharfe und glückliche Charakterzeichnung, das Treffende, Gedrungene und Fortreißende der Sprache kann wohl unter Urtheilsfähigen kein Zweifel sein; nur die Frage bleibt zu erörtern, ob es gelungen ist, den ungeheuren Stoff im 3. und 4. Acte dramatisch zu bewältigen. Dies will ich behaupten und nachweisen und daran das Verhältniß des Epischen zum Dramatischen überhaupt zur Erörterung bringen und die Stellung des antiken Dramas zum Mythus mit derjenigen vergleichen, in welchem das neuere zur Weltgeschichte steht. Aber freilich werde ich nicht bloß über das Allgemeine reden, sondern auch an

den angegebenen Stoff mich zu halten haben. Dies halte ich für Recht und Pflicht des Kritikers, und meine, daß jenes leidige Generalisiren uns um alle Kritik gebracht hat."

Haym theilte den Enthusiasmus seines Freundes nicht. Da er mancherlei Einwendungen erhob und eine gewisse Richtschnur für die zu schreibende Kritik angab, so lehnte Veit (29. 6. 58) etwas erregt die Arbeit ab. Auf eine neue Mahnung Haym's, seine Ansicht ausführlich zu begründen, schrieb er folgenden Brief (2. Aug. 58), der, wenn er auch nicht immer das Richtige treffen mag, wegen seiner ansprechenden ästhetischen Betrachtungsweise und wegen seines warmen Freundschaftssinnes eine Mittheilung in seinen Hauptstellen verdient. Veit schreibt:

„Zuerst also von dem, was ich factische Irrthümer genannt habe. Sie schreiben mir: ‚Wenn, wie Sie sagen, der C. das Werk eines ganzen Lebens ist, so ist es Schade um dies Leben' und führen an, daß Sophokles und andere Dichter die Stücke nach Dutzenden zählen. Ich sehe, daß ich durch meine Darstellung ein Mißverständniß bei Ihnen hervorgerufen habe, das ich, soweit es ohne Grund ist, beseitigen möchte. W. hat den Stoff zum C. während eines großen Theiles seines Lebens mit sich umhergetragen, in verschiedenen Epochen geistiger Entwicklung Hand an denselben gelegt, ja das Werk vollendet, aber, weil er sich selbst nicht genug thun konnte, immer wieder von Neuem begonnen und die gereiftere Einsicht und gedrungenere Kraft, anstatt dieselbe an einem neuen Stoff zu versuchen, der alten, noch unbewältigten Aufgabe zugewendet, bis er sich selbst sagen konnte, daß sein Werk seiner Intention entspreche. Darum habe ich den C. als das Werk seines Lebens bezeichnet, aber ich wollte damit nicht sagen, daß der C. das einzige, poetische Werk des Dichters sei. Er hat vielmehr jede Periode seines Lebens in dramatischen Werken ausgeprägt, und in einer Fülle lyrischer Poesien spiegelt sich ein reiches, poetisches

Digitized by Google

Leben. Wenn von dem Allen nichts veröffentlicht ist, so wollte er nur mit seinem reichsten Werke vor das Publicum treten. Der Widerwille gegen die Leichtfertigkeit der heutigen Literatur und die leichtfertigen Poeten hat diese Ueberstrenge hervorgerufen, die ich nie gebilligt habe; denn ein Anderes ist es, seine schmutzige Wäsche vor dem Publicum produciren, ein Anderes, vor den Augen der Nation wachsen und werden. Daß W. dies versäumt hat, halte ich für einen mitwirkenden Grund für die Sprödigkeit, mit der sein C. aufgenommen wird. Ich begreife das; aber der Schluß, den man daraus gezogen und zu dem ich auch Sie verleitet habe, ist falsch, wenn ich auch zugebe, daß jene Beweglichkeit des Schaffens, die Signatur großer Dichter, Werder'n abgeht.

Eben so unrichtig ist Ihre Voraussetzung, „daß der C. vor etwa zwanzig Jahren, nicht heute entstanden ist, wo er auch schwerlich entstanden sein würde." Sehr bedeutende Theile des Gedichtes sind erst im vorigen Winter entstanden, wie denn überhaupt das Beste und Ergreifendste im C. jüngeren Ursprungs ist und die älteren Entwürfe meist bei Seite gelegt sind. Ob der C. sich bei einer scenischen Aufführung als wirksam bewähren wird, was Sie unbedingt bestreiten, steht dahin. Die seitherigen Erfahrungen sind weit mehr gegen als für sie. Bei dem ersten Versuch, wo das Stück im Ganzen aufgeführt wurde — natürlich nicht in der heutigen Bearbeitung, hat es einen sehr großen Eindruck vom Theater her gemacht; als es zum vierten Male gegeben werden sollte, wurde Wauer-Pinzon vom Schlage getroffen, und nachdem seine Rolle anderweitig besetzt war, erkrankte Seydelmann und starb. So ist es von der Bühne verschwunden, der es Seydelmann unfehlbar erhalten haben würde. Auf die Titelrolle hat er ein Studium und einen Fleiß verwendet, wie kaum auf eine andere Rolle eines modernen Dichterwerkes; nach der dritten Vorstellung war er erst auf dem Wege, die Aufgabe zu lösen und freute sich

darauf, sie immer tiefer zu durchdringen. Als W. die drei ersten Acte (einschließlich des Vorspiels) in einer Umarbeitung beendigt hatte, bestand der König auf einer scenischen Darstellung derselben in Charlottenburg, die später in Berlin wiederholt wurde, abermals mit entschiedenem Erfolg, der um so mehr dem Stücke zu Gute gerechnet werden muß, als die Darstellung in der Hauptsache geistlos war. Hendrichs war der Mann nicht, den C. zu halten. So viel aber hatte sich durch diese mehrfachen Versuche herausgestellt, daß der C. nicht für die Lectüre, sondern seiner Anlage wie seiner Ausführung nach recht specifisch für die Bühne gearbeitet ist. Daß die sechs Acte, wie sie jetzt im Drucke vorliegen, so wenig wie die elf des Wallenstein, ohne Weiteres sich auf das Theater übertragen lassen, liegt auf der Hand; ob und in welcher geeignetsten Form der C. auch von dort aus wirken wird, hängt von den Darstellern ab, und wenn auch die deutsche Bühne jetzt keinen Schauspieler hätte, der dem C. gewachsen ist, so wird er sich schon seine Darsteller erwecken. Mit dieser Betrachtung hängt auch zusammen, was Sie über den Vers sagen. Sie verwerfen ihn. Weit entfernt, jedes Detail vertreten zu wollen, bin ich doch der Meinung, daß er einen dramatischen, dialogischen Wurf und Schwung hat, dem Gedanken, der Stimmung, dem Affect sich anschmiegt, und er erscheint mir wie eine wahre Erlösung aus dem Jambenschwulst, der durch die Nachahmung unserer classischen Muster über die deutsche Literatur hereingebrochen ist. Dieser Vers kann so wenig wie der Lessing'sche im Nathan scandirt, er muß gesprochen werden und treibt dadurch dem Schauspieler das hohle Pathos aus, in das der sogenannte gute Vers ihn einwiegt.

In dem Lobe, das Sie der Charakterzeichnung spenden, gehe ich eben noch einen und, wenn Sie wollen, einige Schritte weiter als Sie. Was Sie am „Columbus" tadeln, das Selbstbewußtsein, das Reflectirte, das danach aussehen

soll, als ob er Schiller's Distichon über sich selber kenne, ist ja eben der bezeichnendste Charakterzug dieses Heros. Seine That ist ja in Wahrheit aus dem Wasser geboren; aus ihm schöpft er den Muth, die Hindernisse zu bewältigen, die sich vor ihm aufthürmen; aus ihm wächst ihm der Glaube, mit dem er seine Mitwelt entzündet. Die Geschichte hat uns Urkunden genug aufbewahrt, die keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß jedes Wort des Selbstbewußtseins, das der Dichter seinem Helden in den Mund legt, von dem wirklichen Columbus gesprochen sein könnte, wie denn Vieles von dem, was Ihnen zu Ihrem Tadel Veranlassung gegeben hat, nur die Worte der Quellen wiedergibt. Aber C. wäre kein Vorwurf für die Poesie, wenn er eben nur der Wissende wäre; er ist es, weil mit seinem Wissen so viel Irrthum, mit seiner Kraft so viel Schwäche Hand in Hand geht. Er ist eben die Wetterscheide des Mittelalters und der neuen Zeit; um sein Haupt sammeln sich die Nebel des Mittelalters und die leichten Wolken der freiesten und jüngsten Erkenntniß. Diesen Gesichtspunkt an der Hand des Dichters durchzuführen, wäre eine der lohnendsten Aufgaben für die Kritik. Wenn Sie sagen, daß die Charaktere des Dichters das Ganze mehr wie Gebälk, als wie lebendige Säulen tragen, daß die Handlung sich nicht aus, sondern an den Charakteren entwickelt, so weist mich diese Wahrnehmung, die ich in gewissem Sinne zugeben will, gerade auf den eigenthümlichen Kern der Aufgabe hin, die dem Dichter durch einen welthistorischen Stoff gestellt war. Freilich meinen Sie, auch ein solcher Stoff lasse sich ohne den breiten Apparat darstellen, den der Dichter in den Vordergrund mit hinüber genommen habe, man dürfe keine Odyssee dichten, wenn man einen Philoktet dichten wolle. Aber, verehrter Freund, Sie sind den Beweis schuldig geblieben, daß es möglich sei, den ungeheuren Stoff in einer einfachen, von wenigen Personen getragenen Handlung zusammen zu fassen und gleichsam ab-

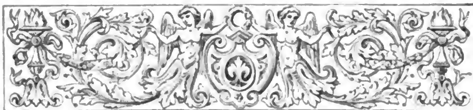
Digitized by Google

zulagern. Die Schlange, die den C. mit ihrem Biß verwundet, ist eben die Welt, und die muß in ihrer Breite und Eigenart dargestellt werden, um den äußerlichen wie den innerlichen Vorgang des Dramas zur Anschauung zu bringen. Und eben deshalb sind auch die übrigen Personen des Dramas nicht bloß, wie bei einer begrenzten Fabel, frei handelnde, durch den Trieb der Leidenschaft zu einem tragischen Conflict gedrängte Menschen, sie erscheinen uns gleichzeitig als die Träger eines unabwendbaren, trotz ihnen und an ihnen, aber auch durch sie sich vollziehenden Geschickes. Wenn Sie das nicht zugeben wollen, so können Sie auch Shakespeare's Julius Cäsar nicht gelten lassen, dessen volle zweite Hälfte nach dem Tode des Helden spielt."

Veit starb wenige Jahre nach dieser tapferen Erklärung zu Gunsten des Freundes. Werder lebte bis 1892. Er wahrte dem Freunde die Treue bis über das Grab hinaus. Viel Worte zu machen war nicht seine Sache. Daher widmete er dem Freunde, wie tief er ihn auch betrauerte, keinen Nachruf. Aber er blieb der hinterbliebenen Wittwe, die den Gatten fast drei Jahrzehnte überlebte, ein treuer Hausfreund und bewahrte dem Heimgegangenen ein ehrendes Gedächtniß[28].



Digitized by Google



XIV.

Otto Ludwig[29]).

Eine erneute Würdigung des vielgenannten thüringischen Dichters zu versuchen, der eine Zeit lang verkannt, später bisweilen über Gebühr gepriesen worden ist, gibt eine neue Gesammtausgabe Veranlassung, die kürzlich fertig geworden ist. Sie unterscheidet sich von den früheren hauptsächlich durch die Benutzung von Ludwig's handschriftlichem Nachlasse, der jetzt zum ersten Mal und gleich in mustergültiger Weise ausgebeutet worden ist. Durch diese Benutzung konnte eine dreifache Bereicherung stattfinden. Zunächst konnten die dramatischen Anfänge und Fragmente mitgetheilt werden, die erst ein Bild von der Arbeitsweise des Dichters geben. Sodann wurden kritische und dramaturgische Aufsätze veröffentlicht, welche die reiche Belesenheit des Dichters bekunden und seine bald milde, bald scharfe Beurtheilung klar erkennen lassen. Endlich wurden, nachdem von verschiedenen Seiten her die nicht allzu zahlreichen Briefe Ludwig's zusammengebracht waren, die in seinem Nachlaß befindlichen Tagebücher und die an ihn gerichteten Briefe herangezogen. Durch ihre Benutzung wurde es dem Hauptherausgeber der Sammlung, Adolf Stern, möglich — an der Edition der dramatischen Bruchstücke war Erich Schmidt betheiligt —, zum ersten Mal

ein vollständiges Lebensbild des thüringischen Dichters zu geben. Dieser Biographie ist aber nicht Vollständigkeit als einziger Vorzug nachzurühmen. Höher als diese Vollständigkeit steht vielmehr die künstlerische Gruppirung des Stoffes, die liebevolle Beurtheilung des Dichters und seiner Werke, das congeniale Erfassen der Persönlichkeit und ihres ganzen Wirkens. An manchen Historikern tadelt man mit Recht, daß sie ihre Phantasie walten lassen, statt nüchterner Kritik das Wort zu ertheilen; an diesem Dichterbiographen kann man dagegen rühmen, daß er gleichzeitig Historiker und Dichter ist, und daß er als echter Künstler einen künstlerischen Stoff bewältigt hat. Theilnahme, ja Bewunderung für den Helden zu erwecken, ist die Aufgabe jedes Biographen, der die meisten, wenn sie nicht eben jeder Kunst entbehren, gerecht zu werden versuchen. Wenige moderne Biographien aber verstehen es in so hohem Grade wie diese, einerseits den Geschilderten dem Leser menschlich nahe zu bringen, andererseits die Umgebung so gut zu zeichnen, in welcher der Dichter aufwuchs, sich ausbildete und zum fertigen Manne gestaltete.

Nicht sonderlich ereignißreich ist Otto Ludwig's Leben. Irren und Leiden, dies Loos mancher Dichter, ward auch sein Theil. Sein Irrthum bestand darin, daß er sich zum Musiker geboren glaubte und viele Jahre zur theoretischen und praktischen Ausbildung in der Musik benutzte, die, wenn sie auch nicht vollständig verloren waren, doch viel Zeit und Geld kosteten. Leiden war ihm in übergroßer Fülle vorbehalten. Er litt durch den frühen Tod seines Vaters, in Folge dessen er, seiner schwachen Mutter und deren Verwandten unterstellt, kostbare Zeit hinter dem Ladentische zubringen mußte, statt sie seinen Lieblingsneigungen zuzuwenden. Er litt an den beengten, fast ärmlichen Verhältnissen, die, gleichfalls durch den frühen Tod des Vaters verschuldet, den Jüngling zwar nicht zur Lohnarbeit trieben, aber doch das ruhige, stetige Arbeiten aufhielten, das nur dem möglich ist, der nicht für

Digitized by Google

den täglichen Lebensunterhalt zu sorgen hat. Aber besonders litt er unter einem schweren Nervenübel, das ihn schon in seiner Kindheit heimgesucht hatte, ihm die schönsten Jugendjahre vergällte, während der Zeit seines Mannesalters schweres Siechthum und ein frühzeitiges schmerzliches Ende bereitete.

Otto Ludwig wurde in Eisfeld am 12. Februar 1813 geboren. Er hatte eine schwere Jugend durchzumachen. Zwei Geschwister starben früh, ein dritter Bruder erlag schwerem Siechthum; durch einen Brand des Heimathstädtchens ging ein Theil des väterlichen Vermögens verloren; der Vater starb 1825, die Mutter 1831, so daß Ludwig zu einer Zeit, da bei ihm so wenig wie bei anderen Gleichalterigen von einer materiellen, geistigen und sittlichen Selbständigkeit die Rede sein konnte, völlig allein stand. Der Vater hatte sich als Dichter versucht; die eigentliche poetische, sinnige Einwirkung ging von der Mutter aus. Doch wurde die Knaben- und Jünglingszeit nur selten zu poetischen Spielen und Beschäftigungen, Dichten und Theateraufführungen, Musikübungen und Compositionen benutzt Nach ziemlich kurzem Besuch des Gymnasiums zu Hildburghausen trat Ludwig als Kaufmannslehrling bei seinem Onkel ein. Erst nach dem Tode der Mutter und nach allseitiger Erkenntniß von der Erfolglosigkeit der Lehrlingszeit, nach nochmaligem kurzen Besuch eines Gymnasiums begann Ludwig an eigenen Lebensberuf zu denken. Er glaubte ihn in der Musik gefunden zu haben. Jahre vergingen ihm in Kunst- und Naturschwärmerei, im idyllischen Zusammenleben mit gleichgestimmten Freunden. Er componirte eine Anzahl Opern, für die er sich selbst die Texte dichtete. Er fand Genossen unter seinen Landsleuten und hatte Gelegenheit, mit und vor ihnen seine theatralischen Versuche zur Aufführung zu bringen. Was aber mehr war: er erlangte in seinem Landesherrn einen Gönner, der den angehenden Musiker, der sein kleines Vermögen verbraucht hatte, mit einem Stipendium nach

Digitized by Google

Leipzig schickte (1833). Doch außer dieser Gunst des Herzogs brachte der Künstler eine schwere Ungunst des Schicksals nach der Musenstadt, den Anfang seiner unheilbaren Nervenkrankheit. Diese, die ihm den vollen Gebrauch seiner Finger unmöglich machte, war es zunächst, die den Künstler von der Musik, trotz Mendelssohn's Unterricht und Schumann's Einfluß, trotz Leipzigs hochentwickelter Musikneigung und -übung, von der Musik zur Literatur übergehen hieß. Schon in Leipzig, dessen literarische und künstlerische Leistungen der trübsinnige und kränkliche Mann nicht gebührend zu würdigen wußte, hatte Ludwig Novellen zu schreiben begonnen; bald nach seiner Rückkehr nach Eisfeld (1840) fing er an, Dramen zu dichten, sann über einen großen humoristischen Roman nach, skizzirte und vollendete einige Erzählungen. Aber seine eigentliche fruchtbare Schriftstellerarbeit datirt erst von einem neuen Leipziger Winter, 1842—1843, da er in einem Kreise begabter Genossen die Pleißestadt besser würdigen lernte. Trotzdem kehrte er ihr den Rücken und nahm seinen Aufenthalt in Dresden, an dessen Bühne er durch eine entfernte Verwandte, die vielgenannte Karoline Bauer, für sein erstes Drama Unterkunft zu finden hoffte. Doch diese Hoffnung schlug fehl wie andere literarische Aussichten, so daß er, der in der Großstadt fremd gebliebene Dichter, der durch eine von seinem Onkel herrührende Erbschaft für einige Jahre materiell unabhängig war, in Garsebach und Meißen längere Zeit als Einsiedler lebte, ab und zu seine Einsamkeit durch einen kurzen Aufenthalt in Leipzig und Dresden unterbrechend. Dort in jener Einsamkeit fand er seine Lebensgefährtin, die er am 27. Januar 1852 heimführte. In Dresden wirkte E. Devrient auf ihn und für ihn; auf ihn, indem er sein Selbstbewußtsein durch eifriges Lob stärkte; für ihn in dreifacher Beziehung. Er las zunächst einige seiner dramatischen Arbeiten in gebildeten und vornehmen Kreisen vor, andere brachte er auf die Bühne, wenn er sie auch nicht ganz heimisch

zu machen wußte; er setzte ferner den Dichter in Beziehung zu Schriftstellern, wie B. Auerbach und G. Freytag, die sein Talent anerkannten und diese Werthschätzung auch öffentlich verkündeten, und brachte ihn endlich mit Jüngeren, wie Heydrich und Mejer in Verbindung, die dem neu aufgehenden Stern der Literatur begeistert und verständnißvoll zujubelten. Nach seiner Heirath lebte er dauernd in oder bei Dresden, in ununterbrochener Arbeit, die seit 1853 auf B. Auerbach's guten Rath novellistischen Stoffen galt, ohne doch stetig bei diesen zu verweilen. Vielmehr versenkte sich der Grübler häufig in die Theorie seiner Kunst, dachte und schrieb über Shakespeare, suchte sich die Gesetze des dramatischen Schaffens klarzulegen und kehrte immer und immer wieder zu dramatischer Arbeit zurück, Skizzen auf Skizzen häufend, Angefangenes ergänzend und verwerfend. In stetem Schaffen, in friedlichem, durch das Gedeihen dreier gesunder und gut beanlagter Kinder bereichertem häuslichen Leben fand er ungetrübtes Glück.

Leider begann Ende der fünfziger Jahre für den Dichter eine Zeit traurigen Siechthums und schwerer Sorge. Das Nervenleiden, dessen Anfänge sich schon in der Jugend des Dichters gezeigt hatten, verbreitete sich in erschreckender Weise, den ganzen Körper schädigend, nicht ohne Eingriffe in den reichen Geist und nicht ohne Verbitterung des heiter gewordenen Gemüths. Die Sorge aber begann an die Thür des unablässig Arbeitenden zu klopfen, „der sich auf den Erwerb schlecht wie ein Dichter verstand“, der für sich arbeitete und nicht für die Welt, und der aus dem Wenigen, das er zur Veröffentlichung für reif genug hielt, keinen sonderlichen Ertrag einheimste. Sein kleines bewegliches Kapital hatte er aufgezehrt; nun mußte er darangehen, sich von dem einzigen unbeweglichen zu trennen, das er noch besaß, von seinem Garten in Eisfeld, in dem er die schönste Zeit seiner Kindheit und Jugend verlebt hatte und den er kraft seiner Phantasie noch schöner ausschmückte, als er ihn jemals in

Digitized by Google

Wirklichkeit erschaut hatte. Mit schmerzlichem Gefühl liest man Ludwig's Niederschrift in seinem Hauskalender (1859): „Ich habe Grund überzeugt zu sein, daß ich nun nach gewissenhaften Studien weiß, was zu einem gesunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wissens sicher zu sein. Nur ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit, und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich von dem niederhaltenden Gewichte befreit wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät." Es wäre gewiß sehr schön gewesen, wenn sich ein hochherziger Mäcen, Fürst oder Privater, gefunden, der dem kranken Dichter die Sorge für seine Existenz abgenommen hätte, oder wenn es in Deutschland eine Nationalanstalt gäbe, die es als eine Ehrenschuld betrachtete, begabte Schriftsteller vor materieller Noth zu schützen. Aber andererseits darf man nicht vergessen, daß die Tiedge- und Schillerstiftung mit ihren damals mäßigen Mitteln für den Dichter eintraten, daß durch Geibel's Verwendung dem Dichter eine Pension des Königs Maximilian von Bayern, daß endlich der von König Wilhelm von Preußen gestiftete Schillerpreis ihm zuerkannt wurde. Und wenn man Schiller und die ihm von dem Prinzen von Augustenburg gewährte Gabe anführt, so sollte man doch nicht wagen, den Thüringer so unmittelbar neben den Schwaben zu stellen und sollte ferner bedenken, daß Otto Ludwig durch seine Abneigung vor jeder praktischen Thätigkeit, zu der er gelegentlich wohl guten Willen zeigte, aber nie ernstliche Vorbereitungen traf, durch seine krankhafte Art, stets Neues zu beginnen, in Fragmenten zu leben, das Angefangene auszutüfteln, aber nicht zu vollenden, endlich auch dadurch, daß er, der seiner Zukunft unsichere, dabei kränkelnde und mittellose Mann, das Geschick anderer an sich

Digitized by Google

kettete und eine Familie begründete, schwere Verantwortung auf sich lud. Mitleidig und gerührt mag man sein Geschick beklagen, aber man soll der Nation keine Schuld aufbürden, die sie nicht verdient. Am 25. Februar 1865 schloß der Dulder die müden Augen. Seine letzte Arbeit war der Anfang einer Tragödie „Tiberius Gracchus", und fast die letzten Worte, die er schrieb, waren die schönen, wie eine Todesahnung klingenden Verse:

Noch einmal, eh' ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit' ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das Niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin scheid' ich mit der Sonne.

Otto Ludwig's literarisches Schaffen läßt sich in drei Theile zerlegen. Den ersten, schmächtigsten, zeitlich frühesten nimmt seine Lyrik ein, den bei weitem breitesten, sein ganzes Leben durchziehenden die dramatischen und dramaturgischen Arbeiten; nur wenige Jahre waren novellistischen Versuchen gewidmet, die, soweit sie ausgeführt sind, nicht bloß die reifsten Früchte seines Talentes sind, sondern zu den schönsten Gaben moderner Novellistik gehören. Ludwig begann, wie fast jeder Poet, als Lyriker. Fast ein Knabe noch, dachte er daran, die Dichtungen seines Vaters, mit eigenen Beiträgen vermehrt, neu herauszugeben. Die unselbständige Periode seiner Lyrik, in der er ganz unter dem Einfluß der classischen Meister stand, wurde nie durch eine Zeit vollest tönender, den Dichter ganz beherrschender Lyrik abgelöst: wohl aber sind vier aufeinanderfolgende Zeiten zu nennen, in denen des Liedes Quell stärker rauschte: die Zeit seiner entschiedenen Wendung zur Schriftstellerei, die seines Liebesfrühlings, die der großen politischen Bewegung vor, während und nach der Revolution, endlich die seines schweren Leidens. Den politischen und Liebesgedichten der beiden mittleren Perioden stehen in der

Digitized by Google

ersten Naturlieder und allgemeine Betrachtungen, in der letzten ernste Gedanken und Todesahnungen gegenüber. Die Gedichte waren bisher nie gesammelt, nur wenige überhaupt gedruckt; in der neuen Ausgabe wird aus den Heften des Dichters, in denen Fertiges neben Unfertigem, Ursprüngliches neben Ueberarbeitetem in großer Zahl sich findet, eine völlig ausreichende Auswahl geboten, ein mühevolles Stück Arbeit, für das der Herausgeber reichen Dank verdient. Doch kann man nicht sagen, daß diese mühevolle Arbeit die reinsten Perlen ans Licht gefördert hätte. Vielmehr ist Ludwig als Lyriker durchaus unselbständig oder conventionell. Die Abhängigkeit vom Volkslied und Goethe geht so weit, daß Ludwig's Gedicht „An den Mond" nichts als ein Abklatsch des gleichnamigen Goethe'schen; „Der wandernde Musikant" nur eine Verwässerung von des letzteren „Der Wanderer" genannt werden muß. Auch die Form Ludwig'scher Reime ist unvollkommen: allzu gewöhnliche oder unreine Reime beweisen, daß ihm das Handwerksmäßige der Lyrik schwer wurde. Gefühl und Humor, zwei Gaben, die den Menschen auszeichneten, gingen dem lyrischen Dichter ganz ab; selbst die Schilderungen der Liebe, wobei merkwürdiger Weise die im Namen des Mannes vorgetragenen süßlich klingen, während die im Namen der Frau erschallenden kräftiger tönen, mißlangen ihm; einmal, wo er es versuchte, wurde er, was ihm sonst selten passirte, geradezu frivol. Auch die politischen Gedichte sind matt: der Ruf nach Freiheit erklingt schüchtern in ihnen; das Verlangen nach Einheit, die fast mit denselben Worten mehrfach wiederholte Klage über die vierzig kleinen deutschen Staaten, erscheint antiquirt. Ein vollkommen schönes Lied unter diesen lyrischen Gedichten aufzufinden, dürfte nicht leicht sein; am ehesten könnten noch einige Strophen aus einem der „Buschlieder", den an seine Braut gerichteten Gesängen „Du und ich" dafür gelten. In diesem Gedicht kommt das Vollgefühl des glücklich Liebenden zu

Digitized by Google

einem wahrhaft dichterischen, wenn auch sehr stark an Volksweisen anklingenden Ausdruck; eine Strophe daraus verdient wohl hier eine Mittheilung:

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng' so weit,
Im tiefen Waldesschatten,
In süßer Einsamkeit,
Da sollt' ein Leben werden,
Mein Lieb, so wonniglich;
Was wär's, das wir entbehrten?
Für uns wär' nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich.

In diesen Gedichten sind einzelne wenige lyrische Stellen aus den Operntexten der Jugendzeit mitgetheilt. Sie lassen die Fortlassung der Texte selbst aus der Gesammtausgabe nicht als sonderlichen Verlust erscheinen. Für Ludwig, der von Jugend an von dem Verlangen nach dramatischer Gestaltung beseelt wurde, waren sie nur Vorspiele, die wohl für den Arbeitenden selbst, nicht aber für das Publicum Interesse haben, das höchstens bei den Allergrößten den Entwicklungsgang, das allmähliche Reifen verfolgen kann und will.

Das erste ausgeführte ernstere Drama, das fünfactige Trauerspiel „Die Rechte des Herzens", mochte in der Öde am Anfang der vierziger Jahre Ed. Devrient als Zeugniß dramatischer Begabung erscheinen, uns muthet es als unreifes und unschönes Product an. Es ist wie ein Bastard von „Romeo und Julie" und „Käthchen von Heilbronn": die Liebesleidenschaft des ersten Stückes und die blitzartige Unterwerfung des Mädchens unter den ihr plötzlich erscheinenden Mann aus dem zweiten; nur schade, daß das Dämonische des letzten Stückes und die, wenn man so sagen darf, historischen Vorbedingungen des ersteren, die das Unerklärliche einigermaßen erklären, hier völlig fehlen. Bei Ludwig ist die Fürstentochter, die sich einem polnischen Flüchtling an den Hals wirft, über den

Digitized by Google

man zwar alles Mögliche hört, von dem man aber nichts Rechtes sieht, ein unreifes Ding, deren Liebesberechtigung man stark bestreiten muß; der fürstliche Vater ist ein Theaterprinz; die Nebenfiguren, die kokette fürstliche Gouvernante, der treue, ehrliche Diener des Polenjünglings, der Malteser, der gute Diener des schlimmen Fürsten, der wie ein deus ex machina immer gerade da erscheint, wo man ihn am wenigsten erwartet: diese und andere mehr sind so conventionelle Figuren, daß sie echt dramatisches Leben nicht besitzen. Ohne Mitempfindung sieht man der ganz unnothwendigen grausigen Entwicklung zu, und auch der Selbstmord der unschuldig Liebenden, die sich lieben, ohne sich zu kennen, und sterben, obgleich sie leben könnten, vermag selbst den Gefühlvollen nicht zu rühren.

Ernst und streng warb Ludwig seitdem um die Gunst der spröden Muse des Dramas; doch nur halb ward sie dem kühnen Ringer zu Theil. Nur drei Dramen fanden auf der Bühne eine karge Heimstätte, oder gewannen doch bei der Leserwelt ein volles Bürgerrecht. „Der Erbförster", in der ersten Hälfte 1849 geschrieben, wurde am 4. März 1850 aufgeführt und auf sehr vielen Bühnen wiederholt, ohne sich doch irgendwo dauernd zu erhalten. Die „Makkabäer", nach mannigfacher Bearbeitung 1852 in ihre endgültige Form gegossen, konnten trotz aller Energie Laube's nicht einmal auf dem Burgtheater festen Fuß fassen. Das „Fräulein von Scuderi", Anfang 1849 vollendet, von der Dresdener Theaterleitung nicht unbedingt angenommen, von dem Dichter alsbald zurückgezogen, wurde erst seit 1870 der Leserwelt bekannt und errang in jüngster Zeit in fremden Bearbeitungen in Wien, Berlin, München halbe Erfolge.

Das letztgenannte Stück ist dichterisch das bedeutendste. Es hat in den Augen des Bühnenleiters und des Publicums einen Fehler: es ist zu lang, einen Fehler, der den dichterischen Erfolg immer verkümmern wird, weil seine Beseitigung

Digitized by Google

zugleich viele dichterische Schönheiten aufopfern müßte. Für den Leser ist es von der höchsten Wirkung. Mit wunderbarem Geschick hat der Dichter den fast unvermeidlichen Fehler des Doppeldramas vermieden. Denn nicht Cardillac, der Juwelier, der, man möchte sagen, schon fast vor der Geburt Wahnsinnige, ist der Hauptheld, er, der die Adeligen haßt, und die von ihm verfertigten Schmuckgegenstände so leidenschaftlich liebt, daß er, der mildthätige, fromme, als Mustermensch betrachtete Mann, jene ermordet, um ihnen die Kostbarkeiten abzujagen, sondern das Fräulein von Scuderi. Sie, die wegen einiger Verse, die einzelnen vermeintlichen Mördern das Leben gerettet hatten, von dem wirklichen Mörder mit einem herrlichen Schmuck beschenkt worden war, wird die Retterin von Ollivier Brusson, dem Arbeitsgehülfen Cardillac's und dem Bräutigam seiner Tochter Madelon, in dem sie den Sohn eines Schützlings erkennt. Jener, der hinter die verbrecherischen Schleichwege seines Meisters gekommen war, wollte ihn an seiner Unthat hindern, kam aber gerade nur noch zurecht, ihn, der zum ersten Mal sein Opfer verfehlt hatte und nun mit dem schlecht gezückten Dolch von jenem tödtlich getroffen worden war, in seinen Armen aufzufangen. Er schleppte den Meister auf denselben heimlichen Wegen, die jener bei seinen Raubzügen immer eingeschlagen, nach Hause, wurde aber, da er selbst mit Blut besudelt war und den verrätherischen Dolch in der Tasche trug, der in die Wunden der früheren Opfer paßte, als der Thäter aller jener Morde angesehen, die ganz Paris in Schrecken gesetzt hatten, und dem entsetzlichen heimlichen Gericht übergeben, das ihn trotz seiner Unschuldsbetheuerung zum Opfer erkor. Seine einzige Mitwisserin, Fräulein von Scuderi, die sich inzwischen kraft ihrer unendlichen Güte der Madelon mütterlich angenommen, wußte durch geschickte Verwendung, endlich durch eine muthige Rede, die sie an den König selbst richtete, auf die Gefahr hin, seine dauernde Ungnade sich zuzuziehen, die Freilassung des

Digitized by Google

Angeschuldigten zu erwirken. Das Drama wirkt nicht bloß wie seine ziemlich genau befolgte Vorlage, die bekannte Erzählung E. T. A. Hoffmann's, wie eine spannende Intrigue und aufregende Staatsaction, sondern wie eine interessante psychologische Darlegung. Das Dazwischentreten Ludwig's XIV., die von ihm ausgehende, erwartete, aber nicht für sicher gehaltene günstige Entscheidung erscheint nicht so plötzlich und unmotivirt wie in Molière's Tartuffe, auch nicht so äußerlich wie in Hoffmann's Erzählung, wo das Interesse des Monarchen im Wesentlichen durch Madelon's wunderbare Aehnlichkeit mit der früheren Geliebten des Königs, der La Vallière, hervorgerufen wird, sondern es wird innerlich begründet. Diese Unterredung der Scuderi mit dem König, so unhistorisch sie sein und so wenig sie dem schüchternen Wesen der romanespinnenden Greisin entsprechen mag, ist ein wirkliches Stück politischen Lebens, ein Nachklang der Revolutionsstimmen, die den Königen nicht immer erfolgreich die Wahrheit zu künden suchten. Solche Revolutionsstimmung ist auch in Cardillac zu erkennen: er ist ein Wahnsinniger, ein so großer Künstler er auch sein mag, aber einer, der in seinem Wahnsinn als Rächer der Unschuld, als Bekämpfer der alten Gesellschaftsordnung thätig ist. Allen diesen Parteimenschen jedoch — den Adeligen, den stolzen Hofleuten und den widerspenstigen Bürgern — steht als reiner Mensch Fräulein von Scuderi gegenüber. Sie ist das ideale Weib, in eine verderbte Zeit versetzt: milde wie eine Frau, thatkräftig wie ein Mann. Nur der Wahrheit und dem Recht will sie zum Siege verhelfen. Freunden erscheint sie wie ein Engel, den Ihrigen wie ein Gott. Auf sich nimmt sie keine Rücksicht, und wie sie in den Tagen allgemeiner Unruhe die Sorge für ihre persönliche Sicherheit belächelt, wie sie getrost dem Zorne Ludwig's entgegentritt, der ihren Wohlstand und Unterhalt bedrohen kann, so rafft sie, müde zum Umsinken, ihres baldigsten Todes gewiß, ihre letzten Kräfte zusammen, um

Digitized by Google

denen, für die sie keinerlei Verpflichtungen hat als die des Herzens, Freiheit und Glück zu verschaffen. Sie kann im Vorgefühl reinen Glückes den höchsten Augenblick genießend von hinnen gehen. Alles in diesem Drama ist an seinem Platze: jede Person, jede Situation. Entsetzenvolles Grausen wird gemildert durch freundlichen Humor, wie etwa in den Scenen zwischen Cardillac und dem verarmten Goldschmied, in den liebenswürdigen Schalkheitsausbrüchen der Scuderi, oder in dem Auftreten der alten Haushälterin Caton. Alles aber überstrahlt die Liebe; in keinem Drama hat Ludwig ein so inniges, felsenfest einander vertrauendes, durch Kampf und Prüfung geläutertes, zum reinsten Glück berufenes Paar geschildert wie hier.

Die „Makkabäer", die man jetzt schwerlich auf einer modernen Bühne sieht, hinterlassen bei der Lectüre keinen ungetrübten Eindruck und vermögen den Leser nicht zu überwältigen. Es ist ein Gemisch von Volks- und Familientragödie, die sich auf die bekannte Fabel von dem Aufstand der jüdischen Familie der Makkabäer gegen Antiochus Epiphanes von Syrien gründet. Der alte Mattathias in Modin, noch mehr seine Frau Lea, halten ihre Familie für die, welche zum Hohenpriesterthum ausersehen ist. Während ihr Sohn Judah dem Volke als künftiger Führer gilt, wird von der Mutter kraft eines göttlichen Gesichtes ein anderer Sohn Eleazar bevorzugt und nach Jerusalem geschickt, um sich bei den Machthabern einzuschmeicheln und seine dereinstige Stellung vorzubereiten. Er aber, ein Schwächling, von Neid gegen seinen Bruder verzehrt, unwahr selbst in seinen Glaubens- und Liebesempfindungen, und nur von Wallungen getrieben, wird ein Anhänger der griechisch-syrischen Partei. Auch Judah scheint, namentlich seit seiner Verheirathung mit Naemi, einer zur Familie des Simei Gehörigen, des Führers der Halben, der guten Sache entfremdet. In seinem wahren Wesen tritt er jedoch hervor, als zwei Feldherren des Syrerkönigs, Georgias

Digitized by Google

und Nikanor, in Modin einen den Heidengöttern gewidmeten Altar errichten, der Menge Anbetung abfordern oder den Tod androhen, er aber den Simei, den Oheim seiner Frau, der als der Erste das Opfer zu bringen wagt, tödtet und den Altar zertrümmert. Wie er durch diese gewaltige Handlung den syrischen Sendlingen als ein Heros entgegentritt, den diese nicht zu verletzen wagen, so erscheint er als unbesiegter Held, als ein wahrer Wunderthäter in zwanzig Schlachten den Syrern gegenüber, die unter Eupator, des Epiphanes Sohn, wider Verhoffen nichts von ihrer Strenge und ihren glaubenseifrigen Ansprüchen wider die Juden aufgegeben haben. Auf seiner höchsten Ruhmesstufe jedoch muß er den Umschlag erleben. Unmittelbar nach den ungeheuren Siegen von Beth-Horon und Ammaus weigert sich sein Heer, durch einen Ueberfrommen, Jojakim, angestachelt, gegen die neu heranbrechenden Syrer den Kampf aufzunehmen, weil der Sabbath begonnen habe, der einzig Gebet und unbedingte Ruhe von den Gläubigen verlange, und läßt sich wort- und kampflos hinschlachten. Judah verzweifelt nicht. Ueber Modin, wo er eine Zusammenkunft mit seiner Gattin hat, von der er sich im Vollbewußtsein seiner großen Aufgabe trotz aller Zärtlichkeit losreißt, eilt er nach Jerusalem, wo sein bloßes Erscheinen genügt, den Verzweifelten neuen Muth zu geben. Mit einem neuen Heere ausgerüstet, tritt er den Syrern entgegen, zwingt sie zum Verlassen des Landes, will aber nicht mehr König seines Volkes, sondern nur Priester sein. Während seine Heldenlaufbahn sich in aufsteigender Linie bewegte, stieg das Geschick seiner Familie hinunter in die Tiefe. Der Vater war schon vor Beginn des Kampfes gestorben; die Mutter, die sich als Heldin einschleichenden Feinden gegenüber bewährte, kann es nicht hindern, daß ihre jüngeren Söhne von den Simeiten zu Antiochus geschleppt werden. Sie selbst, die den Fortgeschleppten nacheilt, wird von den Feinden an einen Baum gebunden, von Naemi aber

Digitized by Google

befreit, deren edles Wesen sie erst zu spät erkennt. Das Leben ihrer Söhne kann sie jedoch bei dem Syrerkönige nicht retten. Denn dieser will den Knaben und Jünglingen das Leben nur unter der Bedingung schenken, daß sie den väterlichen Glauben abschwören, und die Mutter, die diesen Religionswechsel nicht anrathen kann, muß mit ansehen, daß ihre Kinder, selbst Eleazar, der etwas verspätet Glaubens- und Familienliebe wieder erwachen fühlt, im Marterofen den Tod erleiden. Nachdem sie diese ärgste Qual des Mutterherzens erduldet, stirbt auch sie.

Das Drama, großartig in Auffassung und Bau, hat hohe poetische Schönheiten und wunderbare Scenen: den Tod des alten Mattathias, die Errichtung des Altars, die Befreiung der Lea durch Naemi, den Gegensatz des von den Seinen verlassenen Judah zu dem unmittelbar vorher die Gunst der Römer abweisenden Sieger. Aber es leidet an schweren Gebrechen. Das erste ist, daß das Werk in zwei Stücke auseinanderfällt, in die Familientragödie, deren Haupt Lea, und in eine Volkstragödie, deren Haupt Judah ist. Ein anderes Gebrechen ist die Unwahrscheinlichkeit und die ungenügende Vorbereitung mancher Episoden. Dazu gehört der unmotivirte Haß der Lea gegen ihre Schwiegertochter, vermuthlich noch ein Rest der älteren Fassung der Dichtung, in der Judah zwei Frauen haben sollte: Lea und Thirza, deren erstere die letztere mit starker Abneigung verfolgt. Eleazar's Charakter ist stark verzeichnet und nicht konsequent durchgeführt. Ist es wirklich denkbar, daß dieses Kind eines glaubensstarken Hauses vollkommen zum Griechen wird, um sich dadurch über den Bruder zu erheben, so müßte er so verhärtet sein, auch dauernd ein Grieche zu bleiben, und nicht im letzten Momente, da er Alles zu besitzen hofft, wonach sein Herz verlangt, Alles aufs Spiel setzen und einen unmotivirten Tod sterben. So wenig dieser Opfertod vorbereitet ist, so wenig auch der plötzliche Abfall der Juden von dem

Digitized by Google

Makkabäerhäuptling. Es bleibt widersinnig, daß eine siegestrunkene Schar im Momente des endgültigen Triumphes alle Vortheile fahren lassen soll durch plötzliche Erinnerung an den Sabbath, die ihr im Verlauf von zwanzig Schlachten doch mehr als einmal hätte kommen müssen. Nicht minder widersinnig bleibt es, daß der von dem einen Theil der Kämpfer so schnöde verlassene Führer sich nur in Jerusalem zu zeigen braucht, um enthusiastisch als einziger Retter angenommen zu werden. Und endlich bleibt es widersinnig, daß dieser erbitterte Held, aufs Höchste gereizt durch die schmähliche Mißhandlung und Opferung seiner Brüder, durch den Tod seiner Mutter, der eine Folge solch' überwältigender Aufregungen war, statt Alles daranzusetzen, seinen Vortheil zu benutzen und den Syrerkönig völlig zu vernichten, sich in schwächlicher Hochherzigkeit bereit zeigt, den Gegner ziehen zu lassen und auf Ausnutzung seiner Stellung zu verzichten. Bei aller hohen dramatischen Begabung fehlte Ludwig doch der geschichtliche Sinn, das eindringende Verständniß eines abgeschlossenen religiös-nationalen Gemeinwesens. Der dramatische Dichter, der geschichtliche Tragödien schreibt, muß gewiß in erster Linie bemüht sein, allgemein menschliche Typen darzustellen, aber er muß in zweiter Linie den historischen Hintergrund beachten und geschichtlich mögliche Individualitäten schaffen.

Das erstgenannte Stück endlich, „Der Erbförster", das gewöhnlich als Krone der Ludwig'schen Dramen genannt wird, verdient diese Bezeichnung nicht. Es muß zugegeben werden, daß die Charakteristik des Titelhelden, des Försters Christian Ulrich, der so knorrig ist wie die Bäume seines Waldes, der durch seinen Eigensinn die Verlobung seiner Tochter auflöst, seine eigene Existenz und die seiner Familie in Frage stellt, eine Meisterleistung, daß der Dialog rasch und gewandt, die Handlung spannend und aufregend ist. Aber trotz alles Lobes bleibt der Vorwurf bestehen, daß das

Digitized by Google

Trauerspiel ein Rückfall in die alte Schicksals- oder besser Zufallstragödie ist. Der Dichter hat sich gegen diesen Vorwurf vertheidigt, indem er darauf hinwies, daß die wunderbaren Motive, die das Fehlerhafte in den Schicksalsstücken seien, bei ihm fehlten, aber das durch das ganze Stück hindurchgehende blinde Walten des Zufalls vermochte er nicht zu rechtfertigen. Denn es ist ein Zufall, daß Andres, der Sohn des Försters, mit seiner gelben Büchse in dasselbe Wirthshaus tritt, in dem sich der Wilddieb Lindenschmied befindet, ein Zufall, daß dieser Wilddieb dem Buchjäger aufsässig ist, der auch den Andres zum Feinde hat, ein Zufall, daß die Genannten mit Robert Stein, dem früheren Schwiegersohne des Försters, zusammentreffen, ein Zufall, daß die Ermordung des Buchjägers dem Andres zugeschrieben wird, und daß aus der Verwundung des Lindenschmied, der ja Andres' Büchse trägt, das Gerücht entsteht, daß dieser durch Robert erschossen sei, ein Zufall endlich, daß der Erbförster, der ausgeht, um den Tod seines Sohnes an dessen vermeintlichem Mörder zu rächen, seine eigene Tochter trifft, die sich im entscheidenden Augenblick vor den Geliebten wirft. Es wäre möglich, daß bei einer Aufführung das Drama in Folge der unaufhörlichen Spannung, die es erregt, bei den Zuhörern Eindruck machte; bei der Lectüre verfehlt es den Eindruck. Man ersehnt jeden Augenblick ein ruhiges, aufklärendes Wort, wodurch die Beängstigungen aufgehoben, die unnöthigen Verwirrungen gelöst würden, und man wird ärgerlich darüber, daß der wahre Sachverhalt, der jedem Leser von vornherein klar ist, nur denen verborgen bleibt, die darunter leiden.

Als die zwei vollendetsten Dramen erscheinen mir das Trauerspiel „Die Pfarrrose“ und das Lustspiel „Hans Frei“. Beide haben nie die Feuerprobe der Bühne erfahren, beide sind vor dieser Gesammtausgabe nicht gedruckt, beide erlitten von competenten Beurtheilern, jenes 1850 von Ed. Devrient, dieses 1844 von L. Tieck eine ziemlich schroffe Abweisung.

Digitized by Google

Solchen Praktikern gegenüber wird der Theoretiker immer etwas zaghaft bleiben mit seinem Bedauern, daß solche Dramen der Bühne fernblieben, und mit seiner Zuversicht, daß sie auf ihr wirksam sein würden. Dem bürgerlichen Trauerspiel „Die Pfarrrose" tritt man mit gänzlich falschen Voraussetzungen entgegen, wenn man bei ihm an Bürger's Schauerballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" denkt. Es ist vielmehr ein rührendes Spiel von der reinen, unschuldigen Liebe eines zwar verzogenen, zu wilden Streichen aufgelegten, gelegentlicher Koketterie nicht abgeneigten Mädchens zu einem Jagdjunker, der mit ihr erzogen wird, in der Spielgefährtin schon seine Braut sieht, in Spielen der Kindheit und in tollen Einfällen der Jugendzeit die Kindheitsneigung bestätigt und schließlich bereit ist, große Vortheile, auch die Verlobung mit einer Reichsgräfin, zu Gunsten dieser Jugendgespielin aufzugeben. Im letzten Augenblick wird dieser schöne Plan vernichtet durch Zuträgereien neidischer Personen, die Worte und Thaten des Mädchens verdächtigen, nicht ohne Schuld des Mädchens selbst, das in unüberlegter Weise einem Arzt, dem ihr von den Eltern bestimmten Gatten, eine Zusammenkunft gewährt und sich dabei von einer Thörin überraschen läßt. Aus Wuth über diese vermeintliche Untreue, einer Wuth, die in den Zuflüsterungen eines adeligen Kumpans stets neue Nahrung erhält, verlobt sich der Junker mit der Gräfin, läßt die Geliebte, die zur Aufklärung des Mißverständnisses auf das Schloß eilt, durch seinen Kumpan schnöde behandeln, ja, sie durch Hunde von seinem Hofe hetzen. Zu spät erkennt er durch einen rührenden Brief der Geliebten seinen Irrthum. Zu spät, denn die Geliebte, durch die Nachricht von der Verlobung des Freundes, durch die Ausschließung aus dem Hause ihres Vaters, durch die Meinung, dieser sei einem seiner schweren Anfälle erlegen, erregt, ist wahnsinnig geworden. Trotzdem will er mit ihr fliehen. Seinen Kumpan, der ihn recht eigentlich ins Unglück getrieben

Digitized by Google

hat, und der nun als weiser Mentor den Jüngeren vor unbesonnenen Schritten zurückhalten will, ersticht er; aber um der in Verzweiflung erwählten Braut zu entgehen, sieht er kein anderes Mittel als den Selbstmord, nachdem die Geliebte durch Gift geendet, das sie sich in einem lichten Momente verschafft hat.

Alles in diesem ergreifenden Drama ist folgerichtig und lebenswahr. Die Hauptpersonen büßen durch schwere Sühne ihre Schuld: das Mädchen seinen Leichtsinn, der Junker seine Leichtgläubigkeit, der Kumpan seine Herzenshärtigkeit, seine Lust, Zwietracht zu säen und ein reines Verhältniß zu stören. Sie, wie die übrigen Personen des Stückes, sind meisterhaft gezeichnet: die Pfarrerin, die, auf ihren adeligen Ursprung stolz, ihr Kind dem Junker in die Arme treibt, dann doch von jenem eine bürgerliche Eheschließung verlangt und vor jeder Consequenz ihres Thuns zurückschreckt; der Pfarrer, der, mit großen pädagogischen Werken beschäftigt, in Dingen praktischer Erziehung wie ein Blinder umhertappt, die Folgen seines kindischen Thuns aber mehr mit männlicher Würde als mit pastoraler Salbung trägt; der Arzt, in seinem Beruf ein geschickter Techniker, sonst aber ein gezierter Laffe, ein Heuchler, der mit Wollust eine Unfreie, eine seelisch Gefallene heimführen würde, wenn sie nur brav Geld hat; dessen Schwester Sabine, ein lebenskluges, tugendstolzes Mädchen, zwar ohne einen Funken von Gemüth, aber mit einem ganzen Haufen von Correctheit. Aber auch die Nebenpersonen sind mit ein paar Strichen plastisch gezeichnet: ein Forstgehülfe, Sabine's Zukünftiger, der sich in Folge einer von ihm falsch aufgefaßten, seiner Mutter zugekommenen Gutthat durch die Pfarrerstochter beleidigt wähnt, leichtsinnig erfundene Klatschereien seiner Donna verbreitet und in Folge davon der eigentliche Verderber wird; ein alter Verwalter, eine brave, ehrliche Haut, der Alles zum Guten wenden möchte, aber schließlich durch sein täppisches Zufahren eher schädlich

Digitized by Google

als nützlich wirkt. Die eigenartige Mischung von Romantik und Realismus, die für Otto Ludwig so überaus kennzeichnend ist, aber durchaus nicht immer richtig erkannt wird, durchzieht und verklärt das ganze Stück: Mondschein und Märchenzauber scheinen den Sinn gefangen zu halten, selbst dann noch, als grause Wirklichkeit an den Thoren pocht. Oft überraschen die feinsten realistischen Beobachtungen: als Rose, die Pfarrerstochter, aus ihrem elterlichen Hause ausgeschlossen, von ihrem Geliebten gekränkt und verjagt, die Sabine, die der Mutter an der verjagten Tochter Statt Krankenpflegerdienste verrichten hilft, um Papier und Bleistift bittet, vergißt sie trotz ihrer höchstgradigen Erregung nicht die kleinste Einzelheit: „Auf dem Clavier links unter dem Epheu liegt Papier und Bleistift — und dort unter der Guitarre — aus dem Tintenzeug eine Oblate. Es geht schwer auf — du mußt an der Seite drücken."

Heiterer Sonnenglanz anstatt düsteren Grauens, echtes Leben der Gegenwart statt schwebelnder und verschwimmender Romantik beherrscht das liebenswürdige Lustspiel „Hans Frei". Tieck's Autorität unbeschadet möchte man meinen, daß hier für deutsche Bühnen ein eindruckmachendes Lustspiel gewonnen werden könnte. Rasch gespielt, vielleicht etwas gekürzt, aus der Renaissance, die gar nicht innerlich begründet ist, ins Rococo versetzt, könnte es berufen sein, ähnlichen Eindruck zu machen wie Goethe's übermüthiger Schwank „Die Mitschuldigen", an dessen schönen Bühnenerfolg wohl auch wenige Theaterpraktiker vor dem Jahre 1890 geglaubt haben mögen. Wie fröhlich und siegesbewußt geht hier Ludwig's Muse einher, mit wie einfachen, ungesuchten Mitteln kommt sie zu erwünschtem Ziel. Hans Frei, ein Hauptmann, der nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt Nürnberg zurückkehrt, ist der Ehevermittler zwischen Albrecht Pirkheimer und Engeltraut Moskirch. Diese sollen sich nach dem Wunsche ihrer benachbarten und eng befreundeten Väter heirathen,

Digitized by Google

wollen einander aber nicht; eher will Albrecht sich mit seiner Base, der reichen, appetitlichen Wittwe Sibylla, Engeltraut mit dem Vergolder Leblanc, der schon drei Frauen begraben hat, bei seiner vierten nun die Vorzüge der drei Vorgängerinnen begehrt, vermählen. Wirklich kommt es zum Verspruch dieser seltsamen Gespanne. Rasch genug jedoch werden diese Verlöbnisse aufgelöst, im Verfolg von Hans Frei's List. Dieser hatte nämlich den Alten gerathen, sich verfeindet zu stellen und ihren Kindern Verkehr mit einander, ja selbst Gedanken an einander aufs Strengste zu verbieten. Solches Verbot übte die gewünschte Wirkung: die Nachbarskinder denken über einander nach, sehen einander heimlich an; von heimlichen Blicken kommt es zu offenem Anschauen, das zunächst befriedigende, sodann begeisternde Wirkung thut; Reden werden gewechselt, zunächst höhnische, beleidigende über den Zaun hinüber, dann versöhnliche, in denen die Unterredner sich selbst ihre Neigung noch nicht recht glauben und zugeben wollen, endlich wahrhafte Liebeserklärungen. Auch der listige Rathgeber wird freilich zuletzt dupirt und selbst gefangen durch eine Base Felicitas, die durch das ganze Stück hindurch halb seine Verbündete, halb seine Gegnerin ist; schließlich vereinigen sich Leblanc und Sibylle als das wahrhaft für einander geschaffene Paar Dies alles ist in so hübschen Versen, mit so neckischem Humor, in so gewandtem Dialog vorgetragen, daß man nur lebhaft wünschen möchte, Ludwig hätte Stimmung gefunden, seine schöne humoristische Begabung mehr zu pflegen.

Mit den genannten Dramen, die freilich in der vorstehenden Betrachtung eine wesentlich andere Würdigung erfahren, als ihnen gemeinhin zu Theil wird, war Ludwig's dramatische Thätigkeit noch lange nicht abgeschlossen. Vielmehr war er fast ein Vierteljahrhundert bemüht, Pläne zu Dramen zu fassen und auszuarbeiten. Ein ganzer Band der neuen Ausgabe ist diesen dramatischen Fragmenten, soweit

Digitized by Google

sie präsentabel waren, gewidmet. Er enthält Fragmente von zehn angefangenen Dramen, berücksichtigt also, da nicht weniger als vierundzwanzig begonnen wurden, nur die kleinere Hälfte. Sie alle werden nach den vorhandenen Handschriften, Quellen-Mittheilungen, Scenarien, Plänen in einer trefflichen Einleitung von Erich Schmidt charakterisirt. Eine völlige Mittheilung dieses natürlich nie zur Veröffentlichung bestimmten Manuscriptberges wäre, ganz abgesehen von seiner Ausdehnung, ein Unding; hoffentlich aber werden diese Handschriften, die jetzt dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar angehören, nicht etwa, wie leider zu befürchten steht, zu gelehrten Dissertationen ausgeschlachtet, sondern dienen denkenden Schauspielern zur Belehrung und angehenden Dramatikern zu ermunterndem oder warnendem Beispiel.

Ein ausführliches Verweilen bei allen diesen dramatischen Plänen, von denen einzelne nicht über die erste Idee gediehen sind, selbst eine Besprechung der zehn Stücke, von denen nun Proben vorliegen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze. Der literarhistorisch gebildete Leser wird solche Anfänge mit Interesse betrachten, die Art und Weise, in welcher der Dichter an einen spröden Stoff heranzutreten, ihm näherzurücken versuchte, ohne ihn doch völlig zu bewältigen, gern studiren, wird sich bei Bruchstücken gern mit eigener Phantasie eine Fortsetzung gestalten; der Laie, der seiner Lectüre wenig Zeit widmen kann, wird nur Fertiges gern ansehen und sich leicht von Unfertigem abgestoßen fühlen. Charakteristisch für die Ludwig'schen dramatischen Fragmente ist, daß alle historischen Inhalts sind. Deutsche Sage und Geschichte, römische, besonders italienische, auch englische Geschichte, die große Zeit der französischen Revolution suchte sich der Dichter tributpflichtig zu machen. In dem Genovevastoff concurrirte er bewußt mit Maler Müller, Tieck, Hebbel; mit der Agnes Bernauerin, an der Törring, Hebbel und manche Andere sich

versucht hatten, beschäftigte er sich zwei Jahrzehnte. Drei Ausführungen, eine Menge verschiedenartiger Bruchstücke und mehr als dreißig Plan- und Skizzenhefte liegen vor. Große historische Persönlichkeiten wie Hermann der Cherusker, Columbus, Cromwell, Friedrich der Große, Andreas Hofer reizten ihn. Albrecht von Wallenstein schien ihm durch Schiller's Trilogie nicht genugsam bearbeitet. Der seltsamste Plan ist wohl der eines Dramas Christus, für das die Erzählung des Neuen Testamentes in ihren großen Zügen benutzt werden sollte; Judas und Petrus, Maria und Martha als Idyll, für das aber ein durchaus kindlicher Dichter gefordert wurde. Ludwig enthusiasmirte sich für den „göttlichen" Stoff und meinte in einer Aufzeichnung: „Ich will ein Christ dadurch werden und hoffe manche in unserer indifferenten Zeit dem Christenthum wieder zuzuführen." Daneben ist es sehr merkwürdig, daß er, nachdem er schon in den „Makkabäern" jüdische Heldenkraft und Glaubenstreue gefeiert hatte, nun jüdische Geldmacht an einem glänzenden Beispiele, aber ohne Gehässigkeit darstellen wollte. Er versuchte den von Hauff in seiner Novelle „Jud Süß" behandelten Stoff in einem Drama „Der Jakobsstab" zu bearbeiten. Die Geschichte war nach Siena verlegt, der Hauptheld eine Art Napoleon, der an die Allmacht des Geldes und der Klugheit glaubt und in Folge dieses Glaubens zu Grunde geht; daneben Humanitätsschwärmer und grimmige Religionsfanatiker; dazwischen als Hauptgestalt Lea, des Helden Schwester (oder Tochter), „eine Art Mignon, kindlichster Gestalt in leidenschaftlichster Form".

Ein Stückchen ganz eigener Art ist „Die Torgauer Heide. Vorspiel zum historischen Schauspiel: Friedrich II." Was von diesem historischen Schauspiel selbst erhalten ist, wird nicht mitgetheilt; es sollte, nach den fragmentarischen Bemerkungen über den Inhalt, keine Friedericiade in dem Sinne werden, daß das Gesammtleben des Helden in großen Bildern

vorgeführt würde, sondern eine Episode aus dem bewegten Treiben der Politik und der Schlachten, eine Episode, die den Helden in Lust und Leid, in Triumph und Verzweiflung darstellen sollte. Diesem historischen Schauspiel geht nun das genannte Vorspiel voran, das einzige, das wirklich in vollendeter Form abgedruckt wird. Schon aus diesem Grunde verdient es ein kurzes Eingehen. Es ist eine Lagerscene voll Leben und Stimmung, die freilich ohne das Vorbild von Schiller's „Wallensteins Lager" undenkbar wäre. Abweichend von dem großen Vorbilde ist vorzüglich das Vordrängen des Düsteren statt des Heiteren und das Zusammenführen der Gegner: Oesterreicher, Franzosen und Preußen – denn es ist der stürmische, dunkle Abend nach einer Schlacht, deren Entscheidung man noch nicht kennt. Die wesentliche Uebereinstimmung zwischen beiden Stücken besteht aber darin, daß die ernst- und scherzhaften Reden, die gehalten werden, nur den einen Zweck haben, den gewaltigen Eindruck, den die Persönlichkeit des Helden auf Feige und Tapfere, auf Freund und Feind macht, hervorzuheben. Man würde es lieber sehen, wenn der Dichter das Erscheinen des Helden für sein Hauptstück aufgespart hätte, denn in dem Vorspiel macht Friedrich, der sich zu seinen Soldaten ans Feuer setzt, einen geringen Eindruck. Eine solche Scene mag historisch sein, dann hätte in diesem Falle das Historische dem Dichterischen geopfert werden müssen. Anderes Unhistorische dagegen wirkt fast komisch. Wenn Ziethen dem Könige auf dessen Frage: „Was bringt Er?" antwortet: „Den Sieg von Torgau, Fritz." so braucht man nicht die Rang- und Quartierliste zu kennen, um zu wissen, daß selbst der alte Ziethen sich solche Ungebühr nicht erlaubt hätte. Und wenn der Feldwebel, der dem Schiller'schen Wachtmeister allzu treu nachgebildet ist, einmal sagt: „Wir schießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unseres Königs; unsere Säbel führt nicht sein Neid oder sonst ein persönlich Gelüsten, was das Volk nichts anginge; sondern

Digitized by Google

der Fritz kämpft für uns und unsere Ehre, darum fechten wir für Fritz und seine Ehre," so hätte ein wohlgeschulter Tertianer den Dichter belehren können, daß ein solcher Satz ganz moderne Gefühle auf Zeiten überträgt, in die sie nicht gehören. Vermöge seiner historischen Treue, ebenso wie kraft seiner dichterischen Lebendigkeit läuft Schiller's Vorspiel bei weitem dem Ludwig'schen den Vorrang ab.

Solche Hervorhebung Schiller's ist hier um so mehr am Platze, als Ludwig beständig und zwar in überaus herber, fast krankhafter Weise Schiller's Kritiker macht. Schon in den erhaltenen Bemerkungen zu unserem Stücke verwahrt er sich dagegen, daß ein junges Mädchen, das er vorbringen wollte, „eine Philosophin sei, die über sich selbst und über ihr Schicksal nüchtern genug ist, in Liebe und Schmerz allgemeine Betrachtungen anzustellen wie Schiller's Frauen". Noch entschiedener tritt dieser Widerspruch in dem schon oben erwähnten Plane zu Wallenstein hervor; am entschiedensten in den beiden Kapiteln der „Shakespeare-Studien", die Schiller gewidmet sind. Ludwig sah in Schiller geradezu seinen Antipoden. Wenn er sich auch mit aller Entschiedenheit dagegen verwahrte, in ihm einen idealistischen Dichter zu erblicken, so ist sein Widerspruch doch im Wesentlichen der Gegensatz des Realismus gegen den Idealismus. Ein zweiter Grund für das Auftreten des jüngeren gegen den älteren Dichter lag darin, daß Ludwig den Hauptnachdruck auf Ausarbeitung und Vertiefung der Charaktere legte, während Schiller in erster Linie durch die Handlung den Leser zu interessiren suchte. In seinen Untersuchungen über Schiller fand Ludwig nur Freude an den Jugenddramen des Dichters, während ihm die gereifteren Dramen zu gesucht erschienen, als Werke, in denen der Rhetor und Historiker über den Dichter triumphirte. Er stellte Carlos über Wallenstein. Das letztere Werk, dem er ja ein denselben Stoff behandelndes entgegensetzen wollte, verurtheilte er am entschiedensten.

Digitized by Google

Wallenstein's Leiden erklärte er für weibisch. Max nannte er „das Kind des Krieges mit seinen Gardelieutenantsentiments". Es klingt fast wie die Anklageschrift eines der modernen Classikerherostraten, wenn Ludwig sich zu dem Satze versteigt: „Wie sollen wir Deutschen zur Moral und zum rechten Verständniß der Geschichte kommen, wenn das moralische Gefühl von unserem Lieblingsdichter so verwirrt, die Geschichte uns mit so falschem Idealismus aufgestutzt und sentimentalisirt wird?" Und man könnte meinen, der Kritiker wollte einen schlechten Scherz machen, wenn er über Schiller's „Maria Stuart" das Urtheil fällte: „Ja, die Maria Stuart wäre die einzige Person, die ohne Beschädigung des Ganzen wegbleiben könnte. Neben so viel anderen Erzählungen könnte auch der geringe Antheil, den sie an dem Mechanismus der Handlung hat, erzählt werden."

Eine Schrift, in der solche Sätze vorkommen, die „Shakespeare-Studien", kann man trotz des vielen Tiefen und Geistvollen, das hier über Shakespeare und über dramatische Arbeit gesagt wird, durchaus nicht unterschiedslos bewundern. Vielmehr darf man auch an dieser Leistung bei aller Anerkennung des Vortrefflichen nicht verkennen, daß sie fragmentarisch und skizzenhaft ist und bleibt, und daß sie manch Krankhaftes an sich trägt. Der neueste Herausgeber hat auch für diese Schrift die Manuscriptmassen des unermüdlich Arbeitenden neu durchwühlt, manches bisher Ungedruckte mitgetheilt, wozu unter Anderen auch die oben angeführten Sätze gehören, vielleicht aber durch Hervorholung solcher Urtheile dem Andenken des Kritikers keinen sonderlichen Dienst erwiesen.

Außer den Shakespeare-Studien, zu denen auch Untersuchungen über Lessing, über ältere und neuere Dramen, endlich auch dramaturgische Aphorismen gehören, die sich durch ein Vierteljahrhundert hindurchziehen, sind der neuen Ausgabe Briefe, die zum guten Theil Abhandlungen in

Digitized by Google

Briefform sind, Gespräche, die sich hauptsächlich auf Dramatisches beziehen, außerdem drei Abtheilungen einverleibt, welche die Einzeltitel: „Zur Ethik, Aesthetik und Literatur“, „Romanstudien“, „Zum eigenen Schaffen“ tragen. Das bedeutendste Stück aus diesen Abtheilungen ist ohne Zweifel der schon oben kurz erwähnte Plan: „Leben und Tod Albrecht's von Waldstein. Tragische Historie.“ Aber auch diese große Abhandlung verleugnet ebensowenig wie alle die übrigen ihren aphoristischen Charakter. Es sind insgesammt Aufzeichnungen eines geistreichen Mannes, der das Verlangen trägt, sich über Manches klar zu werden, zur Feder greift, um Gedanken zu fixiren, die ihn bestürmen, ohne doch Zeit und Lust zu haben, diesen Gedanken definitive Form und künstlerisch vollendete Gestalt zu geben. Alle diese kleinen Aufsätze, Aphorismen, Niederschriften, die manchmal nur wenige Zeilen einnehmen, legen Zeugniß ab von einem reichen Geistesleben, einer ungemein ausgebreiteten Lectüre. Romane und Dramen verschiedener Zeiten und Völker werden kurz gestreift und eingehend besprochen; unter den Deutschen von älteren: Törring und Klinger, Schröder und Leisewitz, Goethe und Heinrich von Kleist; von den neueren: Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach, Betty Paoli und Marie von Ebner-Eschenbach, Hackländer und Edmund Höfer, Keller und Hebbel, Halm und Brachvogel, Geibel und Wolffsohn, selbst Charlotte Birchpfeiffer; von Engländern werden außer Shakespeare mit besonderer Theilnahme Dickens und Walter Scott, George Eliot und Miß Cummings besprochen. Die Belesenheit des Autors war so groß, daß sie sich nicht mit Romanen und Dramen begnügte, sondern Culturhistorisches und Philosophisches aufsucht wie Schelling und Riehl; man liest mit Vergnügen die hübsche Würdigung, die Ludwig einer geschichtlichen Meisterleistung, wie Strauß' Buch über Ulrich von Hutten, zu Theil werden ließ.

Digitized by Google

Unter Ludwig's kleinen Prosaaufsätzen finden sich auch manche Novellenpläne angedeutet. Da ist der Gedanke zu einem humoristischen Buche: „Tagebuch während einer Sommerreise im königlichen großen Garten zu Dresden." Daneben der leicht hingeworfene Plan einer Novelle, in deren Mittelpunkt Haydn mit seiner weltfröhlichen Frömmigkeit stehen sollte, eine Novelle, die einen ganz eigenartigen Gegensatz zu Mörikes zierlicher Mozartgeschichte gebildet haben würde. Auch für einen künftigen Volksroman notirte sich der Dichter Verschiedenes über Wege und Ziel. Daß er solche Pläne nicht ausführte, lag nicht bloß an seiner Krankheit, die ihm die Ausführung vieler Lieblingspläne unmöglich machte, sondern an seinem Willen, an der Beurtheilung seiner Fähigkeiten. Erklärte er doch einmal geradezu, er wolle sich ausschließlich dem Drama, worunter er nur das historische verstand, zu- und vom Roman abwenden, weil er dem Leben zu sehr entfremdet sei, um aus ihm seine Romanfiguren entnehmen und den ganzen Hintergrund aus ihm gestalten zu können.

Ein solches Bekenntniß eines denkenden Dichters, der die Grenzen seines Könnens wohl erwog, muß man annehmen, aber man muß es tief bedauern. Denn was von Novellen Ludwig's vollendet vorliegt, möchte fast zu dem Schlusse berechtigen, daß gerade hier das Gebiet war, auf dem der Dichter die schönsten Kränze sich hätte erwerben können. Mag auch hier manches Unfertige und Seltsame sich zeigen, — wer drei vollendete Werke aufweisen kann, wie „Zwischen Himmel und Erde", „Die Heiterethei", „Aus dem Regen in die Traufe", der darf sich zu den Ersten seines Faches gesellen. Auch die letzte weniger bekannte, die bei ihrem ersten Erscheinen als das „Widerspiel der Heiterethei" bezeichnet wurde, stelle ich neben die wohlbekannten ersten. Denn sie ist ein Cabinetstückchen deutschen Humors: die Typen der Handwerker, der Mutter des Schneiders, die ihrem alten, nur

Digitized by Google

kleingerathenen Sohn gegenüber ein allzustrammes Regiment führt, der „Schwarzen", die sich der Schneider zur Braut auserlesen und erst, nachdem er sie als wahren Satan erkannt hat, mit List los wird, sind köstlich gezeichnet; der barocke Humor wird aber überstrahlt durch die zauberhafte Innigkeit eines Mädchens, der Sannel, die, ein Pflegekind in dem Schneiderhause, die gute Fee desselben ist, bis sie endlich den Lohn für ihre Liebe und Treue durch ihre Heirath mit dem Jugendgespielen erhält.

Der Kampf zweier starken Wesen, der mit glühendem Haß beginnt und mit zärtlichster Liebe endet, wird in der „Heiterethei" dargestellt, der Kampf einer Dorfbrunhilde mit einem bäuerlichen Siegfried, ein Kampf voll Aufregung, voll Gewaltthaten und List. Inmitten der ernsten aufregenden Abenteuer idyllische Scenen reinsten Glückes und schönen Friedens, behaglicher Humor und intime Darstellung bürgerlichen Kleinlebens. Es ist eine Dorfgeschichte von echtester Treue, ohne jede Sentimentalität, ohne jede Sucht, Philosophen im Bauernkittel zu schildern, von größter Naturwahrheit und doch ohne jene Rohheit des Abphotographirens der Wirklichkeit, das unsere Modernsten stolz als wahre Kunst betrachten — ein groß ausgeführtes Gemälde menschlichen Schicksals, mit der vollen Treue des Naturalisten und der versöhnenden Verklärung des Poeten.

Ueber die Meisterleistung des Poeten „Zwischen Himmel Erde", die vielfach gedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt ist, braucht man nicht viel Worte zu machen. Man mag das allzubreite Verweilen bei Nebendingen mit Recht tadeln, aber den tiefen, sittlichen Er ist, der das Ganze durchzieht, die bewundernswerthe Ausmalung aller Kleinigkeiten, die classische Durchführung der Charaktere, die herrliche Schilderung der beiden Liebenden wird jeder mit höchstem Lobe anerkennen müssen. Es ist ein gar herrliches Wort, mit dem der Dichter seine Leser entläßt: „Nicht der Himmel bringt

Digitized by Google

sein Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel: Zwischen Himmel und Erde!"

Diese Grundsätze waren die, von denen der Dichter als Mensch sich leiten ließ. Er war anspruchslos und edel. Alle, die ihn kannten, sei es nun in den kurzen Tagen seiner vollen Kraft oder in den langen seines schweren Siechthums, rühmen seine Güte, Bescheidenheit, die Tiefe seiner Empfindung. Nie erstrebte er den augenblicklichen, rasch vergänglichen Erfolg, sondern hielt große Ziele unverrückbar vor Augen. Er war ein unermüdlicher Kämpfer. Schwer genug rang er, um auch nur einen kleinen Sieg zu erringen, und schloß die müden Augen, ohne daß er das Bewußtsein erlangt hätte, zu dem ersehnten Ziele gelangt zu sein. Starker Verkennung seines Werthes ist von manchen Seiten eine Ueberschätzung seines literarischen Schaffens gefolgt. Aber wenn man auch nicht blind sein kann gegen manches Unfertige und Verfehlte, der Freund der Poesie wird ihn wegen mancher seiner Dramen und wegen seiner Novellen als einen wahrhaften Dichter erkennen und preisen.



Digitized by Google



XV.

Fanny Lewald[30]).

Die Schriftstellerin, welcher die nachfolgende Skizze gewidmet ist, war lange Jahre hindurch die einzige noch lebende bedeutende Repräsentantin eines vergangenen Geschlechts. Sie sagte mir einmal, als ich sie bat, für das Goethe-Jahrbuch, dem sie hohe Gönner durch ihre gewichtige Fürsprache zu verschaffen wußte, deren ich dankbar eingedenk bin und bleibe, den Einfluß darzulegen, welchen Goethe auf ihre geistige Ausbildung, auf ihre sittliche Entfaltung gehabt hätte, sie könnte darüber ein ganzes Buch schreiben, zugleich aber die Frage mit kurzem Wort beantworten: Goethe habe sie vollständig bestimmt und durchaus geleitet. Diese Antwort war gewiß nicht bloß eine ausweichende, denn sie brachte mir freundliche Theilnahme entgegen und hätte wohl auch aus anderen Gründen nicht ungern meiner Anregung entsprochen, und sie war zu wahrhaft, um sich einem ihr gemachten Ansinnen in versteckter Weise zu entziehen; sondern die Antwort entsprach dem wirklichen Sachverhalt. Fanny Lewald hatte sich an Goethe gekräftigt und gestählt, sie war an ihm herangereift

Digitized by Google

zum vollen Menschen und zur Schriftstellerin. Ihr Prosastil — denn Gedichte hat sie so gut wie nie veröffentlicht — ähnelt dem Goethe's in seiner besten Zeit: sie schrieb klar, kräftig, lebendig, männlich; denn Weibisches, ja Weibliches war nichts in ihrem Stil und wenig in ihrem Wesen.

Gar Manches erinnerte in ihrer Art zu sein, an den Altmeister. Wie er, besonders da er zu Jahren gekommen war, ein Patriarch geworden war, zu dem das jüngere Geschlecht pilgerte, um sich Segen und Weihe von ihm zu holen, so war sie, freilich in weit beschränkterer Art als jener, eine Priesterin geworden, welche der Jugend gern Rath ertheilte und in milder, versöhnender Weise sich den des Weges Unkundigen zuneigte. Nur durch innere Schulung, bei herannahendem Alter, war ihr diese Weichheit und Weisheit gekommen: zuerst hatte sie, gleich dem Frankfurter Jüngling, im Kampf mit einer ganzen Welt gestanden, ihre Stellung sich allmählich erobert, ihre Gesinnungen erworben; auch bei ihr gab es eine Spaltung im Elternhause, unter deren Einflusse sie heranwuchs, nur daß ihr nicht die Mutter liebend zur Seite stand, sondern der Vater, und daß sie nicht den freundlichen Zuspruch einer Schwester erhielt, sondern eines Bruders. Aber das war ja eben das Charakteristische an ihr, daß sie jenes Anschmiegende, Zarte, Hülfsbedürftige, das man das Weibliche zu nennen pflegt, nicht besaß, sondern daß sie des Besitzes männlicher Eigenschaften sich rühmte, in Folge deren fest auf sich stand, in der Gesellschaft der Männer sich wohler fühlte, als in der der Frauen. Sie hatte aber echt weibliches Gefühl für Häuslichkeit und Geselligkeit, sie liebte einen breiten Verkehr, sie empfing gern bei sich, in jener schönen alten Weise am Theetisch, der gut und reichlich besetzt war, aber nicht in prunkenden Gastereien, bei denen die unpassend gewählten, sich drängenden Genossen und das Uebermaß leckerer Genüsse geordnetes Gespräch und sinnige Unterhaltung unmöglich machen. Sie verstand in ganz

Digitized by Google

merkwürdiger Weise die Unterhaltung zu führen: oft wußte sie, wie ein geistreicher Franzose es einmal ausgedrückt hat, den Besucher als ein Instrument zu behandeln, auf dem sie wunderbar spielte; oft aber — und dies geschah häufiger — zog sie ihr volles Register auf und redete in anmuthiger Weise von ihren Erlebnissen, von ihrem Thun. Dieses Erzählen und Reden war nicht eigentlich ruhmredig und eitel; sie drängte sich nicht vor und verkleinerte und verlästerte nicht die Anderen, weder die Anwesenden noch Abwesenden; sie hatte eben das Glück gehabt, mit vielen Bedeutenden bekannt und befreundet zu sein, mit merkwürdigen Menschen Bedeutsames erlebt zu haben. Zu ihrem Umgangskreise gehörten Frauen aller Art, Schriftsteller, Gelehrte, hohe Beamte; ein Fürst, Karl Alexander von Weimar, der Enkel des Fürsten, der Goethe's Freund war, stand ihr sehr nahe, in einem schönen, echt menschlichen Verhältnisse; in schwierigen Lebensverhältnissen hatte er sich ihr als thatkräftiger Helfer erwiesen und niemals kam er in den letzten Jahren nach Berlin, ohne bei der alten Freundin vorzusprechen. Der Geselligkeit gehörte nur der kleinere Theil ihres Tages, der größere der Arbeit: sie war eine der fleißigsten Frauen, zugleich eine derjenigen, der man die Mühe der Arbeit nicht ansah und nicht ansehen sollte. Denn in der methodischen Ordnung und Sauberkeit, in der fast pedantischen Regelmäßigkeit hatte sie sich den Meister zum Vorbild genommen: sie haßte alles äußerlich Geniale und wollte an sich und in ihrem Hause Unordnung und Dürftigkeit, Kennzeichen, mit welchen die weiblichen Genies als den Merkmalen geistiger Bedeutendheit gern prunken, nicht dulden. Sie lebte in Deutschland und hatte deutsches Wesen gern wie deutsches Land, aber an den trüben nordischen Tagen, deren es leider mehr gibt, als der Durchschnittsmensch verträgt, sehnte sie sich, gleich Goethe, nach dem sonnigen Süden. Man thäte der Frau, deren Grundwesen Wahrheit und Aufrichtigkeit war,

Digitized by Google

gewiß Unrecht an, wenn man behauptete, sie wäre erst durch triste Nachahmung Goethe's eine Italienschwärmerin geworden, aber gewiß ist, daß sie eben durch Goethe auf Italien hingewiesen worden war, sich nach dem Zauberland gesehnt und das Land als den Ort ihrer Wiedergeburt erträumt hatte, lange bevor es ihr vergönnt gewesen war, den Boden zu betreten. Aber ein wesentlicher Unterschied zeigte sich zwischen ihr und dem Altmeister darin, daß, während Goethe in Italien die Menschen eher mied als aufsuchte und sich mit den Schätzen der Natur und Kunst begnügte, sie in einem bei ihr selten zu Tage tretenden vielleicht doch weiblichen Anlehnungsbedürfniß der Menschen nicht entrathen konnte, Freunde und Fremde gern um sich sah und gerade in Italien das wundersame Lebensbündniß mit Adolf Stahr vorbereitete, eine Wahlverwandtschaft im strengsten Sinne des Wortes, die gleich dem Werke, dem jener Name entstammt, vielen und langdauernden Anstoß gab. So gern sie auch mit den Menschen, Verwandten und Befreundeten, lebte, sie hatte eine Eigenheit mancher Alten, die ja auch „dem Alten von Weimar" fast zur zweiten Natur geworden war, nämlich die, sich in ihren Kreisen nicht stören zu lassen. Wer sich aber von der Außenwelt nicht stören lassen will, der spinnt sich immer mehr in ein Innenleben ein; indem er sich ein neues Dasein schafft, verzichtet er auf das reich, oft aber auch stürmisch pulsirende Leben; er träumt sich hinüber in das Reich der Phantasie oder versenkt sich in die Vergangenheit und verzichtet damit auf die Wirklichkeit. Mir kommt es vor, als wenn die Schriftstellerin gerade in ihren letzten Jahren dem Leben entrückt gewesen wäre — und auch darin mag sich eine absichtliche oder unabsichtliche Nachahmung Goethe'schen Wesens zeigen —, nicht in dem Sinne, daß sie aufgehört hätte, aufmerksam sich den Ereignissen, den Entdeckungen und geistigen Bewegungen der Gegenwart zuzuwenden, sondern in dem, daß sie in ihrem schriftstellerischen Wirken sich eine Welt nach eigner Idee zimmerte, oder die

Digitized by Google

Zustände der Vergangenheit, in denen sie aufgewachsen, noch als fortdauernd sich dachte. Daher berührt so Manches, was sie in den letzten Zeiten schrieb, seltsam, es erscheint wie ein alterthümliches, nicht barockes und widriges, aber ungewohntes und dadurch auffälliges Möbel in einer neuen Einrichtung; manchmal scheinen die Probleme, die sie sich von Neuem stellt, längst abgethan; die Fragen, an deren Lösung wir arbeiten, sind bei Seite geschoben, dagegen thut eine Welt sich auf, die wir entfernt und vollendet glaubten.

Trotz mancher Aehnlichkeiten in ihrer Entwicklung und Eigenart mit denen des Dichterfürsten herrscht in vielen Dingen zwischen beiden große Verschiedenheit. Fanny Lewald war ja eben eine Frau, die sich ihre Daseinsberechtigung, d. h. das Recht zum selbständigen Dasein und zur Schriftstellerei im Kreise der Ihrigen und gegen die männlichen schriftstellernden Collegen mühsam erkämpfen mußte; und eben weil sie selbst den Kampf zur Erringung geistiger Selbstständigkeit siegreich geführt hatte, hörte sie nicht auf, für Frauenemancipation in ihrem Sinne, d. h. für geistige und wirthschaftliche Selbständigkeit der Frau zu kämpfen, obwohl sie die eigentlich Emancipationslüsternen, die Blaustrümpfe sowohl als die weiblichen politischen Agitatoren nicht leiden mochte und gelegentlich wider sie auftrat. Der zweite Kampf, den sie zu führen hatte, und in welchem sie den Patriciersohn und späteren Minister eher zum Gegner als zum Bundesgenossen gehabt hätte, war der für die Gleichberechtigung der Juden. Sie war als Jüdin geboren, aber ziemlich früh zum Christenthum übergetreten. Dieser Uebergang war nicht eigentlich durch religiöse Gründe motivirt, sondern ähnlich wie bei den vielen reichen, schönen und geistvollen Berliner Jüdinnen des 18. Jahrhunderts, die, außer in ihrer Goethebegeisterung, auch in gar manchen Eigenthümlichkeiten vielfache Aehnlichkeiten mit Fanny Lewald darbieten, aus dem Verlangen entstanden, auch äußerlich der christlichen Gesell-

Digitized by Google

schaft sich anzuschließen, zu der man durch Bildung, sociale Stellung, Lebensansprüche, ideale Gesinnung und philosophische Auffassung gehörte. Dieser Schritt jedoch machte die Convertitin weder zur Gläubigen noch zur Renegatin. Zur Gläubigen fehlte ihr das Bedürfniß nach Hingabe an ein mächtiges Wesen, das Ertödten der Vernunft und des selbständigen philosophischen Denkens; zur Renegatin die Feigheit. Gerade nachdem sie Christin geworden war, empörte sie sich gegen das früher schon von ihr erkannte Unrecht, das seitens des Staates und seitens der Gesellschaft den Juden widerfuhr, und wurde nicht müde, Rechte und Stellung, welche man ihnen verweigerte, für die Genossen zu verlangen. Diesem redlichen Kampfe für die Frauen und für die Juden schloß sich als dritter der Kampf für die Freiheit an. Es ist, als wenn den Königsbergern alten Schlages — das junge Geschlecht weiß von solchen Dingen nichts und lächelt höchstens darüber, wie über längstverklungene Sagen — die Demokratie eingewachsen wäre; Fanny Lewald, welche Johann Jakoby verehrte und Heinrich Simon liebte, hatte doppelten Antheil an dieser Gesinnung. Dieses Freiheitsstreben zeigte sich in ihren Gesprächen, in gelegentlichen Aufsätzen, vor Allem aber in ihren Romanen. Manche unter diesen sind erfüllt von dem Kampfe gegen die Bevorrechteten im Staate; sie vertheidigen und verherrlichen das Bürgerthum, sie streiten wider den Adel als eine durch Privilegien ausgezeichnete Klasse und Kaste. Noch ein zweites Königsberger Erbe besaß sie: des großen Königsbergers kategorischer Imperativ galt auch für sie; das Evangelium der Pflicht und der Arbeit war ihr ins Herz geschrieben. Sie hatte es zu hohen Jahren gebracht und große Erfolge errungen, aber sie kannte kein Stillstehen und kein Aufhören; Arbeit war ihr Pflicht und Vergnügen, war ihr Leben.

Fanny Lewald war am 24. März 1811 in Königsberg i. Pr. geboren und ist in Dresden, wo sie sich zum Besuch bei einer

Digitized by Google

Freundin aufhielt, am 5. August 1889 gestorben. Sie verbrachte ihre Jugend in Königsberg und wurde, nachdem sie länger als zwei Jahrzehnte nicht aus den Mauern der Vaterstadt herausgekommen war, von dem Vater, einem vermögenden Kaufmann, der aber später sein Geld verlor, einem gebildeten, charakterfesten Mann, der aber durch seine Haustyrannei und seine seltsamen Erziehungsgrundsätze mit seinen Kindern Resultate erzielte, die seinen Wünschen oft recht entgegengesetzt waren, auf Reisen nach dem Rhein und nach Berlin mitgenommen. Dort erschloß sich ihr eine andere Welt. Gekräftigt durch diese Eindrücke begann sie, durch ihren Vetter, August Lewald, einen fruchtbaren, nicht unbegabten Schriftsteller, den seiner Zeit allgewaltigen Redacteur der „Europa“, ermuntert, zu schriftstellern, als sie den Dreißigen nahe war, und nahm, nachdem sie durch ihre ersten Romane „Clementine“ und „Jenny“, in denen sie die Frauen- und die Judenfrage behandelte, einige Erfolge errungen hatte, ihren Wohnsitz in Berlin. Seitdem wurde die preußische Residenz ihr ständiger Wohnsitz, freilich nicht ohne häufige Unterbrechungen. Trotz alles Seßhaften ihrer Natur liebte sie zu reisen und als echte Schriftstellerin wünschte sie von diesen Reisen zu erzählen. Sie sah vortrefflich, wußte das Gesehene gut wiederzugeben, hatte das Glück, bedeutende Persönlichkeiten kennen zu lernen, und die Gabe, diese durch lebensvolle Charakteristik vor uns aufleben zu lassen. Darin besteht das Hauptverdienst ihrer Skizzen aus „England und Schottland“ (1852) und ihres „Italienischen Bilderbuchs (1845), dem sich später noch manche andere, Italien überhaupt, besonders aber der Stadt Rom gewidmete Bücher anreihten.

Ihr Leben bis zur ersten italienischen Reise ist von ihr selbst in einem sechsbändigen, in drei selbständige Abtheilungen zerfallenden Werke „Meine Lebensgeschichte“ geschildert worden. Zwei Vorzüge müssen diesem langathmigen Werke, zu dessen Lectüre viel Zeit und Geduld gehört, nachgerühmt werden:

Digitized by Google

unbedingte Wahrheitsliebe, die kein Fältchen des Innern verbirgt, und die schon gerühmte Geschicklichkeit der Porträtmalerei: die bedeutenden Schriftsteller jener Tage, interessante Charakterköpfe aus der Berliner Gesellschaft, erscheinen hier in trefflicher Zeichnung. Aber man darf sich nicht verhehlen, daß die Lectüre dieses viel zu groß angelegten Werkes neben dem Genuß, den sie verschafft, auch manches Unerquickliche bietet; dem Vorzuge der Wahrheitsliebe steht der Nachtheil gegenüber, daß die Schriftstellerin viele unnöthige Indiscretionen über Familienverhältnisse begeht; die Leichtigkeit der Schilderung von Personen und Zuständen hat die Schriftstellerin zu minutiösen Mittheilungen über die gleichgültigsten Geschichten und höchst uninteressante Personen verführt, die in ihrer Kindheit und Jugend eine Rolle spielen. Ein bewußtes Goethisiren herrscht in dieser Selbstbiographie vor: jedes Buch wird mit einem Goethe'schen Motto eingeleitet; gern wird etwas Goethe'sches citirt; eine Begegnung ihres Onkels mit Goethe und Karl August wird ausführlich berichtet. Aber die absichtliche Nachahmung des Goethe'schen Werkes „Dichtung und Wahrheit" liegt hauptsächlich darin, daß Fanny Lewald, wie Goethe, mit einem Ausblick auf Italien ihr Werk beschließt und daß sie, wie jener, die autobiographische Schilderung in dem Momente abbricht, in dem schwere Wolken den Horizont überziehen, starke Conflicte das innere und äußere Leben erschüttern. Goethe wollte die zehn Jahre, die Zeit des Zusammenlebens mit Charlotte von Stein, nicht berühren, Fanny Lewald brach ab vor dem Moment, in welchem sie ihren künftigen Gatten kennen lernte. Eine solche bewußte Nachahmung einer bekannten Vorlage wirkt nicht angenehm. Auch durch das, was sonst in derartigen Selbstbiographien den Leser für manche Längen entschädigt und zum Weiterlesen reizt, nämlich die Mittheilungen aus dem Herzensleben der Schriftstellerin, erhält man keine rechte Befriedigung: ihr Geliebel mit einem schwindsüchtigen Candi-

Digitized by Google

baten der Theologie ist gar zu romantisch, und die Art, wie sie ihre Liebe ihrem Vetter Heinrich Simon aufzudrängen sucht, ist unerquicklich. Man empfängt den Eindruck, als wenn Fanny Lewald wirkliche Liebesleidenschaft nicht gekannt hat; daher kommt es auch, daß alle ihre Liebesgeschichten etwas frostig und gekünstelt erscheinen. Einen Liebesroman schreibt man mit dem Herzen, nicht aber mit dem Verstand und feiner psychologischer Kenntniß.

Die italienische Reise, welche einen äußeren Abschnitt in dem Leben der Schriftstellerin bildete, wurde auch für ihr inneres Leben von großer Bedeutung. Sie lernte Adolph Stahr kennen, den geistvollen Essayisten, den scharfsinnigen, wenn auch oft etwas eigenwilligen Geschichtschreiber, den kenntnißreichen, wiewohl nicht selten voreingenommenen Kritiker, und vermählte sich mit ihm (1854) nach vielen Kämpfen, nachdem Stahr seine frühere Ehe gelöst hatte. Diese ihre spät geschlossene Ehe, die erst durch den Tod Stahr's (1876) getrennt wurde, war eine musterhafte; es hatte etwas geradezu Ergreifendes, die Greisin noch in ihren letzten Lebensjahren über Stahr sprechen zu hören, wenn man auch wußte, daß in das Verhältniß dieser beiden eigentlich so verschieden gearteten Personen sich viel gegenseitige Vergötterung mischte. Den Einfluß im Einzelnen darzulegen, welchen die Verbindung, das dauernde Zusammenleben mit diesem formgewandten und belesenen Manne auf die Schriftstellerin machte, würde die Grenzen dieser Skizze bei Weitem überschreiten. In zwei Punkten aber scheint mir dieser Einfluß am deutlichsten ersichtlich zu sein: in der Formglätte, der Ausbildung des Stils, welche Fanny Lewald-Stahr, wie sie sich seit dem Eingehen der Ehe mit Vorliebe nannte, gerade durch die Verbindung mit ihrem Gatten gewann, und in ihrem erst jetzt eintretenden Verzicht auf die praktische Behandlung der Zeitfragen. Vor ihrer Ehe hatte sie kühn und muthig in die unmittelbare Gegenwart hineingegriffen, theils dadurch, daß

Digitized by Google

sie sich zur Polemik gegen augenblickliche Modegrößen veranlaßt sah, wie etwa in dem gegen die Gräfin Hahn-Hahn gerichteten Roman „Diogena", theils dadurch, daß sie, in unmittelbarer Nachwirkung der schon geschilderten Königsberger Einflüsse, die Politik behandelte, die Vorgänge der Revolutionszeit geradezu als Journalistin erzählte, die Folgen der Berliner Märzereignisse darzulegen suchte. Seitdem erzählte sie einfachere Geschichten, Liebesepisoden, Künstlernovellen oder suchte in größeren Romanen Familiengeschichten darzustellen. Theils benutzte sie ihre Reisen, um das Localcolorit zu gewinnen, theils wendete sie sich, mit einer Einseitigkeit und Beharrlichkeit, die rührend genannt werden müßte, wenn sie die bloße Folge der Pietät wäre, die aber doch auch eine gewisse Beschränkung verräth, ihrer ostpreußischen Heimath zu. Manche dieser Novellen sind recht beliebt geworden, obwohl keine in vielen Auflagen erschienen ist; keine, selbst die spätesten nicht, zeigt Ermüdung, Nachlässigkeit in der Composition, sondern alle sind fleißig gearbeitet, sorgfältig durchdacht, gut geschrieben. Fanny Lewald weiß die oft verschlungenen Fäden geschickt zu entwirren, sie unterhält und interessirt den Leser. Indessen bei der bedeutenden Technik, über welche sie verfügt, stören den modernen Romanleser in ihren Erzählungen zwei Dinge: erstens ihr Mangel an plastischer Darstellung, der verhindert, daß man die Säle und Häuser, in denen die Handlung vorgeht, wirklich vor sich zu sehen meint; zweitens ihre Scheu, Unterredungen, von denen der Fortgang der Handlung wesentlich abhängt, Situationen, welche Vieles zur Bestimmung des Schicksals ihrer Helden beitragen, mitzutheilen. Statt dessen bringt sie lange Unterredungen, aus denen man entnimmt, daß die Wirkung eingetreten ist. Man erfährt also das Geschehene, wohnt aber dem Geschehen, der Entwicklung des Vorganges nicht bei. War diese Scheu eine Folge ihrer Erkenntniß, daß ihre Kraft zur Darstellung solch' starker Scenen nicht ausreichte?

Digitized by Google

Wie der Oertlichkeiten, in welche die Schriftstellerin sich und die Leser versetzt, wenige sind, so ist auch der Personenkreis, über den sie gebietet, ein beschränkter. Gewisse Typen kommen immer wieder vor, z. B. der gebildete jüdische Kaufmann, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, geräuschlos Gutes thut; der verständige, in sich gefestete Bürger; der leichtsinnige, von Vorurtheilen erfüllte Adlige, der trotz aller bitteren Erfahrungen, die er gemacht, von seinem Hochmuth nicht lassen kann. Diese und andere Persönlichkeiten nun werden nicht etwa in zeitgenössischem Gewande geschildert, sondern im Costüme der Vorzeit; die Frau, welche das Erstehen des neuen deutschen Reiches miterlebt und an seinen Segnungen lebhafte Freude gehabt hatte, versetzte sich bei ihren größeren dichterischen Schöpfungen in die Vergangenheit. Und es ist gewiß kein Zufall, sondern einerseits Wirkung ihres Berliner Aufenthalts, andererseits die lebendige Kraft ihrer Jugenderinnerungen, daß sie immer wieder auf die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts zurückkam, auf die Zeit von Preußens Fall und Preußens Erhebung.

In drei großen Romanen, von denen zwei zu dem Bedeutendsten gehören, das sie geschrieben hat, wußte sie diese Periode zu schildern: „Prinz Louis Ferdinand", „Von Geschlecht zu Geschlecht", „Haus Darner". Den erstgenannten Roman kenne ich nicht; den zweiten und dritten habe ich genau gelesen. Es ist keine leichte Aufgabe, die achtbändige Familiengeschichte durchzuarbeiten, welche Fanny Lewald „Von Geschlecht zu Geschlecht" betitelt hat. Es ist die Geschichte der Freiherren von Arten, Vater und Sohn, die sich durch Verschwendung ruiniren, und der Lebenslauf eines natürlichen Sohnes; des älteren des Freiherrn, Paul Tremann, der sich durch eigene Kraft zum großen Handelsherrn emporarbeitet und endlich das Schloß des Freiherrn, vor dem er als Kind mit seiner unglücklichen Mutter trostlos gestanden, erwirbt, den Freiherrntitel aber, der ihm vom König angeboten wird,

Digitized by Google

ablehnt, und noch am Schluß des Romans in beredten Worten den Stolz des Bürgerthums, den Hochgenuß der Pflicht, den Segen der Arbeit verkündet. Ein halbes Jahrhundert wird vor uns vorübergeführt, etwa von 1780—1830. Das Emigrantenthum in seinen charakteristischen Typen, die französische Revolution in ihren Einflüssen auf Deutschland wird gezeichnet, die napoleonische Zeit mit ihren unseligen Wirkungen auf Charakter und Besitz, die Befreiungskriege, die Zeit der Reaction. Die Verfasserin führt uns in Schlösser und Hütten, in kleine und große Städte, nach Berlin und Paris. Mitglieder der verschiedensten Nationen treten auf, hauptsächlich Deutsche, daneben aber auch Franzosen, Engländer, Italiener. Der Kampf der verschiedenen Religionen wird vorgeführt: katholische Geistliche, zunächst ein wahrhaft würdiger Priester, der in seinen Bekehrungsversuchen Glück hat, sodann ein fanatischer Mönch, in dem Liebesraserei, Herrschsucht und Askese in höchst unerquicklicher Mischung vereinigt sind, ein Eiferer, der sein unglückliches Opfer dem Tode nahe bringt. Protestantische Pfarrer stacheln ihre Gemeinden zu offenem Widerstande gegen die Heiligthümer ihrer katholischen Herren auf; einer unter ihnen ist eine mißrathene Copie Luther's. Daneben treten Juden auf: treffliche Menschen, die nicht etwa durch Schachern und Betrügen, sondern durch kluge Benutzung der Personen und Verhältnisse sich große Reichthümer erwerben, von diesen aber den ausgezeichnetsten Gebrauch zu machen verstehen. So geschickt nun die Verfasserin Zeiten und Länder zu beherrschen, alle die zahlreichen Menschen sicher zu führen und trotz aller scheinbaren Umwege auf ihr Ziel loszusteuern weiß, so ermüdet sie doch den Leser und befriedigt ihn nicht ganz. Diese Nichtbefriedigung ist aber nicht bloß Folge der schon gerügten Umstände, sondern vornehmlich Schuld einer merkwürdigen Einseitigkeit der Verfasserin: bei der Schilderung der Adligen malt sie Grau in Grau. Alle Adligen, welche vorkommen, Männer und Frauen,

Digitized by Google

Junge und Alte, Deutsche und Ausländer sind schlecht, leichtsinnig, verschwenderisch, unsittlich, moralisch verkommen. Und seltsam genug: die bewußt Schlechten triumphiren, und Diejenigen, welche bloß energielos den Sünden der Väter nicht entgegenzusteuern vermögen, gehen zu Grunde. Aber immer und immer muß man sagen: trotz aller Mängel ist der Roman ein tüchtiges Buch und ein gediegenes Stück Arbeit, ein Buch aus einem Guß, voll bewußter Tendenz, voll guter Gesinnung.

Diese gute Gesinnung bewährte die Verfasserin besonders in ihrem letzten größeren Werke: „Hans Darner" (1887). Mit einer beneidenswerthen Frische und Jugendlichkeit schilderte sie ihr altes Königsberg, die Schicksale eines Kaufmannshauses in zwei Generationen, die napoleonische Zeit und die Befreiungskriege. Mit edlem Freimuth trat sie in diesem Werke für Deutschthum, Freiheit, Humanität auf. Wie beredt wußte sie hier die Sache des Bürgerthums zu führen, mit welcher Kühnheit erhob sie sich hier gegen alle Knechtungsversuche des freien Gedankens, wie lebhaft und human trat sie für die Juden ein. Es war eine That, die man bewundern muß, daß sie gerade dieses Werk ihrem fürstlichen Freunde, dem Großherzoge von Weimar, widmete, und es ehrt den hochsinnigen Fürsten gleichermaßen, daß er sich solcher Widmung freute. Den ganzen Roman mag man wohl als Ergänzung zu der Autobiographie der Verfasserin ansehen: es sind die Häuser und die Straßen, in denen sie aufwuchs, es sind die Menschen, welche sie kannte, in denen sie ursprünglich ihre ganze Welt sah und an denen sie zuerst ihr Talent der Menschendarstellung übte.

Das aber blieb bis zuletzt ihre größte Kunst, die Menschen, mit denen sie gelebt hatte, denen näher zu bringen, welche nach jenen kamen und sie nur von Hörensagen oder aus ihren Schriften kannten. Diese Kunst bewies sie noch zuletzt in der Sammlung: „Zwölf Bilder aus dem Leben. Erinnerungen",

Digitized by Google

das nur ein Jahr vor ihrem Tode erschien. Sie vereinigte in diesem Buche Porträtstudien bedeutender Männer und Frauen: Heine, Liszt, Fürst Pückler, Jahn, Frau Ungher-Sabatier, liebevolle Skizzen, in denen die Geschilderten trefflich charakterisirt werden, die aber zugleich wichtige Beiträge zur Lebensgeschichte unserer Schriftstellerin sind, weil eben sie mit allen diesen Persönlichkeiten in naher Verbindung stand. Trotzdem richtete sie ihr Streben bei Abfassung dieser Skizzen keineswegs darauf, sich in den Vordergrund zu stellen, sondern ein volles und ganzes Bild dieser Persönlichkeiten zu geben und, wie es manchen Alten wohl geht, weniger den Blick auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit zu richten. Auch bei diesem ihrem letzten Buche war es ihr eine besondere Freude, so oft sie konnte, Goethe's zu gedenken; mit einer Art wehmüthigen Stolzes erzählte sie, wie Stahr nahezu vor einem Menschenalter mit Liszt den Plan einer Goethe-Stiftung entworfen habe, die man wenigstens in einigen Punkten als Vorläufer der jetzigen Goethe-Gesellschaft betrachten kann. Dieser aber war sie von Anfang an ein treues Mitglied; denn es war ihr Bedürfniß, den inneren Zusammenhang, in dem sie zu Goethe stand, auch durch ein äußeres Zeichen zu bethätigen.

Fanny Lewald war keine große Dichterin. Aber sie war eine Frau von hohem Verstande, von edler Bildung, von reinem Charakter. Geistreich und immer neu, muthvoll und unentwegt vertheidigte sie die Grundsätze, zu denen sie sich bekannte. Sie verband in glücklichster Weise weibliche Anmuth mit männlicher Kraft. Freiheit und Menschlichkeit, Arbeit und Pflicht rühmte sie und wußte sie zu bethätigen. Sie besaß, um einen Ausdruck zu gebrauchen, den sie einmal in ihrer Selbstbiographie anwendet, „jenes Wohlwollen und jene Duldsamkeit, welche das Kennzeichen vollendeter Bildung sind". Sie liebte die Schönheit und rang nach Wahrheit. Mit einem stolzen Worte schilderte sie, zwanzig Jahre, nach-

Digitized by Google

dem sie zu schriftstellern angefangen hatte, ihren inneren Zustand bei diesen Anfängen in einer neuen Laufbahn und legte ein Bekenntniß von ihrem Wesen ab, das man als zutreffend anerkennen und mit vollem Rechte unterschreiben darf: „Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes und von der Gewalt des Wortes über das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahrheit über Alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr in keiner Zeile und mit keinem Worte jemals abtrünnig zu werden, und wie groß oder gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienste Desjenigen zu verwenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit heißt. Und dies Versprechen habe ich mir treu gehalten."



Digitized by Google



XVI.

Guy de Maupassant.

Das tragische Geschick, das vor einigen Jahren einen der begabtesten modernen französischen Schriftsteller getroffen hat, ist noch in Vieler lebendigem Gedächtniß: Guy de Maupassant starb am 6. Juli 1893, nur zweiundvierzig Jahre alt, in einer Heilanstalt, der er vor etwa zwei Jahren zugeführt werden mußte. Nicht viel länger als zehn Jahre, seit 1880, vermochte er zu wirken; in dieser kurzen Frist schrieb er eine kleine Bibliothek, etwa fünfundzwanzig Bände: Romane, Novellen, Reiseschilderungen, Theaterstücke, Gedichte. Dabei war er kein Arbeiter wie Zola, der sein Studirzimmer nur verläßt, um irgendwo, an einem ihm unbekannten Platze, in einer Fabrik, einem Magazin, Bergwerk, Wallfahrtsort oder auf Schlachtfeldern, Studien für einen neuen Roman zu machen, sondern er reiste nach Italien, nach dem Orient, aus reiner Wanderlust, aus Zerstreuungsbedürfniß, aus der Sehnsucht, sich satt zu sehen an Schönheit und Farbenpracht der Landschaft. Er war ferner ein moderner Franzose, der Lust am Sport aller Art hatte, an geselligen Zusammenkünften, an sinnlichen Genüssen und Ausschweifungen. Sein robuster Körper, den er durch Reizmittel aller Art schwächte,

Digitized by Google

widerstand einem solchen Leben nicht; zu einer Zeit, da Andere in voller Schaffensfreudigkeit stehen, war er ein aufgegebener müder Mann. In seinen Werken dagegen zeigt sich keine Abnahme seiner Kraft, auch nicht in den letzten. Ein Mann wie dieser, der seinen Landsleuten vielleicht als der populärste Schriftsteller galt, und der auch in Deutschland eine große Gemeinde besaß, nicht bloß unter denen, die ausländische und pikante Kost bevorzugen, verdient eine eingehendere Würdigung, als ihm in den kurzen Nekrologen der Tagesblätter und Wochenschriften zu Theil zu werden pflegt.

Henri René Albert Guy de Maupassant wurde in Schloß Miromesnil am 5. August 1850 geboren. Seine Mutter war eine Jugendfreundin Gustav Flaubert's, dieser der Pathe dieses Führers der Realisten. Wie Maupassant durch Flaubert die Anregung zum Schreiben überhaupt empfing, so mag er zugleich durch ihn die Richtung seiner Schriftstellerei erhalten haben. Schon dem Schüler des Lyceums (er besuchte zuerst das in Yvetot, dann in Rouen) gab der Meister seine Anweisung, ließ sich von ihm eine Reisebeschreibung anfertigen — freilich nur die Schilderung einer Fahrt nach Rouen — und freute sich seiner fortschreitenden geistigen Reife. Aber trotz seines literarischen Vorbildes hatte Maupassant keine Lust zu literarischer Production. Er trat, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, als Unterbeamter in das Marineministerium ein und blieb dort etwa zehn Jahre. Es ist also Reminiscenz an eigene Erlebnisse, wenn er so oft seine Typen aus den maschinenmäßig arbeitenden Beamten wählt, die ohne Eifer und Interesse bloß ihre Zeit absitzen, um ihren mageren Sold zu erhalten; andererseits ist wohl auch die Schilderung eines Beamten, der ganz in seinem Dienst aufgeht und auch die Seinigen von den kleinsten Personalvorgängen seines Bureaus unterrichtet, seinen eigenen Erlebnissen entnommen. Während der Zeit seines Beamtenthums trat er wenig an die Oeffentlichkeit. Er verkehrte gesellschaftlich

Digitized by Google

mit einigen tonangebenden Schriftstellern, Zola, Goncourt, denen er vielleicht durch Flaubert empfohlen war, schloß sich aber diesen weder in der Art noch in der Raschheit der Production an, veröffentlichte vielmehr nur ab und zu ein lyrisches Gedicht und erregte damit die Unzufriedenheit seines Pathen, der wünschte, daß sein Schützling seine Kräfte an einem großen Werke versuchte, selbst wenn es gänzlich verfehlt wäre. Erst am 19. Februar 1879 wurde sein erstes Drama, eine vieractige hübsche Bluette: Histoire du vieux temps, aufgeführt. Sie ging ziemlich unbemerkt vorüber und erregte keine großen Erwartungen. Um so größere die Erzählung Boule de suif (Fettkugel), die er in der Sammlung Les soirées de Médan, einer durch Zola zusammengestellten Reihe von Arbeiten seiner Schüler und Genossen, veröffentlichte. Flaubert erklärte sie für ein Meisterwerk. „Noch ein Dutzend solcher Geschichten,“ mahnte er den jungen Freund, „so bist Du ein ganzer Mann.“

Diese Geschichte läßt sich schwer erzählen, und doch muß dies geschehen, weil sie charakteristisch für die ganze Art von Maupassant's Kunst ist. Boule de suif ist der Beiname einer feilen Dirne, Elisabeth Rousset. Sie macht mit neun Begleitern, drei Ehepaaren, zwei Nonnen und einem Junggesellen, während des Krieges von 1870 eine Reise in der Postkutsche von Rouen nach Havre. Die Reisenden werden in Tôtes, bis wohin sie in Folge des furchtbaren Schneegestöbers zwölf statt zwei Stunden gebraucht hatten, von einem preußischen Offizier am Weiterfahren verhindert, bis Elisabeth sich seinen Begierden unterworfen. Sie weigert sich in patriotischer Entrüstung und wird deswegen von ihren Reisegefährten gelobt und bewundert; als ihnen aber durch die Hartnäckigkeit des Mädchens kostbare Tage verloren gehen, wird sie zuerst bespöttelt, dann auf alle Weise überredet, bis sie schließlich, um nur fortzukommen und um ihre Reisegesellschaft nicht weiter zu hindern, sich ergibt. Nun aber wendet sich das

Digitized by Google

Blättchen: sie, die von ihren Begleitern als Heldin angesehen war, wird nun verachtet, gemieden und trägt unter schmerzlichem Weinen ihre Verfehmung.

Das Ganze ist, wie man sieht, eine recht heikle Anekdote; zudem eine, die auf einer unmöglichen Voraussetzung basirt. Denn es ist undenkbar, daß ein preußischer Offizier einer Gesellschaft, die eine vom deutschen Generalcommando ausgestellte Reiseerlaubniß besitzt, in dieser verwegenen Weise die Fortsetzung ihrer Fahrt verwehrt. Aber nicht in der Erfindung, sondern in der Ausarbeitung des Stoffes beruht die Meisterschaft des Künstlers. Zweierlei ist hauptsächlich hervorzuheben: seine Kunst der Charakteristik und die plastische Gestaltung. Außer der Heldin selbst wird jede Person oft nur mit ein paar Strichen lebenstreu geschildert, die Reisegesellschaft: Loiseau, ein Weinhändler, der in Folge seiner unverwüstlichen Laune seinen schlechten Wein überall anzubringen weiß, mit seiner, ein lebendiges Handlungsbuch darstellenden Frau; Graf und Gräfin de Bréville, vornehme, sehr reiche Adlige; Carré-Lamadon, Stadtrath, decorirt; ein reicher Fabrikant mit seiner hübschen koketten Gattin; Cornudet, Erzdemokrat, Politiker und Säufer, der Schrecken aller Gutgesinnten; ferner der Gastwirth in Tôtes, ein schlagflüssiger, dicker Mann, geschäftig und eifrig, nur aufs Verdienen erpicht, mag die politische Lage sein wie sie wolle; die Wirthin, von ungeheurer Beweglichkeit im Thun und Reden, trotz der offenbaren Gefahr ihre patriotischen Beklemmungen offen äußernd. Die Situationen sind mit großer Kunst geschildert. Das Leben im Wirthshause, die Versuche, die Zeit zu tödten, die Unterhaltungen bei Tisch, die geheimen Berathungen der Reisegesellschaft, endlich die verschiedene Art der Ueberredung, die gegen das Mädchen versucht wird, schließlich der Triumph der Verschworenen, der in einem solennen Champagnerfest seinen Ausdruck findet, während Cornudet, der sich gegen das Opfer nicht eben zart benommen, den Fröhlichen entgegenruft:

Digitized by Google

„Das ist eine Infamie!" Besonders geschickt ist die Kontrastwirkung, die Maupassant durch die Schilderung zweier Frühstücke erzielt. Bei der Abreise hatte sich Keiner mit Provisionen versehen, in der Hoffnung auf die nur zwei Stunden entfernte Frühstücksstation; nur Ernestine hat einen stattlichen Korb mitgenommen, dessen Inhalt für eine große Reise ausgereicht hätte, verzehrt ihr Theil in Gemüthsruhe und spendet dann, gutmüthig wie sie ist, allen ihren Begleitern von dem Inhalt, so daß sie auch von den zuerst widerwilligen Damen in Gnaden aufgenommen wird. Bei der Weiterreise, der Abfahrt von Tôtes, hat sie allein in Folge der inneren und äußeren Aufregung versäumt, sich zu versorgen, während alle übrigen, des früheren Vorgangs eingedenk, Vorrath mitgenommen haben, Keiner aber von den behaglich Schmausenden denkt daran, dem armen hungernden verzweifelten Mädchen etwas anzubieten. In dieser ganzen Art der Schilderung tritt eine Tendenz des Schriftstellers hervor: die Sympathie für die Gefallene. Diese ist das gute, gemüthvolle, patriotische Mädchen, die „Gesellschaft" dagegen besteht aus heuchlerischen Gesellen, welche wohl die Gutthaten jener annehmen, ihr auch schmeicheln, solange es einen Vortheil zu erzielen gilt, nach Erlangung des Gewünschten sich aber in den Mantel ihrer Tugend hüllen und die Thäterin verabscheuen, selbst nachdem sie diese mit allen Mitteln zur That überredet haben.

Den Rath seines Pathen, derartige Werke, wie das eben analysirte, häufiger zu schreiben, ließ sich Maupassant angelegen sein. Zwar im Jahre 1880 sammelte er zunächst noch seine zerstreuten lyrischen Poesien unter dem bescheidenen Titel des vers, dann aber gab er, den man bisher der Indolenz geziehen, Proben eines außerordentlichen Fleißes durch eine ganze Reihe von Novellen und Romanen. Schon im Jahre 1881 folgte eine Novellensammlung, im Jahre 1882 eine neue, drei im Jahre 1883, dazu ein Roman, 1884

Digitized by Google

sogar vier, außerdem noch ein Band Reisebeschreibung, im Jahre 1885 ein neuer Roman und drei Novellensammlungen, in deren einer Contes et nouvelles das Erstlingswerk Boule de suif Aufnahme fand, 1886 drei Bände Novellen, 1887 der Roman Mont-Oriol und eine Novellensammlung.

Die übermäßige geistige Anstrengung der letzten sieben bis acht Jahre hatte Maupassant's robuster Gesundheit arg zugesetzt. Die geschwächten Körperkräfte suchte er durch starke Uebungen, durch allerlei Sport, besonders auch durch den Segelsport wiederzugewinnen. Dies auf der Seine sehr entwickelte Treiben junger Leute, bei dem es etwas toll herzugehen pflegt mit starker Verletzung dessen, was man bürgerliche Ehrbarkeit nennt, gab ihm Anlaß zu einer ziemlichen Reihe starkgewürzter Geschichten, bei denen die Wirklichkeit nicht sehr übertrieben sein wird. Aber dieser Sport genügte nicht, um so weniger, als er mit Vergnügungen verbunden war, die nicht gerade zur Kräftigung des Körpers beitragen. Daher reiste er nach Algier und kreuzte auf einer Yacht, die er gekauft und nach seinem erfolgreichsten Roman Bel Ami genannt hatte, Monate lang die Küsten des Mittelmeeres. Doch fand er auf dieser Reise nicht die ersehnte Kräftigung. Nach der Rückkehr fühlte er die ersten Spuren eines schweren Magenleidens, das aller Kunst der Aerzte spottete. Das Leiden verdüsterte seine Stimmung, die Verstimmung lähmte seine Arbeitskraft. Diese anzustacheln, theils um einer liebgewordenen Gewohnheit zu genügen, theils um den durch seine ungewöhnlichen Erfolge geweckten und genährten Ehrgeiz zu befriedigen, griff er zu verzweifelten Mitteln: er nahm Aether und Kaffein in großen Dosen. Schließlich mußte er auch auf diese Reizmittel verzichten, weil sie ihn in einen Zustand höchstgradiger Erregung versetzten. Die Spukbilder und Hallucinationen, die er theilweise an sich selbst beobachtete, legte er in der Geschichte Horla (1889) nieder, mit der er das gleichnamige Buch

Digitized by Google

eröffnete, das sonst ganz anderen Inhalts ist. „Horla“, das ist der Unsichtbare, das andere böse Ich, von dem der Schriftsteller sich verfolgt wähnt. Es sind Aufzeichnungen, die nur der kälteste Psychologe oder der bereits dem Wahnsinn Verfallene machen konnte, Aufzeichnungen eines Melancholikers, eines hochgradig Nervösen, der theils von eigenen Wahnideen verfolgt, theils durch hypnotische Experimente, die er mit ansieht, von der Existenz und Wirksamkeit unsichtbarer Wesen überzeugt wird. Sein „Horla“ hat zunächst die unschuldige Manie, Nachts sein Wasser auszutrinken, obwohl es schließlich zum Schutze in einer versiegelten Flasche aufbewahrt wird; zuletzt erscheint er ihm als der Dämon, der ihn überall begleitet, um alle Lebensfreude betrügt. Es ist bejammernswerth, die Klage des Armen, an Hallucinationen Leidenden zu lesen, wie er sich krümmt unter eingebildeten Schmerzen, Gestalten zu sehen glaubt, die nirgends existiren, wie er jenem bösen Feinde nachstellt, ihn in seinem Zimmer, das er wie eine Festung verwahrt, gefangen zu haben glaubt, das Zimmer anzündet, um den Unsichtbaren zu vernichten. Das können weder Romanfictionen sein noch Untersuchungen Eines, der ein wissenschaftliches Problem zu lösen sucht, das sind vielmehr Selbstbekenntnisse der entsetzlichsten Art, die den dem Schriftsteller geneigten Leser mit Grausen erfüllen und ihn auf die fürchterliche Katastrophe vorbereiten, die bald genug eintrat. Das Grausen wird noch schlimmer, wenn man sieht, daß neben dieser leidvollen Niederschrift die fröhlichsten Geschichten stehen, die man als Producte lichter Momente oder als Werke betrachtet, die der kranken Phantasie mit äußerster Kraftanstrengung abgerungen wurden.

Dieses seltsame Buch könnte man als das hauptsächlichste, ja, wenn man von den Beschreibungen seiner Fahrten: Au soleil, La vie errante, absieht — in deren Titeln man vielleicht schon das Sehnen des Leidenden nach Sonne und Gesundheit erkennen kann —, als das einzige Buch betrachten,

Digitized by Google

das wirklich starke Selbstbekenntnisse enthält. Sonst schildern seine Erzählungen wohl die Gesellschaft, in der er sich be- bewegte: Journalisten, Beamte, Landadelige, und führen charakteristische Typen vor, bei denen er seine Bekannten dichterisch verwerthete, aber man kann nicht sagen, daß sie ein treues Spiegelbild seines Inneren sind. Seine letzten Werke sind, wenn auch nicht frei von Pessimismus und Sentimentalität, durchaus nicht völlig von den früheren verschieden. Seine Fruchtbarkeit schien unvermindert zu sein. 1888 erschien ein Roman und zwei Novellensammlungen, 1889 je ein Roman und eine Sammlung, 1890 wiederum ein Roman, zwei Sammlungen und eine Reisebeschreibung. Die unwiderstehliche Lust, welche die meisten Romanschreiber packt, ihre Schöpfungen auf dem Theater zu sehen, ergriff auch ihn: sein Drama Musotte, das er in Gemeinschaft mit Jacques Normand gearbeitet hatte, wurde am 3. März 1891 auf dem Gymnase-Theater aufgeführt und hatte in Paris einen großen Erfolg, der in Deutschland nicht völlig erreicht wurde.

Dies war der letzte Triumph, an dem Maupassant sich erfreuen konnte. Zu schaffen hatte er nicht aufgehört. Er arbeitete an zwei neuen Romanen, L'âme étrangère und L'Angelus, vermochte sie aber nicht zu vollenden. (Die erhaltenen Fragmente wurden nach seinem Tode veröffentlicht.) Durch den Irrsinn und Tod seines Bruders Hervé war er im Innersten erschüttert. Im December 1891, als seine Nervenanfälle ihm unerträglich geworden waren, machte er einen Selbstmordversuch. Man brachte ihn nach Cannes, wo Freunde sich seiner annahmen und ihn zu heilen hofften. Da die Hoffnung sich bald als trügerisch erwies, mußte man ihn in die Heilanstalt des Dr. Blanche in Passy-Paris bringen. Er war völlig gelähmt und unheilbar geisteskrank. Manchmal schien eine kleine Besserung sich zu zeigen. Für ihn war es besser, daß er bald von seinen schrecklichen Leiden

Digitized by Google

erlöst wurde. In den letzten Jahren, theilweise schon während seines Leidens, waren ihm allerlei Ehren erwiesen worden. Die den Neuesten sonst streng verschlossenen Pforten der vornehmen, an alten Traditionen festhaltenden Revue des deux mondes wurden ihm für seinen letzten Roman Notre cœur geöffnet; vielleicht wäre er, hätte er länger gelebt, früher als seine realistischen und naturalistischen Vorgänger und Mitbewerber, Goncourt, Daudet, Zola, in die Hallen der „Unsterblichen" (der französischen Akademie) eingezogen. Auch eine andere vielbegehrte, von den Genannten gleichfalls nicht erlangte Ehre, die der Aufführung eines seiner Stücke, La paix du ménage, auf der ersten Pariser Bühne, der Comédie française, wurde ihm am 6. März 1893 zu Theil. Dieses Drama, paix du ménage, das seinen Beifall mehr dem Autor als dem Stücke verdankt, ist, nach einer Darlegung Fr. Sarcey's, eine Zusammenmengung von des jüngeren Dumas Francillon und Visite de noces; es entnimmt übrigens, wie man hinzufügen kann, einer früheren Erzählung Maupassant's eine besonders crasse Scene, die nämlich, in welcher die Gattin von ihrem Manne, der sie lange vernachlässigt hat, augenblicklich aber eine Aufwallung von Zärtlichkeit hat, für die Oeffnung der Thür ihres Schlafgemachs 5000 Franken verlangt, als die Summe, die der würdige Gatte monatlich für seine Maitressen zu verbrauchen pflege. Endlich wurde ihm, vier Wochen vor seinem Tode, ein etwa 6000 Franken betragender Preis seitens der Akademie zugesprochen. Er war einer der gelesensten Schriftsteller. Zwar zu jenen ungeheuren Zahlen wie Ohnet und Zola brachte er es nicht, aber sein Bel Ami ist im Laufe von acht Jahren in 71 000 Exemplaren verkauft worden, die Auflage anderer Romane stieg bis auf 40 000; bei den Novellensammlungen schwanken die Ziffern zwischen 15 000 und 25 000. Zu den Käufern stellte das Ausland, auch Deutschland sein Contingent. Manche seiner Werke wurden in

Digitized by Google

Uebersetzungen verbreitet, obwohl Ausdruck und Auffassung bei ihm specifischer französisch sind als bei anderen seiner Genossen; im Gegensatz zu Frankreich fanden in Deutschland die Novellen freundlichere Aufnahme als die Romane.

* * *

Versucht man, das literarische Lebenswerk Maupassant's darzustellen, schlicht, ohne das Bemühen, eine geschichtsphilosophische Construction zu liefern, nur als Erinnerungsblatt für die, welche die kurze, aber reiche Ruhmeslaufbahn Maupassant's verfolgten, und als wegweisende Ermunterung für die, welche den eigenartigen Schriftsteller kennen lernen wollen, so wird es nicht nöthig sein, die lyrischen und dramatischen Arbeiten zu erwähnen. Jene nicht, weil es Jugendspiele waren, die, einmal gedruckt, für den Autor völlig fertig waren und nie wieder aufgenommen wurden. Diese nicht, weil sie Anfänge blieben, meist aus Maupassant'schen Erzählungen genommen, in Gemeinschaft mit anderen bearbeitet wurden, hauptsächlich aber, weil sie dem Referenten im Original nicht zugänglich waren, von ihm nicht in der französischen Fassung gesehen werden konnten, die allein doch ein Urtheil ermöglichen würde.

Daher kommen für eine Beurtheilung Maupassant's nur seine Romane und Novellen in Betracht. Von diesen wurden die ersteren geschrieben, nachdem der Schriftsteller durch die letzteren Anerkennung und Bedeutung gewonnen hatte; sie vermögen an Bedeutung mit den letzteren nicht zu wetteifern.

Der Roman Bel Ami ist eine vollendete Schilderung des Pariser Journalistenthums. Der Held des Romans, ein schöner Bursche (daher sein Name), von geringer Bildung, wenig Wissen, mit ein bißchen Talent, verdankt sein ungemein rasches Emporkommen zum Chefredacteur des einflußreichsten Blattes und zum Schwiegersohn von dessen Besitzer, einem vielfachen Millionär, seiner Schönheit, dem selbstbewußten

Digitized by Google

Auftreten, den Frauen. Er scheut vor keinem Mittel zurück und duldet die erniedrigendste Behandlung, um zu seinem Ziele zu gelangen. Sinnengenuß und Befriedigung des Ehrgeizes sind das einzige Ziel seines Lebens. Bedeutender als die Schilderung dieses Hauptcharakters, dessen unzählige Liebesverhältnisse nicht im Einzelnen verfolgt werden können, ist die Darlegung des Presselebens, in welcher der Dichter, von tiefer Verachtung gegen die Institution und ihre Träger erfüllt, köstliche Figuren der Politiker, Chronisten, Deputirten zeichnet.

Ein zweiter Roman Pierre et Jean war der einzige, der das Frauenthema verließ oder nur an zweiter Stelle behandelte und von Männern sprach. Er stellte den merkwürdigen Gegensatz zweier Brüder dar. Sein Inhalt ist folgender: Das Ehepaar Roland hat sich nach Havre zurückgezogen, wo der Mann, der sich als Juwelier in Paris mäßige Renten erworben, dem Angelsport lebt, die Frau in beschaulicher Muße ihre Tage verbringt. Ihren Aufenthalt theilen zwei Söhne: der leidenschaftliche geistreiche Pierre, der nach mannigfachen verfehlten Versuchen Arzt geworden ist, und der schöne, sanfte, aber etwas beschränkte Jean, der sich als Advocat niederzulassen gedenkt. Letzterem fällt eine bedeutende Erbschaft seitens eines Herrn Maréchal zu, die er unbedenklich annimmt Eine solche Bevorzugung betrachtet Pierre zuerst mit Neid, sucht dann ihre Ursache zu ergründen und erlangt die Gewißheit, theils durch geschickte, der Mutter gestellte Fragen, theils durch Vergleich der Gesichtszüge seines Bruders mit denen des Erblassers, daß Jean der Sohn Maréchal's ist. Diese Erkenntniß, noch verschärft durch die Eifersucht auf eine junge Wittwe, deren Neigung der Bruder gewonnen, übt auf Pierre die widrige Wirkung aus, daß er seine Umgebung, vor Allem seine Mutter, in jeder Weise plagt und sich in heftigem Schmerze darüber verzehrt, daß er seine bisher angebetete Mutter als Verworfene betrachten

Digitized by Google

muß. Endlich kann er sein Geheimniß nicht mehr tragen: er schleudert es seinem Bruder ins Gesicht, während die Mutter im Nebenzimmer das Bekenntniß anhört. Diese nun gesteht, da sie mit dem jüngeren Sohn allein gelassen ist, ihr Vergehen, aber ohne Reue, ja mit dem freudigen Ausruf, daß dies Verhältniß mit Maréchal ihr einziges Lebensglück gewesen sei, und mit dem Verlangen, der Sohn müsse, wenn er nicht ihren Tod wolle, das Andenken an seinen wirklichen Vater in Ehren halten. Jean, der sein Erbe nicht verlieren will, verzeiht der Mutter, heirathet, als sei mit ihm Alles in Ordnung, die junge Wittwe und erwirkt, um das Glück der Familie vollständig zu machen, die Entfernung des lästigen Bruders, der, zum Schiffsarzt ernannt, eine mehrjährige Seereise antritt.

Der Roman, der von Zola merkwürdigerweise als Maupassant's Hauptwerk gepriesen wurde, leidet, trotz mancher Schönheiten, z. B. in der Schilderung des Meeres und dem Schuldbekenntniß, das die Mutter ihrem jüngeren Sohn ablegt, an zwei schweren Mängeln. Der eine ist die Unsittlichkeit der Voraussetzung. Diese ist das Recht der Frau auf Ehebruch, nicht aus Rache, nicht aus tiefer Abneigung gegen einen unedlen oder auch nur unleidlichen Gatten, sondern einfach aus ungestillter Sehnsucht. Weder hat die Frau eine Ahnung, daß ihre That gegen das sittliche so gut wie gegen das bürgerliche Gesetz verstößt und einer Sühne bedarf, noch will der Dichter solche Gedanken aufkommen lassen. Der andere ist das Ungenügende der Lösung. Der Roman gibt keinen Abschluß, sondern schildert eine Episode. Wenn Pierre nicht auf der Reise stirbt, so wird er nach der Rückkehr die Selbstqual und die Peinigung der Mutter fortsetzen. Denn der eine Hauptheld, Jean, ist eigentlich nur eine Nebenfigur, die tragische Heldin, über deren Schicksale wir unterrichtet sein möchten, ist die Mutter; die Lösung ihres Lebensräthsels hätte der Dichter geben müssen.

Digitized by Google

Der Roman Mont-Oriol (1887) hat seinen Namen von einem großen Badeetablissement, das ein Pariser Banquier Andermatt in Enval in der Auvergne auf einem dem Bauern Oriol gehörigen Weinberge errichtet. Die Geschichte dieses Badeortes gibt Veranlassung zur Schilderung aller der Reclamemittel, die zur Einrichtung eines solchen Ortes versucht werden, der Typen der Aerzte, der Badegesellschaft, der unwirklichen Heilungen, an die schließlich die Erfinder nach wiederholtem Erzählen selbst glauben, des ganzen bewegten Treibens einer theils frivolen, theils wirklich oder eingebildet kranken Gesellschaft. Auch Naturbeschreibungen, von wirklicher Begeisterung für die Schönheit der Landschaft erfüllt, kommen vor. Die Hauptsache aber ist eine Liebesgeschichte zwischen Christiane, der Frau des Pariser Banquiers, und Paul Brétigny, einem leidenschaftlichen, reichen jungen Pariser, der sich, nachdem der heimlichen Verbindung ein Kind entsprossen ist, das der Banquier für das seinige hält, schmählich zurückzieht. Der Kampf in der Seele dieses Weibes, das erst in der Untreue Liebesgluth und rasendes Festhalten an der ersten Leidenschaft empfindet und entwickelt und, nachdem sie den Unwerth ihres Liebhabers erkannt hat, damit endet, ihre ganze Liebesfähigkeit auf ihr Kind zu übertragen, ist ausgezeichnet geschildert. Daneben gehen zwei andere Liebeshändel, die des eben genannten Brétigny mit Charlotte Oriol und die des Marquis Gontran von Ravenel, Christiane's Bruder, mit der älteren Schwester Louise Oriol. Gontran, stark verschuldet und ganz in den Händen seines Schwagers, mußte, weil es zu des letzteren Plänen paßte, eine der Bauerntöchter heirathen, wollte zuerst Charlotte, verließ sie aber schnöde, weil die Mitgift der älteren Schwester in den dem Banquier nöthigen Ländereien bestand. Alle diese unsauberen Händel, von Christiane's Treubruch an bis zu Brétigny's Heirath, der zu seiner Wahl halb durch Mitleid, halb durch Eifersucht gegen einen jungen italienischen Arzt bestimmt

Digitized by Google

wird, sind mit solch' roher Deutlichkeit, mit solchem Behagen am Schmutz erzählt, daß trotz vieler gelungener Einzelheiten ein wirklicher Genuß nicht hervorgerufen werden kann.

Die späteren Romane beweisen keinen Fortschritt. Auch ihr Thema ist ausschließlich die Liebe; die großen Fragen der Zeit zu behandeln, fühlte sich der Dichter weder geneigt noch befähigt. Der vorletzte, Fort comme la mort (1888), ist die Geschichte eines Porträtmalers, der nach vielen Jahren eines illegalen Verhältnisses mit einer Dame der vornehmsten Gesellschaft, deren Bild ihn berühmt gemacht, sich in die Tochter jener Frau verliebt und durch Selbstmord endet — er wirft sich unter einen in voller Fahrt begriffenen Omnibus —, da er die Unmöglichkeit einsieht, jenes Mädchen zu heirathen. Das Atelierleben und das Treiben der vornehmen Welt wird hier mit großer Virtuosität vorgeführt: es ist sehr wahrscheinlich, daß für Schilderung der Künstler und der Vornehmen bekannte Persönlichkeiten zu Modellen benutzt sind, aber die Helden und ihr Conflict lassen den Leser kalt. Nicht dem Moralisten, der ja in ästhetischen Fragen gewiß nicht das letzte Wort zu sprechen hat, sondern dem Psychologen muß es ungemein befremdlich erscheinen, daß alle die Frauen bei ihren Fehltritten von Pflichtverletzung, von der Lüge ihres Lebens kaum eine Ahnung haben. Sie werden auch zu einer solchen Lebensführung weder durch Roheit oder Untreue ihrer Gatten gedrängt noch sind sie Naive, die, bisher in engen Kreisen lebend, dem ersten Außergewöhnlichen rettungslos verfallen, noch sind sie Opfer einer bloßen Sinnenlust, sondern sie sollen Heroinen sein, die sich einer großen Leidenschaft, ihrer ersten und einzigen wirklichen, hingeben und daran zu Grunde gehen.

Auch der letzte Roman Notre cœur ist ein schwaches Buch. Nicht gerade eine Abnahme von des Dichters Schaffens- und Erfindungskraft ist darin zu sehen, sondern eine traurige Folge des Experiments, das er unternahm, in der vornehmen

Zeitschrift, die ihm ihre Spalten öffnete, nicht als er selbst, sondern als einer jener modernen Denker zu erscheinen, die das Ohr der Gesellschaft, besonders der Frauen besitzen. In dem Roman, der den aus Künstlern, Schriftstellern, Adeligen bestehenden Männerhof der Frau von Burne schildert, kommt ein Philosoph vor, der stets die neuesten Theorien vorträgt: man könnte sagen, dies sei eine Parodie der Maske, die Maupassant hier trug, ohne daß sie ihm doch recht passen wollte. Denn in diesem Roman trat er weniger als Erzähler, denn als Psychologe auf. Er wollte das Frauenherz analysiren und kam bei dieser Analyse doch nicht über einige Phrasen hinaus, daß nämlich die moderne Frau nicht von Sinnlichkeit und Leidenschaft beherrscht werde, sondern daß sie, außer einem sehr starken Hang zur Koketterie, durchaus ein modernes Wesen sei, nach allem Neuen begierig, mit großem Verstand und vielen Talenten begabt, aber ohne Herz, daß sie jedoch durch ihre Reize und durch ihre Schönheit eine Gewalt auf den Mann ausübe, der dieser, trotzdem sein Verstand ihn warne und sein Ehrgefühl ihn zurückziehe, stets von Neuem unterliege. Zu jenem Männerhofe der Frau von Burne, zu den Künstlern, Gelehrten, Fremden, kurz allen denen, die augenblicklich Mode sind, wie gezähmte Löwen um die Herrin herumwedeln, sich leidenschaftlich in sie verlieben, aber durch Vernunft geheilt werden und der Schar der Freunde treu bleiben, ohne je den Liebhabern angehört zu haben, tritt André Mariolle, der keinerlei Berühmtheit besitzt, sondern nur Geist, männliche Kraft, Unabhängigkeit, also einer jener unthätigen Romanhelden, die im Leben keine andere Aufgabe besitzen, als zu leben. Von seinen Genossen aber unterscheidet er sich durch seine Leidenschaft. Daher kann er nicht so leicht wie jene die Krise der Verliebtheit überstehen, sondern will sich, da er sieht, daß seine Liebe keine Erwiderung findet, von Frau von Burne trennen. Diese aber fesselt ihn weiter, ergibt sich ihm während eines Land-

Digitized by Google

aufenthaltes und wird, nach Paris zurückgekehrt, seine Maitresse. Für kurze Zeit meint er auf dem Gipfel des Glückes angelangt zu sein, muß jedoch bald erkennen, daß die Geliebte weder mit den Sinnen noch mit dem Herzen sein ist, obgleich sie sich eine Weile hindurch redliche Mühe darum gibt, daß sie vielmehr immer von frischem bemüht ist, Modegrößen an ihren Triumphwagen zu spannen und durch ausgesuchte Toilettenkünste ihre Nebenbuhlerinnen zu überstrahlen. Da flieht er wirklich, zwar nicht in die weite Welt, sondern nur in die Waldeinsamkeit in der Nähe von Paris. Dort findet er ein frisches, hübsches, nicht ungebildetes Mädchen als Kellnerin in einer benachbarten Wirthschaft, macht sie zu seiner Dienerin und bald zu seiner Geliebten. Sie gewährt ihm Alles, was er verlangte: die volle Gluth einer jungen erst erweckten Liebe; er aber kann trotz aller Hingabe an das ersehnte Glück das Verlangen nach jenen Pariser Beziehungen nicht dämpfen, die ihm zwar die Verzweiflung eingebracht hatten, aber doch als das höchste Gut erscheinen. Daher beschwört er Frau von Burne telegraphisch um Nachricht, diese kommt selbst, erkennt mit weiblichem Scharfblick, wie es um den Freund steht, trotz seines Leugnens, verspricht nichts und erhält doch von dem Flüchtling das Gelöbniß, sofort wieder nach Paris zurückzukehren und seine Ketten geduldig aufzunehmen. Das Mädchen war scheu vor der Pariserin zurückgewichen, deren Macht auf den Geliebten sie ahnte; Mariolle holt sie wieder ein, verspricht sie nach Paris mitzunehmen und sie weiter so zu lieben wie bisher. Gewiß eine unerwartete Lösung, wenn es überhaupt eine ist. Man könnte sich denken, daß Mariolle beim Wiedererscheinen der Pariserin, deren Reiz allmächtig ist, seinem Landpflänzchen den Laufpaß gibt, oder daß er, nachdem er wieder an sein glückliches Elend erinnert worden, dessen Hauptanlockung in der Phantasie besteht, an das volle, stille ländliche Glück sich anklammert, das ihm Genuß und Ruhe verschafft; nur ein moderner

Digitized by Google

Pariser konnte diese Wendung erfinden, mit welcher der Dichter seinen Roman beschließt. Er scheint zu sagen: unser Herz ist nun einmal so, es braucht ewig neue Aufregung, aber damit es durch diese nicht völlig aufgerieben werde, bedarf es eines mühelosen behaglichen Zustandes, in dem es Trost und Stärkung finden kann für die Kämpfe der Leidenschaft und des Lebens.

* * *

Maupassant's Stärke lag nicht im Romane, sondern in der Novelle. Doch ist es eine Uebertreibung, wenn einzelne Verehrer nach seinem Tode behauptet haben, er habe diese ganze erstorbene Art in Frankreich zu neuem Leben erweckt. Solches Erwecken darf man viel eher den Meistern Ludovic Halévy und François Coppée zuschreiben, mit denen der Jünger bei aller Verschiedenheit doch mancherlei Verwandtschaft zeigt. Seine Eigenart besteht in der Hinzufügung des gallischen Geistes (des esprit gaulois), des stark gewürzten Scherzes, der Humoreske, die absichtlich aus dem Geschlechtsleben ihre Stoffe entnimmt und vor keinem derben Ausdruck, vor keiner gewagten Situation zurückschreckt. Es klingt vielleicht paradox, und doch wird man sagen können: dieser durch und durch moderne Mensch, dieser Franzose und Pariser, der dies Paris über Alles liebte, schildert in seinen Geschichtchen nicht durchaus modernstes Leben der Großstadt; bei ihrer Lectüre möchte man sich ebenso wohl in das lebenüberschäumende Florenz des vierzehnten Jahrhunderts versetzt fühlen. Er ist ein Fortsetzer der Schwankliteratur, wie sie in Boccaccio's „Dekamerone" ihr classisches Beispiel gefunden hat, nur daß an die Stelle der früheren Naivetät bewußte Raffinirtheit getreten ist. Neben harmlosen Schwänken stehen die frechsten Geschichten; oft geht die Frivolität so weit, daß selbst der an starke Lectüre Gewöhnte etwas wie Schamhaftigkeit empfindet.

Digitized by Google

Maupassant ist ein überzeugter Realist. In La vie errante, einer Schilderung Siciliens und der Nordküste Afrikas, der trotz aller Lebendigkeit und alles Enthusiasmus keine Ueberlegenheit vor sonstigen Reisebeschreibungen zuerkannt werden kann, die überdies jedes interessanten Abenteuers völlig entbehrt, heißt es einmal, nach einer begeisterten Schilderung der Venus von Syrakus, welcher der Dichter vor der von Milos den Vorzug gibt, eben weil sie natürlicher ist: „Une œuvre d'art est supérieure que si elle est, en même temps, un symbole et l'expression exacte d'une réalité.“ Aber es bedarf kaum einer solchen einzelnen Aeußerung und noch weniger einer ausgeführten Glaubenserklärung, um Maupassant's Realismus zu erweisen. Er sieht die Dinge, wie sie sind, und entwirft sich und Anderen keine ideale Vorstellung, wie die Dinge etwa sein sollten. Er enthüllt die Schwächen, die er beobachtet, die Schwächen mehr als das Laster. Von den Naturalisten strenger Observanz unterscheidet er sich aber durch Zweierlei. Zunächst bleibt er der elegante Franzose, der mit heiterer Ironie seine Bilder entwirft, nicht mit düsterer Craßheit; sodann wahrt er sich außer dem feineren Ton auch die weltmännische Abneigung, ins Hinterhaus hineinzusteigen. Dabei hat er, wie sein Meister Zola, ja vielleicht noch in höherem Maße als dieser, eine wunderbare Fähigkeit zur plastischen Gestaltung. Jede Figur lebt, jede Situation steht vor dem Leser, als wäre sie durch die vortrefflichste Illustration hingezaubert. Dies geschieht Alles durch ein paar leichte Striche, nicht etwa durch lange Personal- und Ortsbeschreibungen. Das Plauder- und Rauchzimmer, die Künstlerkneipe, die fröhliche Jagdgesellschaft und die übermüthige Bootsmannschaft, die dem ruhigen Angelsport Ergebenen und die Theilnehmer einer wüsten Orgie, das Kriegs- und Lagerleben, die Landpartie, bei denen der Sonntagsreiter so wenig fehlt, wie das unvermeidliche Liebesgeständniß, letzteres freilich in wenig

Digitized by Google

idyllischer Art — das Alles wird mit einer Keckheit und einer so stupenden Sicherheit gezeichnet, daß man nicht aufhören kann, diese Klarheit des Sehens und diese Meisterschaft des Treffens zu bewundern.

Aber dieser Wirklichkeitsschilderer hat auch seine romantischen Rückfälle. Wie Zola, nach einem geistreichen Nachweise von Georg Brandes, nicht frei ist von Romantik, so auch seine Jünger. Anklänge an Geister- und Gespensterglauben, der doch der ärgste Feind des Realismus sein müßte, finden sich auch bei Maupassant. Manchmal sind sie freilich so verquickt mit satirischen Nebenbemerkungen, daß man an ihrem Ernst zweifeln könnte.

In einer kurzen Geschichte, „Die Todte", schildert er, wie ein Mann eine Frau in rührender Weise geliebt, ein Jahr mit ihr zusammengelebt, nach dieser Zeit sie verloren und in wahnsinnigem Schmerz ihren Tod beklagt hat. Der Hinterbliebene sucht durch eine große Reise sich zu zerstreuen. Nach seiner Rückkehr geht er auf den Kirchhof und liest mit wehmüthiger Freude auf dem Grabe seiner Geliebten die Inschrift: „Sie liebte, wurde geliebt und starb." Die Nacht überrascht ihn. Plötzlich scheint es ihm, als wenn die Gräber sich öffneten und gespenstische Schatten aus den Gräbern huschten, welche sich mit den Grabinschriften zu thun machten; und als er zu einzelnen durch den Schein des Mondes beleuchteten Grabsteinen tritt, erkennt er, daß die übertriebenen Lobsprüche der Grabschriften verwischt und an deren Stelle sehr wenig lobende Charakteristiken der verstorbenen Personen hingeschrieben sind. Er nähert sich dem Grabe der von ihm angebeteten Frau, und an der Stelle der von ihm verfaßten Inschrift liest er die Worte: „Sie ging eines Tages aus, um ihren Liebhaber zu täuschen, erkältete sich und starb."

Wollte man diese Geschichte, wegen ihres Schlusses, nicht als einen Beweis für Maupassant's Glauben an das Geisterreich gelten lassen, so findet man reiche Bestätigung dafür in

Digitized by Google

den schon erwähnten Bekenntnissen des Buches le Horla. Auch sonst spielt das Uebernatürliche eine Rolle. In Une apparition wird erzählt, wie ein Officier einem seit Jahren verwittweten Freunde zu Gefallen aus einem verlassenen Schlosse ein paar Briefbündel holt, bei dieser Gelegenheit die Verstorbene erscheinen sieht, mit ihr spricht, sie auf ihre Bitte kämmt, ja bei der Rückkehr an seinem Rock ein langes Haar findet. Der Erzähler entläßt den Leser ohne jede Erklärung, aber dieser merkt deutlich, es ist weder ein schlechter Scherz, der dem Helden gespielt wird, noch ist dieser etwa betrunken oder sonst seiner Sinne unmächtig, sondern das Ganze ist ein Spuk, an dessen Realität der Dichter glaubt und glauben machen will.

Zu dieser Vorliebe für das Unbegreifliche, das gerade durch diese Unbegreiflichkeit Schreckhaftes in sich birgt, gehört das Verweilen bei den geistig Umnachteten. Zweimal erzählt Maupassant die Geschichte eines Irren (beide führen den Titel Un fou). Der eine ist ein hoher Gerichtsbeamter, der aus wahnsinniger Blutgier drei Morde begeht und bei dem einen den angeblichen Mörder zum Tode verurtheilt, der nie als Verbrecher entlarvt wird, ja als hochangesehener Mann seine Tage beschließt — man findet sein Schuldbekenntniß erst in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen. Der Andere ist ein Lebemann, der, durch das Erkalten in den Liebesbezeigungen seiner Gattin argwöhnisch geworden, in einem feurigen Pferde, das diese mit Leidenschaft reitet, seinen Nebenbuhler zu sehen glaubt, das Pferd zu Falle bringt, erschießt und auch seine Frau mordet, als diese den Wahnsinnigen mit Peitschenhieben tractirt.

Im Zusammenhang mit der Schilderung des Grausigen und Uebernatürlichen steht die des Schrecklichen in der natürlichen Weltordnung. Liebe und Tod hat man die beiden Hauptthemen unseres Dichters genannt. In der That schildert er auch den Tod gern. Nicht selten umgibt er dann das

Digitized by Google

Grausige mit satirischem Beiwerk. In der Reine Hortense das Hinsterben einer alten Jungfer, die in ihren Fieberphantasien all' die unerfüllten Wünsche nach Kindern und Liebesglück ausspricht, während die herbeigeeilten Verwandten sich im Nebenzimmer gütlich thun. In En Famille, einem köstlichen Bilde Pariser Kleinlebens, in dem ein ewig neidischer Ministerialbeamter und ein bornirter großsprecherischer Doctor köstliche Typen sind, wird der Starrkrampf einer alten Frau beschrieben. Sohn und Schwiegertochter benutzen ihn, da sie die Alte für todt halten, sich zur Benachtheiligung der anderen Erben eine Uhr und Kommode anzueignen; die Alte erwacht nach sechsunddreißigstündiger Starrheit und begehrt ihr Gut zurück, während sich schreckliche Zankscenen zwischen den Erben erheben.

Sodann war Maupassant ein Skeptiker. Diesen skeptischen Standpunkt legte er in der Geschichte Le Rosier de Madame Husson dar. Die Genannte stiftete einen Tugendpreis und gab diesen, da alle weiblichen Candidaten, dank der Klatschsucht der Geschlechtsgenossen, für unwürdig befunden wurden, einem jungen Burschen, der wegen seiner Keuschheit bei seinen Gefährten schon zum Gespött geworden war. Dieser aber, bei dem großen Festmahl, das ihm zu Ehren gegeben worden, trunken gemacht, findet am Trunk ein solches Behagen, daß er noch an demselben Abend nach Paris entweicht, sein Geld verjubelt, als vollendeter Trunkenbold zurückkehrt und nicht lange darauf am Säuferwahnsinn stirbt. Es ist nicht etwa bloß der Spott gegen Tugendpreise, sondern die Auffassung des Skeptikers, daß unter übergroßer Tugend geheimes Laster versteckt liege.

Dieser skeptische Standpunkt läßt sich auch bei Betrachtung der Religion seitens des Dichters erkennen. Maupassant will vom Kirchenglauben nichts wissen. Die Vertreter der Religion sind ihm nicht ehrwürdig. Er erzählt zwar von ihnen nicht Geschichten im Geschmacke der alten italienischen

Digitized by Google

Novellisten, ja erwähnt wohl gelegentlich ernste und pflichttreue Priester, meist jedoch drückt er leichten Spott aus, wenn er von ihnen redet. Die Art und Weise, wie in Le marquis de Fumerol einem alten Sünder noch schnell die kirchliche Segnung gegeben, wie nach seinem Tode in prunkvollen Leichenreden das gottselige Ende und das würdevolle Leben eines Mannes behandelt wird, der in Wirklichkeit keinen Funken moralischen Gefühls und keine Spur menschlicher Würde besaß, ist eine starke Satire gegen Kirchenthum und Priesterglauben. Nicht minder stark ist die Spötterei gegen Reliquiencultus (Le relique): ein junger Mann erhandelt in Köln ein Knöchelchen der elftausend Jungfrauen, verliert es, ersetzt es durch einen kleinen Hammelknochen und erzählt der Geliebten die tollsten Abenteuer, durch die es ihm angeblich gelungen sei, sich in den Besitz des von ihr ersehnten Heiligthums zu setzen. Auch kirchliche Akte stellt Maupassant nicht wie ein Gläubiger dar. Die Confirmationsscene in der Maison Tellier bietet dafür ein Zeugniß; am charakteristischsten ist aber eine Scene aus Bel Ami. Dort bestellt eine Frau, Mutter erwachsener Töchter, ihren Geliebten, dem sie freilich noch nichts gewährt hat, zum Rendezvous in eine Kirche, will sich durch inbrünstiges Gebet, durch Beichte von ihrer sträflichen Liebe befreien, geht auch für den Augenblick siegreich aus dem Kampfe hervor, freilich nur, um am nächsten Tage bedingungslos zu capituliren. Die Kirche als Platz für Stelldichein, als Stätte zur Entfaltung neuer Toiletten! Da darf es nicht Wunder nehmen, daß der Beichtstuhl in starker Weise als sorte de boites aux ordures de l'âme bezeichnet wird.

Maupassant war kein Politiker. Deutete er indessen gelegentlich politische Ansichten an, so that er dies nicht als Republikaner, sondern als Aristokrat. Er hatte eine ausgesprochene Vorliebe für das Faubourg St. Germain und eine angeborene Abneigung gegen die Volks-, als gegen die

Digitized by Google

Pöbelherrschaft. Ganz lustig wird diese Stimmung zum Ausdruck gebracht in der Skizze Le coup d'état, der Proklamirung der Republik in einem kleinen Städtchen, einer Skizze, in welcher dem Führer der Republikaner, einem Arzt und wüsten Schreier der Vertreter des Alten, ein adeliger Maire trotz seines Unterliegens als weit überlegener Widersacher entgegengestellt wird. Lebhaftes politisches Gefühl zeigte der Dichter nur beim Eingehen auf den deutsch-französischen Krieg; in diesen Fällen ist er durchaus patriotischer Franzose. Preußische Officiere erscheinen ihm als grausame Wütheriche gegen harmlose Bürger (Les deux amis), oder als Lüstlinge (Boule de suif); doch weiß er in derselben Geschichte preußische Soldaten, die Landwehrmänner, als Kinderfreunde, als ordnungsliebende, arbeitsame Hausgenossen ihrer Quartiergeber zu bezeichnen. Von fürchterlichem Haß gegen die preußische Invasion legt die Geschichte Mlle. Fifi Zeugniß ab, die, nach dem Tode des Dichters dramatisirt, Anlaß zur lärmenden Bekundung der Deutschenfeindschaft gab. Der Held dieser Geschichte ist nicht etwa eine Frau, sondern ein mit diesem Beinamen wegen seiner weibischen Koketterie bezeichneter preußischer Officier. Er und seine Kameraden werden vorgeführt, wie sie in teuflisch-barbarischer Weise Ahnenbilder und Kunstschätze des Schlosses vernichten, das ihnen zum Quartier dient. Die Art, wie dieser Officier, der in bestialischer Trunkenheit eine Dirne peinigt, der in ihr und ihrer Genossinnen Gegenwart auf die Entehrung französischer Frauen trinkt, schließlich von der vielfach Gereizten und Geplagten erstochen wird, ist von einer entsetzlichen Tragik. Sonst rühmt Maupassant gern die Tapferkeit und Opferwilligkeit seiner Landsleute, das Aufhören jedes Standesunterschiedes unter den Waffengefährten, ihre Treue bis in den Tod („Das Stückchen Brot"). Auch das Leben der Soldaten im Frieden stellt er dar: wie zwei Kameraden dasselbe Mädchen lieben, und wie der Eine, da er sieht,

Digitized by Google

daß der Andere bevorzugt wird, resignirt ins Wasser geht (Petit soldat).

Maupassant liebte die Natur und schilderte sie gern, zunächst in seinen Reisebeschreibungen, außerdem hauptsächlich in größeren Romanen, die See in Pierre et Jean, die Auvergne in Mont-Oriol, Fontainebleau und die Einsamkeit des Waldes in Notre coeur. Doch wie er hierbei ohne Sentimentalität war, so auch bei der Darstellung der Bauern ohne jede Spur von Verschönerungssucht. Vielmehr sind seine Bauern zwar arbeitsam und nicht ohne Gefühl, aber täppisch, roh, auf den Erwerb erpicht, geizig, schmutzig (La bête à maître Belhomme). Es finden sich abscheuliche Bilder ihrer Herzensroheit: wie sie (Le baptême) von einer Taufe bei grimmiger Kälte zurückkehrend, nur ihrer Gier folgen und den Täufling erfrieren lassen, oder wie sie (Un réveillon) die Leiche eines Alten bis zur Beerdigung in einen Koffer legen, um sich ruhig weiter des Bettes, das sie bisher zu Dritt benutzt hatten, selbst in der kurzen Zeit zwischen Tod und Einsargung bedienen zu können. Von unerhörter Bestialität ist die Geschichte eines alten Weibes (Le diable), das sich für sehr mäßigen Preis zur Krankenwache bei einer Sterbenden verdingt und dieser, da sie nicht schnell genug stirbt, als Teufel erscheint und durch den furchtbaren Schreck, den sie der Daliegenden einjagt, ihr Ende beschleunigt. Auch die grobe, berechnende Sinnlichkeit der Bauern wird gezeichnet (Tribunaux rustiques), wogegen auch gelegentlich ein Stückchen Romantik vorkommt, wie ein abgewiesener Freier seiner Schönen die Treue wahrt und diese zu bewähren in deren höchsten Nöthen Gelegenheit findet. Als Typus der inferioren Bauernnaturen, zu deren Wesen Schlauheit und instinctiver Haß gegen die Städter gehört, kann die Mutter des Bel Ami gelten, die der feinen Schwiegertochter mit widrigem Mißtrauen entgegentritt, oder jener Bauer, der ein ihm bequem gelegenes Gütchen von einer zähen Alten gegen eine Jahresrente kauft, sie, da

Digitized by Google

sie ihm zu lange lebt, an den Branntweingenuß gewöhnt und schneller zu Grunde richtet, als er zu hoffen gewagt hatte („Das Fäßchen“). Am ausführlichsten und mitleidlosesten aber werden die Bauern in Oriol, Vater und Sohn (Mont-Oriol) dargestellt. Das sind zwei Colosse, reiche Weinbauern, die selbst nach Anhäufung großer Schätze und nach der Verschwägerung mit vornehmen Kreisen Landleute bleiben. Der Vater — denn der Sohn ist nur seine getreue Copie — ist von raffinirtester Schlauheit — wußte er doch einen Vagabunden, der sich lahm stellt, als Heilobject für die auf seinem Gebiet gefundene warme Quelle zu erkaufen —, von schmutzigem Geiz, so daß er für seine Töchter nicht einen Pfennig seiner Schätze herausrückt, hartnäckig und mißtrauisch, so daß jeder Zollbreit Landes ihm mit großer Mühe abgerungen werden muß und er keinem Worte glaubt, das nicht auf Stempelpapier niedergeschrieben ist, dermaßen mißgünstig, daß er von dem guten Wein, den er erntet, keinen Tropfen verschenkt oder verkauft, sondern ihn, um damit zu räumen, in Gemeinschaft seines Sohnes in bestialischer Weise heruntergießt.

Eine ebenso geringe Vorliebe, wie für die Bauern, hat Maupassant für die Kleinstädter. Diese sind ihm nur schlechte Copien ihrer Vorbilder aus der Hauptstadt. Sie möchten es jenen in Allem gleich thun, werden aber, da sie deren Anmuth nicht besitzen, plump und widerwärtig. Der Provinzarzt wird zum verwöhnten Fresser, der Notar zum gewissenlosen Geldschneider, der Soldat zum unnützen Pflastertreter, die Gesellschaft kleiner Städte wird zum Sitz der Heuchelei und abschreckenden Frömmelns. Ihre Sucht nach Vergnügungen und ihre Pedanterie selbst bei ihren Genüssen wird in Maison Tellier ungemein lustig, freilich in stark gepfefferter Weise dargestellt.

Die Erzählungsart des Dichters ist sehr mannigfach. Oft wird ohne Weiteres die Ichform angewendet, wobei der

Erzähler entweder der Mithandelnde oder, was nicht minder häufig, der bloße Zuschauer ist; ferner wird ein Kreis von Männern und Frauen geschildert, die sich über irgend ein Thema unterreden, z. B. Jagd, Liebe, Gespenstergeschichten oder seltsame Vorfälle, bis von den Unterrednern einer das Wort zu einer zusammenhängenden Geschichte ergreift; endlich wird in vielen Fällen die Novelle schlankweg berichtet, ohne daß der Erzähler dabei irgendwie hervortritt. Maupassant versteht die Kunst des Variirens in ungemeinem Grade: jede Person spricht, wie es ihrer Stellung zukommt; der Pariser Flaneur redet anders als der Provinziale, der Bauer radebrecht seinen Dialekt. Auch der Ton der Erzählung ist ihrem Stoff meist angemessen: die rührende Geschichte wird anders vorgetragen als die heitere, frivole. Selbst bei der Vorführung starkgewürzter Schwänke, an denen wirklich kein Mangel ist, vermißt man selten das Maßhalten: eine unbeschreibliche Anmuth, eine künstlerische Feinheit sondergleichen macht solche Geschichten auch denen genießbar, die sich von dem heiklen Stoff mit Unwillen abwenden. Doch kommt es wohl vor, daß der Erzähler einfach grobe Zoten auftischt, für deren Lectüre man durch keinen künstlerischen Genuß entschädigt wird. Dagegen sind wirkliche Ungeschicklichkeiten der Composition sehr selten. Ziemlich auffällig ist eine solche in der Geschichte Le rosier de Madame Husson. Um zum Gegenstande der Erzählung zu kommen, wird hier zuerst ein kleines Eisenbahnunglück geschildert; der Betroffene erinnert sich, da er den Namen des Ortes hört, an dem der Unfall geschehen, an einen Freund, der an dem Orte wohnt, besucht ihn, wird von ihm glänzend aufgenommen, mit den Berühmtheiten der Stadt bekannt gemacht, herumgeführt, und erst, da sie auf der Straße den Trunkenbold treffen, erzählt der Freund die jenen angehende Geschichte. In diesem Falle ist die Einleitung nicht bloß viel zu lang, sondern sie ist auch ungehörig, weil sie etwas ganz Anderes erwarten

Digitized by Google

läßt, etwa Anekdoten von Eisenbahnunfällen, Stadtklatsch oder Aehnliches.

Maupassant liebte ferner die Contrastwirkung. Wenn er in der Maison Tellier dargestellt hat, wie das inbrünstige Weinen von fünf nichts weniger als unschuldigen Mädchen, die mit ihrer Patronin zur Confirmation von deren Nichte reisten, die ganze Gemeinde derart fortriß, daß der unschuldige Priester diesen Venuspriesterinnen einen öffentlichen Dank votirte, so läßt er darauf mit vielem Humor, aber doch mit überaus starker Frivolität die Erzählung der Orgie folgen, welche die von der heiligen Handlung Zurückgekehrten mit ihren Stammgästen aufführen.

Mit den Frauen und der Liebe beschäftigte er sich am häufigsten. Dabei tritt eine doppelte Tendenz hervor: die eine ist Lobpreisung, die andere Tadel der Frau. Diese Tendenzen waren nun nicht etwa so vertheilt, daß der Dichter in der Zeit seiner Gesundheit die Frauen als Freudespenderinnen pries, in der Zeit seiner Kränklichkeit und Verstimmung sie dagegen als Mit- und Hauptschuldige herabsetzte, sondern beide Tendenzen fanden sich gleichzeitig. Aber im Allgemeinen stand der Dichter auf dem Standpunkte, daß die Frau ein untergeordnetes, dem Manne unebenbürtiges Wesen ist. Von Seelengemeinschaft wollte er nichts wissen, die gibt es seiner Auffassung nach nur unter den Männern; zwischen Mann und Frau könne nur ein geschlechtliches Verhältniß obwalten. Diese seine Meinung faßt er einmal (La bûche) in folgender Tirade zusammen: „Mann und Frau sind sich an Seele und Verstand fremd, sie bleiben zwei kriegführende Mächte, bei denen immer abwechselnd einer Herr und einer Sklave, einer der Bezähmer und der andere der Gezähmte ist, niemals zwei Gleiche. Sie drücken sich glühend vor Begierde die Hände, aber sie schütteln sie sich niemals in der biederen und treuherzigen Art, welche die Herzen zu öffnen und in einer Regung wahrhafter, männlicher Neigung bloßzulegen scheint.

Digitized by Google

Der weise Mann sollte, statt zu heirathen und statt als Trost für seine alten Tage Kinder zu zeugen, die ihn doch verlassen, einen guten und kräftigen Freund suchen, um mit ihm alt zu werden in enger Geistesgemeinschaft, die nur zwischen zwei Männern möglich ist."

Zeigte Maupassant häufig geradezu eine Sympathie für die Gefallenen, so wußte er sie auch oft in ihrem cynischen Gebahren darzustellen. So erzählte er in Les tombales (etwa = Grabläuferinnen), die Geschichte einer Frau, die in Wittwentracht einen Kirchhof besucht, sobald sie einen wohlgekleideten Mann sieht, in Ohnmacht fällt, sich aber bald von ihm erwecken und trösten läßt. Sinnlichkeit stellte er als Haupteigenschaft der Frauen dar. Er beschrieb, wie sich namentlich die Damen der guten Gesellschaft Genuß um jeden Preis verschaffen, wie die Eine bis in ihr hohes Alter unter dem Scheine der größten Ehrbarkeit ihr unsittliches Leben fortsetzt, die Andere durch stets geübte Koketterie ihren Diener in sich verliebt macht, die Dritte, um einer Dirne nachzuahmen, vom Fenster aus einen Vorübergehenden lockt und die schlimmen Folgen ihres sträflichen Leichtsinns zu ertragen hat. Er schilderte Harpyen, die in dem Manne nur das Opfer ihrer Geldgier und Genußsucht sehen.

Vielleicht ist niemals ein ergreifenderes Bild von der Grausamkeit und Herzenshärte der Frauen gegeben worden, als in der Erzählung La femme de Paul, wo geschildert wird, wie ein Mädchen, die abgöttisch geliebte illegitime Frau eines vornehmen Mannes, diesen mitleidlos verläßt, da sie die Genossinnen ihres früheren schimpflichen Lebens trifft, und auch als der Geliebte sich ins Wasser stürzt, ihn nicht beweint, sondern mit diesen Lehrmeisterinnen gemeinster Lüste abzieht.

Eine ganze Sammlung von Erzählungen, La main gauche (1889), die, ihrem Titel gemäß, von illegitimen Verbindungen berichtet, hatte die Aufgabe, von der Untreue, Grausamkeit

Digitized by Google

und Herzensroheit der Frauen zu erzählen. Bald geschah dies in heiterer Weise, so daß das Ganze ins humoristische Gebiet übertragen wurde, bald in grausig-tragischer Art. Von geradezu entsetzlicher Tragik ist die Erzählung „Die Ordonnanz“ erfüllt: die Geschichte einer jungen Frau, die, mit einem viel älteren Officier verheirathet, den sie auch immer als „Vater“ anredet und behandelt, einen jüngeren liebt, sich ihm ergibt, bei diesen Begegnungen aber ihr Geheimniß einem Soldaten preisgeben muß und, um sich und ihren Geliebten nicht zu verrathen, auch die zudringlichen Annäherungen dieses gemeinen und seine vortheilhafte Lage schlau und häufig benutzenden Menschen zu dulden hat. Aus Scham über diese qualvolle Lage und aus Verzweiflung, da sie kein Mittel kennt, dieser Lage zu entgehen, gibt sie sich selbst den Tod. Vor ihrem Tode aber legt sie ihrem Gatten in einem Briefe ausführliche Beichte über ihr erstes Vergehen und dessen entsetzlichen Folgen ab. Nachdem der Oberst den Brief gelesen, läßt er seinen Burschen kommen und fragt ihn nach dem Namen des Geliebten seiner Frau. Nach einigem Zögern nennt der Bursche den Namen. Kaum hat er diesen Namen ausgesprochen, so sinkt er zu Boden, mitten in der Stirn von einer Kugel getroffen. Die Skizze schließt damit. Man sieht, die Erzählung, der angedeutete Conflict ist damit nicht zu Ende. Es muß selbstverständlich zu einem Zweikampf oder irgend welcher Auseinandersetzung zwischen dem Gatten und dem Geliebten und zu einer Sühne für den eben geschehenen Mord kommen. Aber der Künstler hielt es nicht für seine Aufgabe, diese fast selbstverständlichen Schlußfolgerungen zu ziehen, sondern überließ solche dem Leser. Dieses jähe Abbrechen, schon durch den Titel: „Die Ordonnanz“ angedeutet, ist aber kein künstlerischer Fehler. Denn was Maupassant schildern wollte, ist ja die Frau; nur ihre That interessirte ihn und ihre unmittelbaren Folgen; der psychologische Vorgang, so weit er

Digitized by Google

in der Frau selbst wirkt, und die Bestrafung, die Sühne Desjenigen, der sich gegen sie vergangen, war der Gegenstand, mit dem er sich beschäftigte. Mit ihrem Selbstmorde, der Strafe, womit sie ihr Vergehen büßt, und mit der Erschießung des Burschen, wodurch dieser den Lohn für seine Verrätherei erhält, ist, in künstlerischem, nicht in moralischem Sinne, die Sache zu Ende. Das Uebrige versteht sich von selbst. Gerade diese Skizze bietet übrigens merkwürdige Beläge von Maupassant's Gestaltungskraft und Erzählungskunst. Wie der Oberst am Grabe seiner Frau steht, sich von ihm nicht trennen kann und erst durch den halb tröstenden, halb befehlenden Zuruf seines Generals zum Weggehen veranlaßt wird, wie er bei der Rückkehr vom Kirchhof den furchtbaren Rückschlag durch das Bekenntniß seiner Frau erhält, das ist mit solcher Kunst geschildert, daß der Leser, wenn er auch vom Vorgang peinlich berührt wird, die Art der Darstellung bewundern muß.

Doch der Cyniker, der selbst manche leichte Siege errang und mit Behagen, pikante Zusätze nicht verschmähend, galante Abenteuer berichtete, gefiel sich andererseits darin, Frauentugend, echte Liebe, hochherzige Entsagung auszumalen. Ganz rührend ist die Geschichte Une veuve, das ergreifende Bekenntniß einer alten Jungfer von der Leidenschaft, die ein Knabe für sie empfand, von dessen Selbstmord, da sie sich verlobte, und von der Wittwentreue, die sie dem für sie Heimgegangenen zeitlebens wahrte. Nicht minder schön wird (La clochette) der Heroismus einer Nähterin behandelt, die als junges hübsches Mädchen bei ihrem ersten Rendezvous aus einer Dachluke sprang, um ihrem Geliebten Ruf und Stellung zu wahren, durch diesen Fall lahm wurde, aber zeitlebens ihr Geheimniß wahrte und jungfräulich blieb bis zum Ende ihres Lebens. In Le pardon stellte der Novellist die vielleicht allzu große Nachsicht einer Gattin dar, die ihrem Gatten, der sie mit seiner Maitresse zusammengeführt und sein altes Ver-

Digitized by Google

hältniß fortgesetzt hat, nach einem Jahre heftigen Zürnens verzeiht; die Selbstentäußerung einer anderen ganz jungen Frau in der Geschichte L'enfant: ein Mann wird unmittelbar nach seinem Hochzeitsmahl zu seiner sterbenden Geliebten gerufen, empfängt von dieser sein eben geborenes Kind, nachdem er das Gelübde abgelegt, es nicht zu verlassen, bringt es seiner Gattin, die, nachdem sie das Bekenntniß gehört, daß jene Frau, mit der er seit Monaten gebrochen, gestorben sei, das Kind in ihre Arme schließt und zärtlich ruft: „Nun wohl, wir werden das Kind erziehen!"

Für die Krone der Maupassant'schen Geschichtchen halte ich Le papa de Simon. Mit einem Hinweis auf dieses mag daher unsere Skizze beschlossen werden. Simon ist der Sohn eines thätigen, überall beliebten Mädchens, das einmal einen Fehltritt gethan hat, seitdem schuldlos, einzig für ihr Kind lebt. Er wird in der Schule als vaterlos von seinen Kameraden so gehöhnt und gepeinigt, daß er sich das Leben nehmen will. Dabei wird er von einem braven Schmied, Philipp, überrascht und gerettet, der lächelnd, um den Knaben zu beruhigen, sagt, er wolle sein Papa sein. Triumphirend verkündet der Knabe die Nachricht in der Schule, wird aber aufs Neue gehöhnt, da die bösen Buben ihm erklären, das sei nicht sein Vater, da er ja mit seiner Mutter nicht verheirathet sei. Der muthige Junge geht in die Schmiede, um Philipp sein Leid zu klagen. Dieser, der von seinen Arbeitsgenossen das Beste über die Mutter gehört hat, von der Tapferkeit, mit der sie ihr Unglück getragen, schickt den Knaben zur Mutter zurück, mit der Meldung, er werde Abends zu ihr kommen. Der Schluß mag hier unverkürzt folgen:

„Der Himmel war sternenklar, als Philipp an Blanchotte's Thür klopfte. Er hatte seine Sonntagsblouse an und ein reines Hemd. Das junge Weib trat auf die Schwelle und sagte gekränkt: ‚Es ist nicht recht von Ihnen, Herr Philipp,

bei anbrechender Nacht zu kommen.‘ Und als er darauf keine Worte fand, stotterte und verwirrt vor ihr stehen blieb, fuhr sie fort: ‚Sie verstehen doch wohl, daß über mich kein Gerede mehr sein darf.‘ Da rief er plötzlich aus: ‚Aber was macht denn das, wenn Sie meine Frau sein wollen.‘ Er vernahm keine Antwort, aber glaubte im Dunkel des Zimmers das Geräusch eines Körpers zu hören, der zur Erde fiel. Schnell trat er ein. Simon, der in seinem Bette lag, unterschied den Schall eines Kusses und einige Worte, die seine Mutter ganz leise flüsterte. Dann fühlte er sich plötzlich von den herkulischen Armen seines Freundes emporgehoben und vernahm die Worte: ‚Du magst Deinen Kameraden sagen, daß Dein Vater Philipp Remy heißt, der Schmied, und daß er Jeden an den Ohren ziehen wird, der Dir etwas Uebles thun will.‘ Am nächsten Tage, als alle Jungen versammelt waren und die Stunde angehen sollte, erhob sich der kleine Simon ganz bleich mit zitternden Lippen und sagte mit lauter Stimme: ‚Mein Vater heißt Philipp Remy, der Schmied, und hat mir versprochen, jeden Jungen an den Ohren zu reißen, der mir was thut.‘ Da lachte keiner, denn sie kannten ihn Alle, den Schmied Philipp Remy; das war ein Papa, auf den Jeder stolz gewesen wäre.“

Wir fassen unser Urtheil zusammen: Guy de Maupassant war ein ganz moderner Schriftsteller, mit dessen Vorzügen und Schwächen. Er schuf keine Kunstwerke, die, soweit der gleichzeitige Kritiker solches beurtheilen kann, ewig bestehen werden, aber verstand es, seine Zeitgenossen trefflich zu beobachten und manche Seiten ihres Lebens köstlich darzustellen. Er war nicht bloß ein Handwerker, der nur mit photographischer Treue das Gesehene wiedergeben konnte, sondern war ein Künstler und Dichter, der das Geschaute bewußt darzustellen die Fähigkeit besaß, der bei seinen Schöpfungen die Phantasie walten ließ und Gemüth zeigte. Als echter Pariser sprach er offen und verwegen von den Geheimnissen

Digitized by Google

und Abenteuern der Großstadt, aber wiederum als Franzose entledigte er sich dieser heiklen Aufgabe mit Anmuth und Eleganz, die selbst Widerwärtiges ertragen ließ. Er war ein Schriftsteller von ungewöhnlichem Talent, ein Erzähler, der es, in einer immerhin beschränkten Art, zu großer Meisterschaft brachte[31]).



Digitized by Google

Anmerkungen.

---

[1]) (Zu S. 22.) Zuerst gedruckt in der „Zeitschrift für bildende Kunst", B. XVIII, S. 1—15. Der Aufsatz wurde veranlaßt durch Charles Yriarte, Un condottiere au 15. siècle. Rimini. Etudes sur les lettres et les arts à la cour des Malatesta d'après les papiers d'état des archives d'Italie. Orné de 200 dessins. Paris, J. Rothschild éditeur, 13 rue des Saints-Pères 1882. XV und 460 S. 4. Das Werk ist ein gediegenes Prachtwerk, das sich sehr zu seinem Vortheile von vielen anderen illustrirten Büchern unterscheidet. Hier stehen nämlich Text und Illustrationen, so zahlreich diese auch sind, in engem Zusammenhang; illustrirt wird meist nur, was im Texte behandelt wird. Um die große Zahl von Illustrationen herauszubringen, ist die Darstellung von Allem: Personen, Kirchen, Gebäuden, Grundrissen, Reliefs, einzelnen Figuren, Bildern u. s. w. gewählt worden, die in engerem oder weiterem Zusammenhang mit Rimini stehen. Die Ausführung vieler dieser Blätter ist von schönster Vollendung und macht der Geschicklichkeit der Künstler und dem feinen Geschmack des Verlegers alle Ehre. Nur zwei Ausstellungen sind zu machen: die eine betrifft die Aufnahme mehrerer moderner landschaftlicher Darstellungen von Gegenden in und um Rimini, die in ein Werk, das von einer seit Jahrhunderten entschwundenen Zeit redet, nicht recht passen wollen; die zweite die ziemlich ungenauen Angaben über die Künstler (Name und Lebenszeit), von denen die aufgenommenen zeitgenössischen Bilder herrühren, und über die Museen, in welchen dieselben sich gegenwärtig befinden. — Der Inhalt des Textes ist angedeutet durch den Doppeltitel, der die Geschichte eines Condottiere aus dem 15. Jahrhundert, nämlich des Gismondo Malatesta, und eine Darstellung von Kunst und Literatur in Rimini verspricht. Dieses Versprechen wird in zwei Beziehungen nicht völlig erfüllt: einmal treten die übrigen Herrscher des kleinen, aber für die Geschichte Italiens nicht bedeutungslosen Staates zu sehr hinter Gismondo zurück, besonders der Vater des Letzteren, Pandolfo, der doch, da er des Sohnes Macht begründete, einer ausführlicheren Behandlung werth gewesen wäre; sodann wird der Literatur nicht die in Aussicht gestellte gleichmäßige Behandlung mit der Kunst zu Theil, die literargeschichtlichen Abschnitte sind vielmehr etwas dürftig. Die benutzten Hülfsmittel sind vielfach archivalische: besonders hat der Verfasser

Digitized by Google

in dem reichen Archiv von Siena manche glücklichen und merkwürdigen Entdeckungen gemacht. Ich will nicht verhehlen, daß von einigen Entdeckungen in etwas ruhmredigem Tone gesprochen wird, wie denn überhaupt das Bewußtsein, Neues zu bringen, den Verfasser nicht selten zu einer Sprache verleitet, die mit dem Werthe des Neugefundenen nicht in richtigem Verhältniß steht. — Der gesammte Stoff wird in 16 Kapitel getheilt. Von diesen behandeln die ersten vier die Vorgänger Gismondo's und den nicht in Rimini herrschenden Zweig der Malatesta; das 5.—12. ist Gismondo und den Seinen geweiht. Dazu gehört auch das 14.: La cour de Rimini, eine übrigens nicht recht belegte, auch zu allgemein gehaltene Darstellung, von der man nicht recht einsieht, warum sie von den früheren, zu ihr gehörigen Abschnitten durch das dem Malatesta Novello gewidmete 13. Capitel getrennt ist, das ebenso gut später hätte folgen können. Die beiden letzten Capitel behandeln ziemlich kurz die Periode von 1468–1534, d. h. die Zeiten des Roberto Malatesta und des Pandolfacco. Auf die Darstellung folgt unter dem Titel: Notes, Documents et Commentaires eine stattliche Anzahl von Belägen und weiteren Ausführungen des im darstellenden Theile Gesagten, nach Capiteln geordnet, wichtige Beiträge zur Erkenntniß der Cultur und Kunst der Renaissancezeit. — Das Buch ist trotz seines speciellen Gegenstandes auch für weitere Kreise von allgemeinem Interesse. Dieses Interesse hätte der Verfasser noch mehr steigern können, wenn er es verstanden hätte, seinen Gegenstand psychologisch zu vertiefen und aus der Quellenliteratur, namentlich auch aus den deutschen, jene Zeit wissenschaftlich behandelnden Werken wichtiges Material zu schöpfen.

²) (Zu S. 23.) Zuerst gedruckt in der Vierteljahrsschrift f. Cult. u. Lit. d. Renaiss. I, 298—309. Es bildete dort in einer Reihe von Studien zur Geschichte des französischen Humanismus das zweite Stück. Dies Studiengebiet ist sehr wenig gepflegt; ich glaubte daher eine dieser Forschungen, deren Thema sich an einen größeren Leserkreis richtet, hier wiederholen zu sollen. Doch sind die Anmerkungen stark gekürzt. Der Titel des in lateinischer Sprache geschriebenen Epos des französischen Humanisten lautet: Valerādi vara | nii de gestis Joanne virginis France | egregie bellatricis Libri quattuor. | Darunter ein Bild, ein Festungsthor in einem Schild, darüber einen Helm mit mannigfachen Verzierungen darstellend, dann: Venundatur parisii a Joanne de | Porta in clauso Brunelli sub signo cathedre commorante. Ein Neudruck ist in Paris 1889 veranstaltet.

³) (Zu S. 24.) Näheres über Inhalt und Art dieses Gedichts s. Vierteljahrsschrift S. 11 fg. Das erste Buch hat, wenn man dem Inhaltsverzeichniß glauben dürfte, 8, das zweite 5, das dritte 8, das vierte 7 Reden, doch ist diese Zahl durchaus unzutreffend. Nicht erwähnt werden z. B. im 1. Buch: zweiter Anruf des Engels an Johanna; Rede des Boten Baudricourts an den König; Reden eines Theologen, eines alten Kriegers an der Universität Poitiers, das kurze Wort der Jungfrau, die lange Auseinandersetzung des episcopus Meldensis.

Digitized by Google

[4]) (Zu S. 25.) Wahrscheinlich Pierre de Versailles, depuis évêque de Meaux vgl. Wallon, Jeanne d'Arc, Paris 1860, I, 33, 36. Für die folgenden Anmerkungen ist hauptsächlich Quicherat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc. 5 Bände, Paris 1841—1849, benutzt. Eine Benutzung der neueren Publikationen, bes. Jos. Fabre's Procès de réhabilitation de Jeanne d'Arc d'après les textes latins officiels (Paris 1886, 2 vol.) war hier nicht geboten.

[5]) (Zu S. 26.) Leider bringt sich der Dichter selbst um seine Wirkung dadurch, daß er denselben Kunstgriff wiederholt anwendet. Auch bei Erzählung des Einzugs der Franzosen in Orleans läßt er die dortigen Jungfrauen zu Johanna kommen und ihr Dankreden halten.

[6]) (Zu S. 26.) Gemeint ist Poton de Xaintrailles. Er wird in den bei Quicherat abgedruckten Quellenschriften vielfach erwähnt, doch wird der durch ihn vollzogenen Rettung der Jungfrau dort nirgends gedacht.

[7]) (Zu S. 27.) Daß dies eine ganz unhistorische Uebertreibung ist, bedarf nicht erst eines ausführlichen Beweises. Auch von einer Tödtung des Führers durch die Jungfrau wissen die Quellen nichts: er ertrinkt vielmehr in der Loire.

[8]) (Zu S. 31.) Ob wirklich noch viele solche Zeugen lebten und sonderlich Glaubhaftes berichten konnten, bleibe dahingestellt. Sie hätten, da 85 Jahre seit dem Tode der Jungfrau verflossen waren, mindestens 100 Jahre alt sein müssen.

[9]) (Zu S. 32.) Von P. Fronton de Duc zuerst gedruckt 1581, neugedruckt Pont à Mousson 1859.

[10]) (Zu S. 32.) Laeta pios edunt gemitos praecordia, fracto
Thure litant omnes, dilucent ignibus arae,
Et superis dignas impendit victima grates.
d 1ª u. ᵇ.

[11]) (Zu S. 34.) Non aliis miscere thoris, hanc odit Olympus
Nequietiem; gremio contentus conjugis esto.

Eine solche Vorschrift klingt allerdings wie grausame Ironie dem Fürsten gegenüber, der länger als ein Jahrzehnt neben seiner rechtmäßigen Gemahlin eine anerkannte Geliebte hatte.

[12]) (Zu S. 35.) c. 4ª fg. Dort heißt es übrigens: Praefecti demum patruo duce limen adivi. Der patruus war schon vorher erwähnt b 1ᵇ, wo gesagt war:

Surgit Joanna et patrui festina penates
Ingreditur visaeque refert miracula formae.

Trotz dieser Erwähnung des Oheims darf man nicht glauben, daß der Vater todt sei; er wird vielmehr als lebend erwähnt c. 4ª; nach der Verurtheilung der Johanna stirbt er aus Schmerz. (k 1ª.)

[13]) (Zu S. 38.) Zuerst gedruckt in Westermann's Monatsheften, Nov. 1889, S. 168—182. Es ist ein Vortrag, den ich vor und nach 1889 häufig in Berliner und auswärtigen Vereinen gehalten habe. An dem

Digitized by Google

Charakter dieses Vortrags mochte ich nichts ändern. Nur sind einzelne Fehler verbessert und — wenigstens am Anfang — die neuere Uebersetzungsliteratur berücksichtigt worden. Dagegen lag kein Grund vor, die mir wohlbekannte, im Einzelnen benutzte Molière-Literatur anzuführen.

[14]) (Zu S. 69.) Zuerst gedruckt: Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte, October 1890, S. 41—53.

[15]) (Zu S. 69.) Quellen: Goethe's Schilderung in „Dichtung und Wahrheit": einzelne Aeußerungen in Goethe's Briefen an Frau v. Stein und Goethe's Briefen bis 1777 überhaupt (Weimarer Ausgabe, 4. Abtheilung, Bd. 1—3), besonders Goethes Briefe an die Schwester, Leipzig 1765—1768, Goethe-Jahrbuch Bd. VII. Cornelie's Briefe bei O. Jahn: Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, 2. Auflage, Leipzig 1867; anderes herausgegeben von Suphan, Goethe-Jahrbuch Bd. IX und Lenz' auf Cornelien bezügliches Romanfragment „Der Poet", herausgegeben von Weinhold im Goethe-Jahrbuch Bd. X. J. G. Schlosser's Briefe an Lavater, herausgegeben von L. Hirzel, „Im neuen Reich", 1879, S. 273—285. Auch über Schlosser die Mittheilungen Goethe's in „Dichtung und Wahrheit", besonders auch die neueren Untersuchungen und Veröffentlichungen über die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von W. Scherer (Neudruck, Heilbronn 1883), v. Biederman, Goethe-Forschungen I. Frankfurt 1879. Literatur über Cornelia, H. Düntzer's Aufsatz in: Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters, Stuttgart und Tübingen 1852. — Für Schlosser noch zu vergleichen die scharfe Charakteristik W. v. Humboldt's im Tagebuch seiner Reise 1796, herausgegeben von A. Leitzmann. Weimar 1894. S. 78 fg. Eine, soweit ich sehen kann, bisher unbenutzte Notiz mag hier angefügt werden. Am 8. December 1780 schrieb Heinse an Fr. Jacobi (Briefe von Heinse, Gleim, Müller ed. Körte 1806, II, 96): „Ich lernte bei ihm [Lerse] und durch ihn zuerst Goethe's Schwester, die erste Schlosser kennen, das liebliche Wesen, durchaus Gefühl und Seele, voll reinen Klanges. Ach, so etwas kann nicht wieder ersetzt werden, wenn es einmal durch den Tod entrissen ist! Ich hätte mein ganzes Leben nach dem theuren Gute geweint und geseufzt. Sie schrieb zuerst Lersen aus freien Stücken nach Versailles und so fing sich ihre Correspondenz an. Ihre Briefe waren mir wie Lersen selbst heilige Reliquien."

[16]) (Zu S. 94.) Die für „Charlotte von Schiller" — zuerst gedruckt in Westermann's Monatsheften, October 1888, S. 135—151 — benutzte Literatur sind im Wesentlichen die von ihr geschriebenen und erhaltenen Briefe. 1. Schiller und Lotte, bearbeitet von W. Fielitz. Stuttgart 1879. 2. Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund (Knebel), herausgegeben von Düntzer, Leipzig 1856. 3. Charlotte von Schiller und ihre Freunde, herausgegeben von L. Urlichs. 3 Bände. Stuttgart 1860—1865, ein Buch, von dem es kaum zu begreifen ist, daß es, nach einem Menschenalter, trotz Herabsetzung des Preises, noch nicht vergriffen ist. Es verdiente wegen seines Inhalts — denn die Art der Ausgabe ist recht lüderlich — ein

Digitized by Google

wahres Hausbuch deutscher Frauen zu werden. 4. Briefe von und an Goethe in Nr. 3, ferner Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, ed. Vollmer, 4. Aufl., Stuttgart 1889. II, S. 384–389, außerdem Goethe-Jahrbuch, Band I, IV, VII, VIII, besonders IV, 230—300, VIII, 37—49. 5. Schiller's Sohn Ernst. Eine Briefsammlung nebst Einleitung von K. Schmidt. Paderborn 1893. (Nur für die Briefe von und über Charlotte. Auf die Schicksale dieses Sohnes und der übrigen Kinder einzugehen, lag kein Grund vor.) Daß auch sonst die Schiller-Literatur benutzt ist, besonders die Briefe Schiller's an Körner (eine von mir besorgte Ausgabe, 4 Bände, Stuttgart 1895/96), Publikationen über Fischenich, Fritz v. Stein, der Schiller-Cotta'sche Briefwechsel u. A., bedarf wohl nicht erst der Versicherung; eine Stelle aus einem erst kürzlich bekannt gewordenen Briefe an Huber ist oben (S. 109 fg.) nachgetragen. Dagegen lag weder Veranlassung vor, das unbedeutende Buch von K. Fulda über Charlotte, noch die wortreichen, aber inhaltsarmen kleinen, zum Theil separat erschienenen Aufsätze zu benutzen, die zur Säkularerinnerung an die Hochzeit des Schiller'schen Paares veröffentlicht wurden. Während des Druckes des vorliegenden Buches erschien: Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von Dr. H. Mosapp. Heilbronn 1896. — Auch diese Skizze ist ursprünglich ein Vortrag, dem ich seine eigenthümliche Form möglichst zu wahren bestrebt war. Eine größere Ausführlichkeit der Betrachtung Körner's zu geben, vermied ich, da ich eine solche in der Einleitung zur Ausgabe des obengenannten Briefwechsels gegeben hatte.

[17]) (Zu S. 150.) War theilweise (der ganze Abschnitt über „Florentin" war ausgelassen) gedruckt in der Zeitschrift „Aus allen Zeiten und Landen", Braunschweig 1882. Hinzugefügt sind ferner Stellen aus Karolinens Briefen und Verschiedenes zur Charakteristik von S. Veit und Friedrich's Verhältniß zu Dorothea. Dieser Aufsatz entstand bei Gelegenheit der von J. M. Raich herausgegebenen Sammlung: „Dorothea Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit", 2 Bände, Mainz, F. Kirchheim, 1881. Schade, daß kein ansprechendes und entsprechendes Bild Dorotheens existirt. Philipps Zeichnung, die in einer guten Radirung in dem eben erwähnten Buche wiedergegeben ist, mag recht ähnlich sein, aber es ist ein Bild, das Dorothea in reiferen Jahren darstellt; der Zeichnung fehlt es an Schmelz und Innigkeit, es fehlt ihr vor Allem an Jugend. Wie hätte diese Züge ein Meister wie Schadow wiedergeben können: nur schade, daß „Herr und Madame Schlegel", die er in seinem entzückenden Bilde „Die Kaffeegesellschaft" (Zeitschrift für bildende Kunst XXII, Heft 1, S. 25, 26) darstellt, nicht die unsrigen, sondern der Berliner Münzdirector Schlegel mit seiner Gattin ist.

[18]) (Zu S. 151.) Der erste und zweite Abschnitt waren zuerst gedruckt: Frankfurter Zeitung, 8. und 13. Sept. 1894, Feuilleton; der dritte war bisher ungedruckt. Der Artikel der Frankfurter Zeitung sollte im Voraus das Frankfurter Publicum, bei dem ich Localinteresse voraussetzte, aufmerksam

Digitized by Google

machen auf die wenige Wochen später erscheinende Publication: Karoline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt, II u. 133 Seiten. Die Schrift enthält eine Würdigung der Dichterin, eine Schilderung ihrer persönlichen Beziehungen zu Lisette Nees, K. v. Savigny, Clemens und Bettina Brentano, von denen viele wichtige ungedruckte Briefe mitgetheilt wurden. — Der vorstehende Aufsatz hat aber vielfache Vermehrungen erfahren, theils durch den Nachlaß der Karoline selbst, der sich jetzt in meinem Besitz befindet, theils durch Mittheilungen, die ich Herrn Dr. E. Jeep in Berlin, Professor Stoll in Cassel und Frau Elisabeth Mentzel in Frankfurt a. M. verdanke; ferner durch einen, wichtige Briefe enthaltenden Aufsatz von R. Tittenberger (Westermann's Monatshefte, December 1895, Heft 471). (In dem genannten Buche findet man auch den Hinweis auf die wichtigeren, Karoline gewidmeten biographischen Arbeiten.) Endlich mußten, und zwar erst bei der zweiten Revision des betreffenden Bogens, einige Seiten völlig umgeschrieben werden in Folge der Ende Juli 1896 erschienenen wichtigen Veröffentlichung: Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Herausgegeben von Erwin Rohde. Heidelberg, C. Winter. Die wichtigen neuen Angaben dieses Buches sind, soweit es bei der Kürze der Zeit und dem geringen verfügbaren Raum — denn ich konnte nur soviel hinzufügen, als ich gestrichen hatte, um eine Umbrechung der folgenden schon gesetzten Bogen zu vermeiden — möglich war, oben S. 166 fg. und S. 170 benutzt. Im Einzelnen habe ich mich über das Buch Frankfurter Zeitung, 11. August 1896. Feuilleton, ausgesprochen, worauf ich die Leser verweisen kann. (Herr Rohde hat sich darüber, daselbst 14. August, in höchst überflüssiger Weise ereifert.) — Die Wichtigkeit der in meinem oben angeführten Buche veröffentlichten Briefe und Schriftstücke zur Beurtheilung der Karoline und zur Charakteristik der Romantik wird von Allen anerkannt, außer von Herrn R. Steig, der jede Veröffentlichung über den Arnim-Brentano'schen Kreis als Eingriff in seine Domäne betrachtet und als persönliche Beleidigung zu rächen pflegt. Einen wie großen Eindruck die Mittheilung dieser Briefe auf Fachgenossen machte, lehrte mein Vortrag darüber in der „Gesellschaft für deutsche Literatur" (Juni 1894), dem beizuwohnen Herr Steig keine Zeit fand, während er nachher Zeit genug hatte, eine, wie er gewiß meint, vernichtende Recension meines Buches zu schreiben („Euphorion" 2. Bd. S. 400—410). Mag diese Recension, deren unerhörter Ton mir jede Erwiderung unmöglich macht, in manchen Einzelheiten recht haben, so bleiben zwei Dinge, die den Kernpunkt meiner Darlegung bilden, unwiderleglich bestehen, nämlich 1) daß Clemens Brentano sich in diesem Verhältniß wie sonst in seinem Leben als grober Sinnenmensch betrug, und 2) daß Bettina die von ihr herausgegebenen Schriftstücke in willkürlichster Weise umgestaltete, so daß diese nur dann als authentisch zu benutzen sind, sobald sie durch wirklich originale Actenstücke ihre Bestätigung erhalten. Wenn die Vertheidiger der Brentano'schen Familie meinen, daß

Digitized by Google

ein genialer Dichter eine andere Moral habe als andere Menschenkinder, und daß die Herausgeberin Bettina mit ihrem Stoffe frei schalten durfte, so verwechseln sie in letzterem Falle in höchst bedauerlicher Art ästhetische und kritische Grundsätze und huldigen in ersterem Falle moralischen Ansichten, denen ich nicht folgen kann. Beliebt es ihnen dann, mich und die Vertheidiger meiner Anschauungen Philister zu nennen, so bleibe ihnen dies unbenommen. Mich freut es, daß Männer wie G. Valbert [V. Cherbuliez] (Revue des deux mondes, Bd. 127, S. 689 fg.) und A. Chuquet (Rev. critique 1895, Bd. II, S. 33 fg.) durchaus meine Ansicht theilen. Ebenso E. Jeep, dessen Büchlein: Karoline von Günderode, Mittheilungen über ihr Leben und Dichten, Wolfenbüttel (ohne Jahreszahl, 1895), die Schreibweise „Günderrode" als richtig erwiesen hat und der in längerer Ausführung über die angeblichen Ansprüche der Helmine von Chezy auf das Gedicht „Ist alles stumm und leer" und über das Drama „Nikator" gehandelt hat. Seine Ausführungen sind in dem vorstehenden Aufsatze berücksichtigt. Dagegen bedurfte es keines Eingehens auf die in Folge meines Buches erschienene Schrift: „Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Mittheilung über deren Verhältniß. Heidelberg. K. Groos. 1895." (Der Verleger ist zugleich der Autor.) Denn dies Schriftchen enthält (vgl. Frankf. Ztg., 21. Juni 1895, 2. Morgenblatt) nichts Neues, sondern nur den Wiederabdruck eines im Frankfurter Conversationsblatt 1862, von Creuzer'schen Erben ausgehenden Artikels und nichtssagende Folgerungen, die daran geknüpft werden.

[19]) (Zu S. 177.) Die Männer. Anm. Clemens'.

[20]) (Zu S. 177). „Nächstens schicke ich die folgenden Verse, die Post geht ab." So schreibt Clemens. Die Strophen „Sind nicht dein Thron" bis „Schönheit zu ersetzen" stehen auf einen Bogen und gehörten offenbar zu einem nicht mehr erhaltenen Briefe. Die Strophen dagegen „Sie wähnen gar" — „Liebe walten" sind auf die dritte und vierte Seite des Briefbogens geschrieben, auf dessen erster Seite das oben mitgetheilte Briefchen steht; sie sind eben die „letzten Verse", wie Clemens am Anfange des Briefes sagt.

[21]) (Zu S. 179. Vgl. „Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin." (Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg an Fräulein aus dem Winckel.) Herausgegeben von Wolf v. Metzsch-Schilbach. Mit zwei Porträts. Berlin 1893. K. Sigismund. 307 S. — Der Artikel ist zuerst gedruckt Frankf. Ztg., 5. Dec. 1893. Vieles ist bei dem jetzigen Abdruck neu hinzugefügt. Emil Jacobs hat in der D. Lit.-Ztg. 2. Sept. 1893 darauf hingewiesen, daß die Briefe der Künstlerin nicht nach den Originalen, sondern nach den Concepten gedruckt sind. Die Daten weisen Verschiedenheiten auf; im Ausdruck sind zahllose Aenderungen eingetreten; auch vielfache kleinere und größere Zusätze, einzelne 26—29 Zeilen. So bedauernswerth diese Thatsachen für den Werth der Ausgabe an sich sind, so sind sie doch schwerlich im Stande, das Urtheil über das Wesen und die Eigenthümlichkeiten der Briefe selbst zu erschüttern. Im Folgenden stelle ich hauptsächlich aus ungedruckten Briefen (Böttigerana der königl.

Digitized by Google

öffentl. Bibliothek in Dresden), die mir erst während des Druckes dieses Buches bekannt wurden, einzelne Notizen über Therese und einzelne Urtheile über den Herzog zusammen. Ch. G. v. Voigt, der bekannte weimarische Minister, schrieb an Böttiger (1809): „Therese Winkel hat mir einen angenehmen Abend auf dem Stadthause gewährt. Ihr Harfenspiel verdient Bewunderung und ich wagte es ihr zu sagen, als sie mit Frau v Schiller sprach." Derselbe Voigt schrieb an Böttiger (Weimar, 28. Juli 1808): „Mit dem Herzog von Gotha habe ich neulich zwei volle Stunden conversirt, und zwar sehr, sehr verständig. Daß der Schluß der Materie jeder Unterhaltung in einer witzigen Sentenz ausgesprochen wird, dient zur Unterhaltung, welche itzt ὁ πάνυ Goethe mit ihm in Karlsbad auch pflegen wird." — Ausführliche Mittheilungen über den Herzog August in Reichard's Selbstbiographie (ed. Uhde, Stuttgart 1877); über seine Schriftstellerei besonders merkwürdig S. 494—496. Ueber die Begegnung des Herzogs (damaligen Erbprinzen) mit Frau v. Stael berichtete Fr. Jacobs (an Böttiger, 22. Jan. 1804): er sei dabei gewesen, es wäre höchst interessant gewesen, „ein so offenes Spiel der Geistescoquetterie und gegenseitiger Eroberungspläne als Zuschauer zu begrüßen, ein Spiel, das hier durch den Gegensatz von Methode und gänzlicher Unmethode und die Mischung von Männlichem in dem Weibe und von Weibischem in dem Manne doppelt pikant wurde." — Am 11. Mai 1819 (an Böttiger) preist Jacobs seine Taubheit, weil diese ihn verhindere, stundenlang mit dem Herzog „an seinem mehr ewigen als der Ewigkeit würdigen emilianischen Roman" zu arbeiten.

[22]) (Zu S. 195.) Zuerst gedruckt: Frankf. Ztg., 24. Januar 1893. Veranlassung zu dem Aufsatz gab das Buch: „Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm v. Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von Heinrich Meisner. Nebst einem Porträt." Leipzig, F. A. Brockhaus, 1893. VIII und 238 S. Meisner's Ausgabe ist vortrefflich. Die Einleitung stellt das, was man über das Leben der Frau weiß, zum Theil unter Benutzung und Abdruck neuer Quellen zusammen; jedem einzelnen Briefe geht eine knappe Darlegung des Erklärungsbedürftigen voran, den Schluß des Ganzen macht eine sehr kurzgefaßte, aber ausreichende Angabe der Literatur aus.

[23]) (Zu S. 227.) Das Vorstehende, zuerst in den „Münchener Neuesten Nachrichten" 11. u. 13. Sept. 1890 gedruckt, war ursprünglich ein Vortrag, den ich in Hamburg und seitdem in verschiedenen anderen deutschen Städten gehalten habe. In dem ersten Vortrage war dem Orte entsprechend ein besonderer Nachdruck auf das „Liederbuch der hanseatischen Legion" gelegt worden; bei Wiederholungen des Vortrags, namentlich in Berlin, wurde das Preußisch-Berlinische in erster Linie berücksichtigt. Die diesem Gegenstand gewidmeten Betrachtungen gingen großentheils in den zweiten Band meines Buches: Berlin, Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt, Berlin 1895, S. 331 ff., über. Sie hier zu wiederholen, ging natürlich nicht an; daher finden sich zwischen dieser und jener Darstellung verhältnißmäßig

Digitized by Google

wenige Berührungspunkte; ganz besonders mußte das am Anfang des Vortrags kurz über Jahn und Fichte Angedeutete in der dem Vortrag angemessenen Kürze belassen und durfte nicht nach der breiteren Darstellung des Buches vermehrt werden. Die Skizze heißt absichtlich „Deutsche Dichtung", nicht „Die deutsche Dichtung". Damit soll bereits ausgedrückt werden, daß auf eine irgendwie erschöpfende Darstellung der in jener Zeit und unter dem Einfluß ihrer Ideen sich entwickelnden Dichtung verzichtet, sondern nur eine Andeutung einzelner Hauptrichtungen beabsichtigt wird. Benutzt sind außer den Gedichtsammlungen Einzelner: Arndt, Schenkendorf, Stägemann; Zeitungen: Berliner und andere, z. B. die „Deutschen Blätter" 1813; die bekannten Sammlungen von Dithfurth und Kletke; Des deutschen Volkes feuriger Dank und Ehrentempel von K. Hoffmann, 1814; besonders: Der Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte, seine Familie und seine Anhänger, 12 Bändchen, Stuttgart 1849. Ferner viele Einzeldrucke aus der städtischen (Göritz-Lübeckischen) Bibliothek in Berlin. — Die vielfach eingesehene neuere Literatur braucht nicht im Einzelnen angeführt zu werden. Ebensowenig habe ich geglaubt, ein Gesammturtheil geben zu sollen; mir kam es mehr darauf an, die Zeugnisse sprechen zu lassen, als Lob und Tadel zu ertheilen. Ueber Goethe's „Epimenides" ist neuerdings eine lebhafte Discussion geführt worden, die mir wohl bekannt ist; ich stehe im Allgemeinen auf dem von O. Lorenz (Goethe-Jahrbuch Bd. 17) vertretenen Standpunkte.

[24]) (Zu S. 232; im Texte ist leider die Anmerkungsziffer fortgeblieben.) Merkwürdiger Weise ist das Gedicht auch in dem Druck (Arnim's Werke Bd. 22, Nachgel. Schriften Bd. 6) zweitheilig geblieben. Diese Seltsamkeit könnte die Vermuthung erregen, daß die betreffenden Gedichte gar nicht nach der Handschrift, sondern nach dem Druck im Veit'schen Musenalmanach wieder veröffentlicht sind. Eine Bestätigung findet die eben geäußerte Vermuthung darin, daß die Gedichte genau in der Reihenfolge des Almanachs gedruckt sind.

[25]) (Zu S. 245.) Der Haupttheil der vorstehenden Mittheilung war in der Neuen Freien Presse, 7. Febr. 1895, gedruckt; ein Brief der Bettina in der Zeitschrift „Im Deutschen Reich", August 1895; einiges Andere (Brief Arnim's, Contractentwurf, Veit's Charakteristik der Bettina) ist hier zum ersten Male gedruckt. Alle diese Actenstücke sind dem M. Veit'schen Nachlaß entnommen, der auch für die folgenden Abhandlungen das Material gegeben hat. Aus diesem Grunde ist in ihnen der Hauptnachdruck auf das Verhältniß der Betreffenden zu Veit gelegt. Zu S. 241 ist nachzutragen, daß Bettina über Nathusius in den Halleschen Jahrbüchern 1839, Nr. 254 fg. einige Briefe veröffentlichte.

[26]) (Zu S. 265.) Die vorstehende Mittheilung ist in der Form, in der sie hier steht, noch nicht veröffentlicht. Sie besteht außer der kurzen Einleitung, zu der ein Abschnitt meines Buches über „Berlin" im Wesentlichen benutzt worden ist, aus drei Actenstücken, die alle drei dem Veit'schen Nachlasse (vergl.

Digitized by Google

die Bemerkung zur vor. Nr.) entnommen sind. Von diesen drei Actenstücken ist das eine, der Brief Mundt's an Stieglitz, gedruckt in der „Gegenwart" 1894, Nr. 36, S. 151 f., das zweite, der Brief Veit's an Baron Stieglitz in der Zeitschrift „Im Deutschen Reich", August 1895; das dritte, der Brief von H. Stieglitz an M. Veit, war bisher ungedruckt. Die beiden ersten Briefe sind nach dem Concept bezw. nach der Abschrift, der dritte Brief nach dem Original gedruckt. — Als ein interessanter Nachtrag, der im Text keine Verwendung finden konnte, mag auf eine Stelle in Bachmann, Hengstenberg's Leben, 1880, II, S. 312, hingewiesen werden. Hengstenberg schrieb über das Buch in der Evangelischen Kirchenzeitung 1835, S. 750 ff. Tholuck, der an dem „krampfhaft penetranten" Stil den Verfasser des „Denkmals" erkannt hatte, schrieb: „Es ist, wie wenn Einer aus der Stube liefe, wo jene Geistreichen sitzen, und die Thüre zuschmisse, daß es donnert. Aber für mich selbst ein Fest und ebenso wie die früheren wahrhaft erbauend. Auch Ullmann war sehr ergriffen." — Zu beachten ist auch Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel I, 283 ff.

[27]) (Zu S. 290.) Die Briefe Veit's an Haym sind mir von dem Adressaten in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt worden, wofür ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank sage. — Veit über Haym's Columbus Vossische Zeitung, 4. Juni 1856.

[28]) (Zu S. 295.) Auch der vorstehende Aufsatz ist in dieser Form noch gar nicht, ein Theil überhaupt noch nicht gedruckt worden. Der Hauptheil über Schefer (erschienen im November und December 1895 in der Zeitschrift „Im Deutschen Reich", Berlin) bildete den dritten in einer Reihe von Artikeln, die den Gesammttitel „Aus M. Veit's Leben" führten. Ihr Gemeinsames bestand in zwei Umständen, erstens darin, daß sie alle aus ungedrucktem Material bestanden, das mir aus M. Veit's Nachlaß zur Verfügung gestellt war, zweitens darin, daß sie das Verhältniß eines Schriftsteller-Buchhändlers, der zugleich Jude war, zu deutschen Schriftstellern christlicher Confession zeigen sollten. Der erste: „M. Veit und die Berliner Musenalmanache" (Juli 1895) enthält zu viele Einzelheiten; aus dem zweiten: „Henriette Herz, Bettina von Arnim, Charlotte Stieglitz (August 1895) ist Einiges in Nr. 11 und 12 dieses Bandes benutzt worden. Die vorliegende Nr. 13 setzt sich zusammen aus dem obenerwähnten Aufsatze, dessen Anfang umgestaltet werden mußte, da er sich auf die in derselben Zeitschrift vorangehenden Aufsätze bezog. Sodann aus einem ganz kurzen, hier unentbehrlichen Stück über Werder als Dichter (mein Buch über Berlin, II, S. 443 fg.), sowie den in der „Gegenwart" 1895 veröffentlichten Gedichten und dem größern bisher ungedruckten Passus über Werder's Freundschaft mit Veit und sein Drama: Columbus.

[29]) (Zu S. 296.) Zuerst gedruckt: Westermann's Monatshefte, October 1893.

[30]) (Zu S. 326.) Der Aufsatz über Fanny Lewald ist nur theilweise in der „Deutschen Dichtung", 1. Nov. 1889, gedruckt. Als ich ihn Freund Franzos

Digitized by Google

für seine Fanny Lewald-Nummer gab (nach leidiger Gewohnheit sehr spät), mußte ich, da die Nummer bereits größtentheils gedruckt war, mich nach dem verfügbaren Raum einrichten und, wie ich fürchte, zum Schaden des Aufsatzes, 120 von den 500 Druckzeilen opfern, welche der Aufsatz in seiner ursprünglichen Form einnahm. Hier gebe ich ihn vollständig, wie er zuerst geschrieben war, freilich mit mancherlei stilistischen Aenderungen, ohne daß ich die einzelnen Stellen näher bezeichne, welche beim ersten Druck ausgeschieden werden mußten oder welche bei der Bearbeitung eine andere Gestalt annahmen.

[81]) (Zu S. 373.) Zuerst gedruckt: Westermann's Monatshefte, Februar 1894.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

RETURN TO→ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

~~JUN 26 1987~~		

FORM NO. DD6,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

YC 01509

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY









Digitized by Google



Digitized by Google